

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Bettina Brockmeyer, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Sabine Schäfer (Hrsg.) |
Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken

Mareike Böth | Zum Verhältnis von Geschlechter- und Praxistheorie aus Sicht einer
Historikerin

Karen Nolte | Schmerz und Geschlecht im 19. Jahrhundert. Praxistheoretische Rekon-
struktionen

Malaika Rödel | Natur, Technologie und Geschlecht im Diskurs der Präimplantations-
diagnostik

Olaf Stieglitz | The American Crawl – Praktiken von Geschlecht und Moderne in
US-amerikanischen Schwimmbecken, 1900–1940

Nicole Kirchhoff, Benjamin Zander | Zum Verhältnis von Körperbildern und Körperprak-
tiken bei der Herstellung von Geschlecht durch männliche und weibliche Jugendliche

Anne-Laure Garcia, Ina Dietzsch | Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand. Epistemo-
logische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“

Eva Maria Hinterhuber, Simon Möller | Im toten Winkel – Genderdiskurs und Verkehrs-
mitteldesign

Silvia Förtsch, Ute Schmid | Eine Analyse geschlechtsspezifischer Erfolgserwartungen
unter Informatikstudierenden

Brigitte Liebig, Martina Peitz | Väter und der Umgang mit den Widersprüchen flexibler
Arbeitsformen

1 | 18

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 1

10. Jahrgang 2018

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Praxeologien des Körpers**

Bettina Brockmeyer, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Sabine Schäfer	Vorwort	7
--	---------	---

Schwerpunkt

Mareike Böth	„Why all the fuss about practice theory?“ Zum Verhältnis von Geschlechter- und Praxistheorie aus Sicht einer Historikerin	13
Karen Nolte	„Leiden mit Geduld“ – Schmerz und Geschlecht im 19. Jahrhundert. Praxistheoretische Rekonstruktionen	29
Malaika Rödel	What matters? – Natur, Technologie und Geschlecht im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik	47
Olaf Stieglitz	The American Crawl – Praktiken von Geschlecht und Moderne in US-amerikanischen Schwimmbecken, 1900–1940	63
Nicole Kirchhoff, Benjamin Zander	„Aussehen ist nicht wichtig!“ – Zum Verhältnis von Körperbildern und Körperpraktiken bei der Herstellung von Geschlecht durch männliche und weibliche Jugendliche	81

Offener Teil

Anne-Laure Garcia, Ina Dietzsch	Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand. Epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“ am Beispiel des medizinischen Diskurses	100
------------------------------------	---	-----

Eva Maria Hinterhuber, Simon Möller	Im toten Winkel – Genderdiskurs und Verkehrsmitteldesign	115
Silvia Förtsch, Ute Schmid	Frauen in der Informatik: Können sie mehr als sie denken? Eine Analyse geschlechtsspezifischer Erfolgserwartungen unter Informatikstudierenden	130
Brigitte Liebig, Martina Peitz	Zeit-Nischen oder Familienzeit? Väter und der Umgang mit den Widersprüchen flexibler Arbeitsformen	151

Rezensionen

Heike Mauer	Sabine Hark/Paula-Irene Villa, 2017: Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart	167
Anna Beckmann	Véronique Sina, 2016: Comic – Film – Gender. Zur (Re-)Medialisierung von Geschlecht im Comicfilm	170
Sylka Scholz	Stefan Horlacher/Bettina Jansen/Wieland Schwanebeck (Hrsg.), 2016: Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch	173
Cita Wetterich	Isabelle Ihring, 2015: Weibliche Genitalbeschneidung im Kontext von Migration	176

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Praxeologies of the Body**

Bettina Brockmeyer, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Sabine Schäfer	Introduction	7
--	--------------	---

Essays

Mareike Böth	“Why all the fuss about practice theory?” A historian’s perspective on the relation between gender and practice theory	13
Karen Nolte	“Patiently suffering” – Praxeological reconstructions of pain and gender in the 19th century	29
Malaika Rödel	What matters? – Nature, technology and gender in the discourse on preimplantation genetic diagnosis	47
Olaf Stieglitz	The American crawl – Practices of gender and modernity in United States’ swimming pools 1900–1940	63
Nicole Kirchhoff, Benjamin Zander	“Appearance doesn’t matter” – About the relation between body images and body practices when pupils do gender during puberty	81

Essays: Open Part

Anne-Laure Garcia, Ina Dietzsch	Breastfeeding. Epistemological reflection on medical discourses on a “naturally social fact”	100
Eva Maria Hinterhuber, Simon Möller	In the blind spot: Gender discourse and vehicle design	115

Silvia Förtsch, Ute Schmid	Women in computer science: Are they more capable than they think? An analysis of gender-specific expectations of success among computer science students	130
Brigitte Liebig, Martina Peitz	Time niches or family time? How fathers deal with the contradictions inherent in flexible working arrangements	151

Book Reviews

Heike Mauer	Sabine Hark/Paula-Irene Villa, 2017: Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart	167
Anna Beckmann	Véronique Sina, 2016: Comic – Film – Gender. Zur (Re-)Medialisierung von Geschlecht im Comicfilm	170
Sylka Scholz	Stefan Horlacher/Bettina Jansen/Wieland Schwanebeck (Hrsg.), 2016: Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch	173
Cita Wetterich	Isabelle Ihring, 2015: Weibliche Genitalbeschneidung im Kontext von Migration	176

Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken

Bettina Brockmeyer, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Sabine Schäfer

Der Körper ist seit den 1970er-Jahren ein zentraler Gegenstand der Geschlechterforschung. Von Büchern wie *Unser Körper, unser Leben*, die dem feministischen Aktivismus der Selbsterfahrungsgruppen und einer radikalen Medizinkritik verpflichtet waren, über die vielfältigen Debatten zu Reproduktionstechnologien und Biomedizin bis hin zu den Diskussionen darüber, auf welche Weise Körper überhaupt vergeschlechtlicht werden und welche Rolle dabei gesellschaftliche Machtverhältnisse, Sexualitätsregime und Politiken der Normalisierung spielen, ist Körperlichkeit immer wieder kontrovers diskutiert worden.

Zentral ist dabei die Einsicht, dass Körper und Geschlecht ‚gemacht‘ und ‚getan‘ werden, dass sie ‚hervorgebracht‘ und ‚hergestellt‘ werden. Was aber bedeutet es, Körper und Geschlecht zu ‚machen‘ und zu ‚tun‘? Welche Arten von Tätigkeit und Praxis sind dabei gemeint? Wer sind die Akteur*innen? Und wie stellt sich das Verhältnis von Wissen, Diskurs und Erfahrung dar, wenn wir den Blick primär auf Praktiken lenken? Wichtige Impulse für die theoretische und empirische Auseinandersetzung mit diesen Fragen sind in den vergangenen Jahren vom sogenannten *practice turn* sowie von den Praxistheorien im Anschluss an Pierre Bourdieu und Judith Butler ausgegangen.

Insbesondere in der Soziologie, aber auch in der Geschichtswissenschaft und der Philosophie sind dabei unter dem Namen „Praxeologie“ Theorieperspektiven formuliert worden, die trotz aller – auch disziplinär begründeter – Unterschiede gewissermaßen konvergieren. Der vieldeutige Praxisbegriff taucht vor allem dort auf, wo es darum geht, die Dichotomien von Handlung und Struktur, Erfahrung und Diskurs, Körper und Intellekt zu überwinden bzw. frühere Überwindungsversuche einer erneuten kritischen Befragung auszusetzen. Schließlich sind sowohl der Konstruktivismus mit der These der diskursiven Verfasstheit der Wirklichkeit und des Körpers als auch die Phänomenologie des Leibes mit dem Anliegen angetreten, diese Dichotomien zu überwinden. Worin also liegt das besondere Potenzial praxeologischer Zugänge?

Andreas Reckwitz zufolge zeichnet sich eine „Theorie sozialer Praktiken“ vor allem durch drei Merkmale aus: Erstens stellen Praktiken „die kleinste Einheit“ des Sozialen“ (Reckwitz 2003: 288)¹ dar. Denn das Soziale konstituiert sich grundlegend in den Tätigkeiten. Zweitens interessiert sich eine praxeologische Perspektive für die materielle Struktur von Tätigkeiten, da sich eine Praxis, so Reckwitz, stets aus bestimmten routinisierten Bewegungen des Körpers und Artefakten zusammensetzt. Drittens betont Reckwitz in Anlehnung an Polanyi, dass Praktiken ein implizites Wissen, ein „tacit knowledge“, inhärent ist. Dieses Wissen bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Wiederholung und Offenheit bzw. Routine und Unberechenbarkeit. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, wie Thomas Alkemeyer betont, dass Körper nicht „zu bloßen Vollzugsorganen von Praktiken herabgesetzt“ (Alkemeyer 2017: 55)² werden, son-

1 Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.

2 Alkemeyer, Thomas (2017). Praktiken und Praxis. Gegenständlicher und gelebter Körper in den Vollzügen von Ordnungs- und Selbstbildung. *Phänomenologische Forschungen*, 2, 41–56.

dem dass ihr „vermittelt-unmittelbares Erkenntnis- und Selbstorganisationsvermögen“ (Alkemeyer 2017: 55) in Betracht gezogen wird.

Implizites Wissen, Artefakte und Körper, oder genereller Strukturen und Materialitäten, sind in Praktiken eingebunden und bringen diese hervor. Hierüber eröffnet sich beispielsweise ein „anderer Blick auf die Dinge“ (Manz 2015),³ indem Artefakte nicht als Hilfsmittel menschlichen Handelns verstanden werden, sondern ihre konstitutive Bedeutung für soziale Praxis erkennbar wird. Für die Geschichtswissenschaft, die es mit vergangenen, nicht mehr beobachtbaren Geschehnissen zu tun hat, bieten praxeologische Ansätze eine Möglichkeit, die Basiskategorien historischen Forschens, nämlich Strukturen und Handlungen, sowie Makro- und Mikroperspektiven auf einer methodischen Ebene zusammenzubringen (vgl. dazu grundlegend Welskopp 2001).⁴ Ein besonderes Potenzial der Praxeologie, dessen empirische Umsetzung nach wie vor hinter der Anzahl theoretischer Ausführungen zurückbleibt, liegt darin, dass sie eine Heuristik anbietet, die Gesellschaften und gesellschaftlichen Wandel beschreibbar werden lässt, ohne Dualismen zu (re)produzieren.

Gemeinsam ist den unterschiedlichen Zugängen zur „Praxeologie“, dass sie einen rationalistisch und individualistisch verkürzten Handlungsbegriff infrage stellen. Denn aus praxistheoretischer Perspektive fehlt den Handlungstheorien ein Verständnis von Tätigkeiten, die nicht intentional sind und als Teil eines komplexen sozialen Gefüges verstanden werden müssen. Daraus ergibt sich ein besonderes Interesse nicht nur an impliziten Wissensprozessen, sondern auch an den affektiven Dimensionen von Handlungsvollzügen. Zudem legen praxeologische Ansätze ein Verständnis von Gesellschaft nahe, demzufolge diese weder lediglich als Struktur- noch als Interaktionszusammenhang zu fassen ist, sondern vielmehr als prozesshafter Zusammenhang multipler Verhältnisse, die durch Praktiken hervorgebracht werden.

Ansätze der Geschlechterforschung werden vor allem in der soziologischen Diskussion der Praxistheorien rezipiert. Insbesondere das ethnomethodologische Konzept des *doing gender*, demzufolge Geschlechtszugehörigkeiten und -identitäten als soziale Konstruktionen zu verstehen sind, die aus fortwährenden Herstellungsprozessen resultieren (vgl. bspw. West/Zimmerman 1987),⁵ wird häufig in die Nähe der Praxeologie gerückt. Vernachlässigt wird dabei allerdings, dass zwischen dem Doing-Gender-Ansatz und einer praxeologischen Perspektive systematische Unterschiede bestehen. Denn Letzterer geht es nicht so sehr um die Analyse von Interaktionsbeziehungen, sondern um die Körperlichkeit, Materialität und Sozialität, die durch Praktiken konstituiert und reproduziert werden. So relativiert der Fokus auf Praktiken, die immer zugleich individuell und kollektiv sind, den Subjekt- und Akteursbegriff, der im Paradigma des Interaktionismus vorausgesetzt wird.

Auch Judith Butlers Theorie der Performativität von Geschlecht wird im Zusammenhang mit praxeologischen Perspektiven diskutiert. Ihr Performativitätskonzept antwortet nämlich auf eine Frage, die im Kontext der Praxeologie gestellt wird: Sind soziale

3 Manz, Ulrike (2015). Ein anderer Blick auf die Dinge. Von „Pflegehilfsmitteln“ zu „Partizipanden des Tuns“. *Pflege und Gesellschaft*, 20(3), 213–226.

4 Welskopp, Thomas (2001). Die Dualität von Struktur und Handeln. Anthony Giddens' Strukturierungstheorie als „praxeologischer“ Ansatz in der Geschichtswissenschaft. *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 19, 99–119.

5 West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.

Praktiken vor allem vorreflexiv und routinisiert oder durch ihre Eigensinnigkeit und damit durch ihr kulturell innovatives Potenzial gekennzeichnet? Für Butler ist diese Frage streng genommen obsolet, denn der Begriff der Performativität artikuliert ja gerade die Verschränkung von Routine und Veränderung, zwischen Wiederholung und Subversion. Geht Butler in dieser Hinsicht also über eine Dichotomie, die die Praxistheorie mit ihrer Unterscheidung von Routine und Offenheit neu auflegt, hinaus, so lässt ihre konstruktivistische Perspektive jedoch jene Eigensinnigkeit des gelebten Körpers außer Acht, die phänomenologische Ansätze betonen. Eine Engführung von Praxeologie und Konstruktivismus erscheint daher ebenso problematisch wie die von Praxeologie und Interaktionismus oder die von Praxeologie und Phänomenologie, die wiederum die sozialtheoretische Dimension vernachlässigt. Unseres Erachtens liegt gerade in der Tatsache, dass der Praxisbegriff einerseits Anchlüsse an bisherige Konzeptionen des Verhältnisses von Körper und Geschlecht bietet, andererseits deren Grenzen markiert, das Potenzial der Praxeologie im Hinblick auf das Unternehmen, Geschlecht neu zu denken.

Praxistheorien geben vor allem zwei wichtige Impulse für die aktuelle Geschlechterforschung: Zum einen erlaubt es der Fokus auf Praktiken bzw. Praxen, das Verhältnis von Materialität und Diskurs neu zu beleuchten, und zwar so, dass Materie weder als passives ‚Material‘ erscheint, dem erst Diskurse Form verleihen, noch dass sie – im Gegenzug – ontologisch überhöht wird. Praktiken als körperliche Tätigkeiten im Vollzug zu begreifen und zugleich als Teil gesellschaftlicher Prozesse, bedeutet auch, ihre technischen, medialen und ökologischen Vermittlungen – die Bezogenheit auf Dinge, Stoffe und Lebewesen – zu berücksichtigen. Wenn Praxis in diesem Sinne materiell ist, ist umgekehrt ‚Materie‘ keine Substanz und kein der Praxis vorgelagerter Realitätsbereich, sondern immer schon in der Praxis und durch Praktiken auf spezifische Art und Weise modifiziert.

Der zweite wichtige Impuls, der von einer praxeologischen Perspektive ausgeht, betrifft die Debatte um Intersektionalität. Grundsätzlich gehen wir davon aus, dass relationale Differenzkategorien wie *race*, *class*, *gender* nicht ohne die sie konstituierenden und durch sie konstruierten Elemente der Macht sowie Möglichkeiten von deren Subversion zu denken sind. Die Erforschung der Prozesse der Herstellung dessen, was Geschlecht meint, kann nicht losgelöst von einer Analyse der vielfältigen Formen der Macht erfolgen. Allerdings wurde in der Intersektionalitätsdebatte immer wieder darauf hingewiesen, dass eine Theorie, die der Komplexität der verschiedenen Machtverhältnisse gerecht werden will, nicht auf der Ebene von ‚Kategorien‘ operieren, sondern gesellschaftliche Verhältnisse in den Blick nehmen sollte. Dieser Perspektivwechsel von ‚Kategorien‘ zu ‚Verhältnissen‘ ist dabei unserer Auffassung nach praxeologisch zu verstehen. Schließlich kann eine Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse dort besonders effektiv ansetzen, wo diese als *in the making*, also als aus Praxisvollzügen resultierend, begriffen werden.

Der vorliegende Heftschwerpunkt knüpft an diese Überlegungen an und sucht das Verhältnis von Geschlechterforschung und Praxistheorie näher zu bestimmen und die genannten Potenziale auszuloten. Grundlegende Überlegungen im Vorfeld dieses Themenschwerpunktheftes gehen auf die mehrjährige Arbeit innerhalb des von 2009 bis 2015 DFG-geförderten wissenschaftlichen Netzwerkes „Praxeologien des Körpers“⁶

6 Mitglieder des DFG-Netzwerks waren: Bettina Brockmeyer, Karin Klenke, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Karen Nolte, Heike Raab, Malaika Rödel, Eva Sänger, Uta Schirmer, Sigridur Thorgeirsdottir, Karen Wagels, Mica Wirtz. Sabine Schäfer war nicht Teil des Netzwerks, sondern hat den vorliegenden Heftschwerpunkt vonseiten der Redaktion und der Herausgeberinnen der GENDER betreut.

zurück. Das Netzwerk hatte es sich zum Ziel gesetzt, praxeologische Perspektiven auf die Kategorie Geschlecht bezogen kritisch zu reflektieren. Es hat diese Fragestellung in interdisziplinärer Zusammensetzung diskutiert, um Grenzen und Leerstellen der jeweiligen Zugänge ausfindig zu machen und produktiv zu wenden. Da das Netzwerk von Beginn an auf den Austausch mit weiteren Forschenden ausgelegt war, ist das schriftliche Endprodukt auch in diesem Sinne gehalten. In einem Call for Papers haben wir dazu aufgerufen, aktuelle Forschungsergebnisse im Bereich der Praxeologie und Geschlechterforschung einzureichen. Wir wurden von den zahlreichen und thematisch vielversprechenden Einsendungen überrascht und gleichzeitig darin bestätigt, dass die Frage, wie eine produktive Verknüpfung herzustellen ist, nach wie vor virulent ist. Wir danken an dieser Stelle allen, die einen Artikelvorschlag eingesendet hatten. Es liegt in der Praktik aktuellen Publizierens begründet, dass nur eine kleine Auswahl in diesem Heft präsentiert werden kann. Diese Auswahl soll die thematische und methodische Bandbreite des Feldes andeuten und erste Ergebnisse vorstellen.

Mit der Empirie einer Praxisirritation arbeitet *Mareike Böth* in ihrem Artikel, in dem sie frühneuzeitliche Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1651–1722) analysiert. Höfisches Kleiden und Agieren einer konkreten historischen Akteurin erlauben, interpretiert innerhalb eines praxeologischen Sets aus Handlungen und Strukturen, Rückschlüsse auf zeitgenössische Vorstellungen und zugleich Umdeutungen von Stand und Geschlecht. Böth führt intersektionale und praxeologische Ansätze zusammen und diskutiert aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive zentrale geschlechtertheoretische Konzepte im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Praxistheorie.

Karen Noltes Artikel nimmt weitere wichtige Aspekte praxeologischer Forschung in den Blick: Subjektivität und implizites Wissen. Nolte zeigt, dass praxeologische Zugänge einen innovativen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Statt der lange und intensiv beforschten Frage nachzugehen, wie authentisch Schmerzbeschreibungen die Empfindungen der Betroffenen wiedergeben, interessieren Nolte Praktiken im Umgang mit Schmerz. Dabei geht es besonders um die Frage, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken im Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind.

Malaika Rödel zeigt am Beispiel der öffentlichen Debatten über die Präimplantationsdiagnostik (PID) in den Jahren 2000 bis 2011, wie Geschlecht und die Grenze von Natur und Technologie verhandelt werden. Sie stellt die diskursiven Praktiken ins Zentrum ihrer Analyse, die dazu geführt haben, dass sich die Wahrnehmung der PID von einer problematischen Selektionsdiagnostik zu einer ersehnten Hilfe für Paare mit Kinderwunsch wandelte. Unter Rückgriff auf die Science and Technology Studies und insbesondere das Konzept der „Reinigungsarbeit“ von Bruno Latour rekonstruiert sie, wie diskursive Praktiken zu einer „strategischen Naturalisierung“ (Thompson) technologischer Möglichkeiten führen, die diese Praktiken selbst unsichtbar macht.

Der Beitrag von *Olaf Stieglitz* fügt den Debatten um Praxeologie u. a. die Frage nach der Visualität der Praktiken hinzu. Stieglitz befasst sich mit der Genealogie einer im frühen 20. Jahrhundert in den USA boomenden Sportart: dem Schwimmen, genauer dem Kraulen. Anhand von Lehrbüchern, Fotografien und Beschreibungen junger Schwimmerinnen werden Praktiken der Normalisierung und insbesondere die über Kategorien wie *race* und *gender* konzipierten Körper analysiert. Der Beitrag diskutiert, inwiefern

Schwimmen in den USA den menschlichen Körper ‚modern‘ machte und verbunden war mit normativen Vorstellungen von Aussehen, Handeln, Können und körperlicher Leistungsfähigkeit.

Der Beitrag von *Nicole Kirchoff* und *Benjamin Zander* untersucht Herstellungspraktiken von Geschlecht durch Jugendliche. Von besonderem Interesse ist dabei die Verwendung eines innovativen methodischen Vorgehens, das als „Gruppenwerkprozess“ benannt wird und eine Erweiterung des Gruppendiskussionsverfahrens auf der visuellen Ebene durch die „Bilder-Collage“ und das „Gruppen-Selfie“ darstellt. Die Frage, wie genau Praktiken im Hinblick auf Körper empirisch erforscht werden können und welche methodologischen Implikationen eine praxistheoretische Perspektive auf Körper und Geschlecht mit sich bringt, reflektiert der Beitrag anhand der Beziehung von Körperbildern und Körperpraktiken Jugendlicher.

Die Beiträge verweisen auf die Produktivität praxeologischer Interventionen in die Geschlechterforschung sowie umgekehrt auf die Notwendigkeit, praxeologische Ansätze geschlechtertheoretisch zu durchdenken. Das vorliegende Heft bietet hierfür ein Diskussionsforum.

Offener Teil

Anne-Laure Garcia und *Ina Dietzsch* leiten den Offenen Teil dieser Ausgabe mit einem Beitrag zum Stillen als wissenschaftlichem Gegenstand ein. Vor dem Hintergrund einer gegenwärtig als hegemonial zu bezeichnenden Position, die Stillen als beste Form der Säuglingsernährung bewertet, fragen die Autorinnen nach den Hintergründen für die Macht dieser Position und stellen am Beispiel des medizinischen Diskurses epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“ an.

Ziel des Aufsatzes von *Eva Maria Hinterhuber* und *Simon Möller* ist es, das Gendering industrieller Massenprodukte im Fahrzeugbereich nachvollziehbar zu machen. Sie richten dafür den Blick auf die Geschichte des Mobilitätsdiskurses – vom historischen Geschlechterkampf um das Fahrrad bis zu aktuellen Entwürfen von „Frauenautos“ – und zeigen so, wie Design an der performativen Herstellung von Geschlechtsidentität(en) und der (Re-)Produktion bestehender hierarchischer Geschlechterverhältnisse beteiligt ist.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Silvia Förtsch* und *Ute Schmid* steht eine Analyse geschlechtsspezifischer Erfolgserwartungen unter Informatikstudierenden. Auf Basis des Datenmaterials aus dem ESF-Forschungsprojekt „Alumnae Tracking“ untersuchen die Autorinnen den Einfluss vorangegangener Schulleistungen und intrinsischer Motivation auf die subjektive Einschätzung des Studienerfolgs. Dabei können sie zeigen, dass sich Studentinnen in Bezug auf ihren persönlichen Studienerfolg signifikant unterschätzen, obwohl sie sich im Vergleich zu ihren Kommilitonen in ihren durchschnittlichen Mathematikleistungen nicht unterscheiden und sogar bessere Abiturnoten erzielen.

Unter dem Titel „Zeit-Nischen oder Familienzeit?“ gehen *Brigitte Liebig* und *Martina Peitz* der Frage nach, wie Väter die Widersprüche flexibler Arbeitsmodelle im Kontext von Vereinbarkeitsansprüchen handhaben. Grundlage ihrer Untersuchung sind problemzentrierte Interviews mit 32 Vätern aus familienfreundlichen Unternehmen und

Verwaltungen der Schweiz, deren Analysen zeigen, dass flexible Arbeitsmodelle bei Vätern erst dann zu einer gleichberechtigt(er)en Teilhabe an der Kindererziehung führen, wenn sie mit partnerschaftlich-egalitären Vorstellung verknüpft und durch eine Arbeitskultur unterstützt werden, die Sorgeverantwortung von Vätern berücksichtigt.

Abgerundet wird das Heft durch vier Besprechungen aktueller Veröffentlichungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.

Schwerpunkt

Mareike Böth

„Why all the fuss about practice theory?“¹ Zum Verhältnis von Geschlechter- und Praxistheorie aus Sicht einer Historikerin

Zusammenfassung

Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive beleuchtet der Aufsatz einerseits zentrale geschlechtertheoretische Konzepte (‘doing gender’, ‘doing difference’ bzw. Intersektionalität) als Beiträge zur Praxistheorie und arbeitet andererseits Impulse der aktuellen Praxeologie-Debatte für die Geschlechter- und Körpergeschichte heraus. Die wechselseitigen Potenziale von Geschlechter- und Praxistheorie werden anhand einer Analyse frühneuzeitlicher Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1651–1722) aufgezeigt.

Schlüsselwörter

Praxeologie, Intersektionalität, Geschichtswissenschaft, Geschlecht, Körper, Leib

Summary

“Why all the fuss about practice theory?”
A historian’s perspective on the relation between gender and practice theory

This article first revisits key concepts in gender studies (“doing gender”, “doing difference” and “intersectionality”) from a historical perspective, portraying them as crucial contributions to praxeology. Second, it draws on the impetus which practice theory can provide as regards the history of gender and the body. Based on an analysis of early modern bodily practices described in letters written by Elisabeth Charlotte, Princess Palatine (1652–1722), the article demonstrates how gender theory and practice theory can enrich each other.

Keywords

praxeology, intersectionality, doing gender, history, (lived) body

„Why all the fuss about the body?“, fragte die Mediävistin Caroline Bynum (1995) im Gestus einer (durchaus selbstkritischen) Auseinandersetzung mit dem zu dieser Zeit expandierenden Forschungsfeld der ‚Körpergeschichte‘. Ihre provokativ formulierte Frage hält auch heute noch zur kritischen Reflexion im schnelllebigen Wandel der *cultural turns* an. Denn die wenigsten der seither ausgerufenen „Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften“ (zum Überblick: Bachmann-Medick 2014) dürften das Potenzial haben, umfassende, disziplinübergreifende ‚kulturwissenschaftliche Wenden‘ nach dem Muster des *linguistic turn* auszulösen. Anders scheint dies beim sog. *practice turn* (Schatzki/Knorr Cetina/Savigny 2001; auch Schmidt 2012: 11–14), der nunmehr seit geraumer Zeit die methodisch-theoretische Diskussion in den Kulturwissenschaften prägt (zu dieser Bewertung bspw. Schäfer 2015; kritisch Bongaerts 2007: 251, 257). Mit einer Fokussierung auf die geregelter, routinisierten sowie körperbasierten und ar-

1 Bynum, Caroline (1995). Why All the Fuss about the Body? A Medievalist’s Perspective. *Critical Inquiry*, 22(1), 1–33.

tefaktgebundenen Praktiken (Schatzki 1996: 89, 2002: 72ff., 117; Reckwitz 2003: 290, 2006a: 36) beanspruchen Praxistheorien eine Neuperspektivierung zentraler Fragen der Kulturwissenschaften zu leisten. Denn der analytische Blick auf die Praxis als Bindeglied zwischen Struktur und Handeln verspricht, nicht weniger als das methodisch unproduktive Denken in Dichotomien zu überwinden (Reckwitz 2006b: 2015) und das Zusammenwirken von so zentralen Gegensatzpaaren wie Individuum und Gesellschaft, Materialität und Kulturalität, Natur und Kultur oder Körper und Geist adäquat fassbar zu machen.

Auch in der Geschichtswissenschaft sind seit den 2000er-Jahren die praxistheoretischen Debatten der Nachbardisziplinen aufgegriffen und für die historisch-empirische Forschung in einer Reihe unterschiedlicher Themenfelder, etwa der Ritualforschung, der Selbstzeugnisforschung, der Geschlechtergeschichte, der Wissen(schaft)s-geschichte sowie die Human-Animal Studies produktiv gemacht worden (vgl. etwa Welskopp 2001; Füßel 2006; Reichardt 2007; Füßel/Neu 2010; Freist 2015; Haasis/Rieske 2015; Brendecke 2015). Dabei herrscht keineswegs Einigkeit über die Genealogien historisch-praxeologischer Forschung und Theorieentwicklung. Während Rüdiger Graf die Wurzeln dieser Forschungsrichtung in den reformorientierten Kreisen der Sozialgeschichte um Thomas Welskopp und Sven Reichardt sieht (Graf 2008: 118f.), benennen Lucas Haasis und Constantin Rieske (2015) Historische Anthropologie, Mikrogeschichte und Selbstzeugnisforschung als konzeptionelle Wegmarken zu einer „Historischen Praxeologie“.

Dass die Geschlechtergeschichte in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion um Praxeologie einen weniger prominenten Platz einnimmt, findet eine Entsprechung in der übergeordneten sozial- bzw. kulturwissenschaftlichen Debatte zur ‚Praxeologie‘ (vgl. dazu Manz 2013). Auch hier spielen geschlechtertheoretische Ansätze für Genealogie wie Weiterentwicklung des Forschungsansatzes keine zentrale Rolle. Von den Theoriebildungen der Geschlechterforschung im engeren Sinne finden einzig Judith Butlers performanztheoretische Überlegungen zu Körper und Geschlecht regelmäßig explizit Berücksichtigung (Reckwitz 2003: 285; Schäfer 2013: 196f., 2015: 11; Bedorf 2015: 135; für die Geschichtswissenschaft Freist 2015: 19f.). Dies verwundert. Schließlich ist mit geschlechtertheoretischen Ansätzen bereits früh und bis in jüngste Zeit immer wieder im Sinne einer praxistheoretischen Fokussierung argumentiert worden. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive reflektiert der vorliegende Aufsatz mit dem Konzept ‚doing gender‘ (1) sowie der ‚praxeologischen Intersektionalitätsforschung‘ (3) zwei zentrale geschlechtertheoretische Konzepte als Beiträge zur Praxistheorie. In einem weiteren Schritt (2 und 4) werden diese Konzepte empirisch-historisch aus der Perspektive der frühneuzeitlichen Selbstzeugnisforschung diskutiert und dabei mit theoretischen Impulsen aus der aktuellen Praxeologie-Debatte verknüpft. Ziel des Aufsatzes ist es, anhand der Analyse vergeschlechtlichter Körperpraktiken das wechselseitige Potenzial beider Theoriedebatten füreinander aufzuzeigen. Während die praxistheoretische Debatte mit einem für die Geschlechterforschung nützlichen Konzept zur Differenzierung von in praxi relevanten Wissensformen aufwarten kann, so die zentrale These, können geschlechtertheoretische Konzepte die Praxistheorie um die Dimension der Differenz- und Machtverhältnisse bereichern, die Praktiken unweigerlich herstellen.

1 ‚Doing Gender‘ praxistheoretisch: von der Situativität des Handelns zur Praxis

Das Konzept ‚doing gender‘ wurde 1987 von Candace West und Don H. Zimmerman in die Diskussion eingebracht. Seither ist es zu einem vielzitierten (und vielfältig abgewandelten) Schlagwort in kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen geworden. Eher selten erfährt der ethnomethodologische Ansatz² jedoch die Aufmerksamkeit, die ihm gebührt.³ Die Autor_innen entwickelten das Konzept vor dem Hintergrund eines zunehmenden Befremdens mit der bis dato gängigen ‚sex-gender‘-Unterscheidung als einer Variante der zugrunde liegenden Natur-Kultur-Dichotomie. Im Ringen um einen Neuanfang in der Konzeptualisierung von Geschlecht, in dem die ‚Gleichursprünglichkeit‘ von Natur und Kultur (Gildemeister/Wetterer 1992: 210) in den Blick geraten konnte, fassten West und Zimmerman ‚gender‘ „as a routine, methodical, and recurring accomplishment“ (West/Zimmerman 1987: 126). ‚Doing‘ hebt hier im Sinne eines komplexen Handlungsbegriffs auf die Regelmäßigkeit und nicht-intentionale Routinisiertheit des Tuns als einem wiederholten ausführenden Vollzug ab. Dies lässt sich als implizite Kritik an einem simplifizierenden Handlungsbegriff lesen – ein Moment, das als zentrale Gemeinsamkeit der sog. Praxistheorien gelten kann (Reckwitz 2003: 282, 290; Hirschauer 2004: 73; hierzu auch Manz 2013: 116; Schulz-Schaeffer 2010: 319f., 323; Bongaerts 2007: 251).

Wie West und Zimmerman weiter betonen, ist ‚gender‘ als Produkt eines Komplexes geregelter und routinierter Aktivitäten „undertaken by women and men whose competence as members of society is hostage to its production“ (West/Zimmerman 1987: 126). Angesprochen ist hiermit, dass die Prozesse des alltäglichen ‚doings‘ immer zugleich durch Geschlecht als fundamentales Wissenssystem vermittelt sind (siehe etwa West/Fenstermaker 1995 und Fenstermaker/West 2001: 238) – ein Ansatz, der im deutschen Sprachraum im Rekurs auf ‚doing gender‘ konsequent weiterentwickelt wurde (Hirschauer 2001, 2008; Dölling 2005; Wetterer 2008a, 2008b).

‚Doing gender‘ wird zumeist als Ansatz paraphrasiert, der Geschlecht nicht länger als quasi-authentische Eigenschaft in der Person selbst verankert, sondern als deren alltägliches, interaktives ‚Tun‘ begreift (West/Zimmerman 1987: 140). Auch wenn diese Vorstellung eine fundamentale und herausfordernde Neukonzeption von Geschlecht implizierte (und bisweilen noch immer impliziert), ist sie eine verkürzende Wiedergabe von West und Zimmerman. Denn: „Rather than as a property of individuals, we conceive gender as an emergent feature of social situations“ (West/Zimmerman 1987: 126). Damit wird ‚gender‘ als Kennzeichen sozialer Situationen verstanden, aus denen heraus sozialer Sinn erst generiert wird. Obwohl von den einzelnen handelnden Personen aktiv hergestellt und Produkt ihres Tuns, ist ‚gender‘ also keineswegs inten-

2 Siehe auch Kessler und McKenna (1978). Wenn in praxistheoretischen Arbeiten auf die Ethnomethodologie verwiesen wird, dann recht ausschließlich auf die Arbeiten von Harold Garfinkel, vgl. z. B. Reckwitz (2008: 188), Schäfer (2013: 16) und Hillebrandt (2014: 43).

3 Vgl. etwa die kurze Erwähnung von ‚doing gender‘ ohne Bezug auf die Literatur bei Reckwitz (2003: 285) oder Hörning und Reuter (2004: 10) sowie Füssel und Neu (2010: 219), die ‚doing gender‘ knapp als „ursprüngliche *Doing*-Formel“ erwähnen. Bei Alkemeyer (2013: 36) ist ohne Verweis auf ‚doing gender‘ von ‚doing subject‘ die Rede.

tional kontrollierbar (West/Zimmerman 1987: 130).⁴ Im Gegenteil: Es ist grundsätzlich überindividuell angelegt, weil es ‚social arrangements‘ inhärent ist und innerhalb dieser qua Handlungsvollzug aktualisiert wird (West/Zimmerman 1987: 136f.). Dass ‚doing gender‘ innerhalb der Gender Studies häufig unterstellt wurde, eine volatile Konzeption der Kategorie Geschlecht bar der Möglichkeit zur Kritik an deren Zwangscharakter zu sein, liegt offenbar weniger in der Theoriearchitektur selbst, sondern in dessen Rezeption und empirischer Anwendung begründet.

Dass West und Zimmerman im Anschluss an das Paradigma des Symbolischen Interaktionismus primär intersubjektive „interactions“ zwischen ‚menschlichen‘ Akteur_innen im Blick haben (West/Zimmerman 1987: 129), mag aus heutiger Perspektive zu Recht als Verkürzung wahrgenommen werden (Manz 2013: 117; Bongaerts 2007: 257, Anm. 11; Gildemeister 2010: 138). Jedoch kann gerade Erving Goffman, auf den die Autor_innen mit ihrem Konzept der Situativität von ‚doing gender‘ rekurren,⁵ als Pionier einer dezidiert raum- und artefaktbezogenen Theorie sozialer Interaktionen gelten (Goffman 1971, 1976; siehe auch Schulz-Schaeffer 2010: 326). In diesem Sinne hat auch Stefan Hirschauer mit seinen Arbeiten zur interaktiven Herstellung von Geschlecht auf die Relevanz materieller Artefakte und räumlicher Arrangements hingewiesen (Hirschauer 2001: 222f., 233; 2004: 74–78).

Auch wenn das Konzept ‚doing gender‘ den Begriff nicht explizit aufgreift, diskutieren West und Zimmerman zentrale Elemente von ‚Praxis‘: die nicht-intentionale Routinisiertheit von Praktiken sowie deren über die einzelnen Akteur_innen hinausreichende Wissensbasiertheit. In der Erweiterung des Konzepts wird auch die Relevanz von Räumen und Artefakten aufgegriffen. Damit stellt ‚doing gender‘ einen frühen grundlegenden Beitrag zur praxeologischen Theoriebildung aus der Geschlechterforschung dar.

2 „Dressed like a man“: vergeschlechtlichte Wissensordnungen in praxi

Dass ‚doing gender‘ im Sinne einer Konzeptualisierung von Geschlecht als „emergent feature of social situations“ (West/Zimmerman 1987: 126) zum methodologischen Kern einer ‚Historischen Praxeologie‘ führt, soll im Folgenden anhand eines empirischen Beispiels aus der frühneuzeitlichen Selbstzeugnisforschung aufgezeigt werden.

Mit über 6000 Briefen stellt der Nachlass der pfälzischen Kurfürstentochter und verheirateten Herzogin von Orléans, Elisabeth Charlotte (1652–1722), einen Fundus zur Erforschung von Subjektbildungsprozessen in der Frühen Neuzeit (ca. 1500–1800) dar. Als Erzählungen von der alltäglichen Handlungspraxis der Autorin am Hof des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. sind die Briefe für praxeologische Zugänge geradezu prädestiniert (Böth 2015a, 2015b, 2015c). Zu den Alltagspraktiken, die für Elisabeth Charlottes Selbstverständnis wie auch für die Fremdwahrnehmung ihrer Person zentral waren, ge-

4 Als Kritik an Goffmans Begriff des ‚gender displays‘, das von intentionalen Handlungen ausgeht: „it does not seem plausible to say that we have the option of being seen by others as female or male“ (West/Zimmerman 1987: 130).

5 Die Bezugnahme ist dabei wechselseitig, wenn Goffman (1976) auf Arbeiten von West und Zimmerman aus den frühen 1970er-Jahren rekurriert.

hörte die Teilnahme an der höfischen Jagd. Am Hof Ludwigs XIV., an den Elisabeth Charlotte nach der Heirat mit Philippe d'Orléans, dem Bruder des Sonnenkönigs, übersiedelt war, wurde diese ‚par force‘, d. h. in Form einer körperlich herausfordernden Jagd zu Pferd auf der Fährte von Hunden, absolviert. Während der Jagdereignisse trugen Frauen ein spezielles Reitkostüm, das vor allem bei der Oberbekleidung in Form einer militärisch anmutenden Jacke (dem sog. Justeaucorps), aber auch in den Accessoires (Krawatte, Perücke, Federhut, Handschuhe) der damals für Männer üblichen Kleidung entlehnt war. Einzig die Hosen wurden durch einen langen Rock – sozusagen als Weiblichkeitsmarker – ersetzt (zu den Einzelheiten siehe Böth 2015a: 212–217).⁶ Die höfische Jagd eröffnete wie auch Maskenbälle und Kostümfeste im adeligen Kontext Handlungsräume, in denen Crossdressing-Praktiken legitim waren und das Verwischen der Grenzen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit bewusst inszeniert wurde. Außerhalb solcher Ereignisse zeigten sich die Höfe der europäischen Frühneuzeit jedoch durchaus als heteronormative Sphären.

Dies zeigt sich auch am Beispiel der in französischen Hofjournalen als „amazonne à cheval“ (*Mercure Galant*, Juni 1680, S. 252) betitelten jagdbegeisterten Elisabeth Charlotte. Denn in ihrem Jagdkleid gefiel sie sich so gut, dass sie noch fast 20 Jahre nach seiner Entstehung ein Porträt ihrer selbst im Jagdkostüm verschickte.⁷ Auch ihre Tante Sophie von Hannover hatte bei ihrem Besuch am französischen Hof im Sommer 1679 festgestellt, dass das „habit de chasse“ Elisabeth Charlotte am besten zu Gesicht stehe, vermutlich auch, weil sie es nicht mochte, „sich anders herzurichten“.⁸ Dass eine *andere*, d. h. femininere Aufmachung jedoch in den allermeisten sozialen Situationen bei Hof erwartet wurde, zeigt ein Brief Elisabeth Charlottes vom September 1710 an ihre Halbschwester Luise, in dem sie berichtet:

„Wir hatten heütte gar eine lange jagt getan, hatt 3 halb stundt gewehrt, war aber schön undt daß wetter auch. Ich muß mich noch von haupt zu füßen anderst ahnkleyden, umb zu deß königs nachteußen zu gehen, aber vorher muß ich noch nothwendig 4 brieff schreiben.“⁹

Für offizielle Anlässe wie das hier erwähnte Nachtmahl war das sog. „grand habit“ mit Korsett und Reifrock vorgesehen, dazu kunstvoll drapierte Frisuren. Sich nach der Jagd umzukleiden und neu zu frisieren erforderte allerdings viel Zeit, die Elisabeth Charlotte nur ungern zu opfern bereit war.¹⁰ Schenkt man den Reiseerinnerungen John Lockes (1677) Glauben, vernachlässigte Elisabeth die lästige Pflicht auch schon einmal und zeigte sich bei den abendlichen Veranstaltungen nach einer Jagd im hierfür vollkommen deplatzierten Reitkostüm mit der für Männer üblichen Allonge-Perücke, bei der die Haare zwar lang, aber unfrisiert wirkend fielen.¹¹ Mit solchen Verhaltensweisen irritierte

6 Vgl. Louis Ferdinand Elle (um 1678). *Elisabeth Charlotte im Jagdkostüm*. Deutsches Historisches Museum, Berlin, Inventar-Nr. Gm 2001/1; www.dhm.de/sammlung-forschung/sammlungen0/bildende-kunst-i/inhalt/elisabeth-charlotte-von-der-pfalz-im-jagdkostuem.html.

7 Elisabeth Charlotte an Luise, Versailles, 1.1.1696. In: Holland (1867), Bd. 1, Nr. 32, 5.

8 Sophie von Hannover an Karl Ludwig von der Pfalz, 24.8.1679. In Bodemann (1885), Nr. 373, 372.

9 Elisabeth Charlotte an Luise, Marly, 4.9.1710. In Holland (1871), Bd. 2, Nr. 489: 199.

10 Elisabeth Charlotte an Luise, Marly, 27.7.1702. In Holland (1867), Bd. 1, Nr. 178: 302.

11 Locke, 26.9.1677: „At Fountainbleau [sic] yesterday the king & court went a staghunting in the afternoon & at night had an opera, at all which Madame [Elisabeth Charlotte, MB] appeared [sic] in a peruke & upper parts dressed like a man“ (zit. nach Laugh 1953: 173).

Elisabeth Charlotte nicht nur den bürgerlichen John Locke, sondern verletzte offenbar auch die Grenzen des bei Hof Akzeptablen. Denn ihr Unwillen, sich *anders* als für die Jagd vorgesehen herzurichten, werde bei Hof als „une affaire“ behandelt, berichtete ihre Tante Sophie 1679 nach Hause.¹²

Geschlecht zeigt sich hier einerseits als Produkt eines körperzurichtenden ‚doings‘ oder besser ‚undoings‘, das im ausgesetzten Kleiderwechsel, dem Nicht-Frisieren der Haare, dem unterlassenen Schminken, dem Nicht-Anlegen des Schmucks usw. besteht. Andererseits wird Geschlecht im Sinne von West und Zimmerman auch als „emergent feature of social situations“ (West/Zimmerman 1987: 126) sichtbar; als Wissen um das korrekte und kompetente Aufführen von Geschlecht in speziellen Handlungssituationen. Denn diese – mit Goffman – Bühnen sind es, die es im zitierten Beispiel geradezu zur sozialen Notwendigkeit machen, mithilfe spezieller Körperzurichtungspraktiken situativ unterschiedliche kulturell akzeptierte Versionen adeliger Weiblichkeiten aufzuführen.

An diesem Punkt ermöglicht eine praxistheoretische Fokussierung, das spezifische Zusammenwirken von diskursiv hergestelltem Geschlechterwissen und praktischem Tun in einer Handlungssituation konkreter erfassen zu können. Die Praxistheorien lassen sich damit als methodische Antwort auf zentrale Fragen der Geschlechterforschung bzw. der Geschlechtergeschichte verstehen. So hatte etwa die US-amerikanische Historikerin Kathleen Canning erstmals 2002 problematisiert, dass es im Zuge des *linguistic turn* und seiner einseitigen Privilegierung des Diskurses „üblich geworden“ sei, „unsere Konzepte und Kategorien in dichotomisch funktionierenden Begriffspaaren zu formulieren anstatt diese Gegensätzlichkeit fundamental in Frage zu stellen“ (Canning 2002: 182). Explizit rief sie ihre Kolleg_innen aus Geschlechter- wie allgemeiner Geschichte zur Überwindung der aus ihrer Sicht problematischen Dichotomie zwischen diskursiven Strukturen und lebensweltlicher Praxis auf. Sie forderte eine empirisch konsequente Einbettung der Diskurse in die „Zusammenhänge der Praxis“ (Canning 2002: 167). In empirischen Studien im Feld der Geschlechtergeschichte wurden seither Prämissen und Untersuchungsdesigns im Sinne einer Integration von Diskurs und Praxis reflektiert und angepasst. Mithilfe der Praxeologie bzw. eines „praxeologisch-kulturtheoretischen“ Ansatzes, für den Andreas Reckwitz 2008 plädiert hat, kann diese Forderung theoretisch fundiert und methodisch konkretisiert werden (Reckwitz 2008: 202).

Eine zentrale Rolle dabei spielt der Begriff des ‚Wissens‘ bzw. der ‚Wissensordnungen‘. Im Anschluss an Reckwitz (2003: 292, 2008: 202) lässt sich das „praktische Wissen“, das in einer sozialen Praktik mobilisiert wird“, wie folgt differenzieren: erstens in „ein Wissen im Sinne eines interpretativen Verstehens, d.h. einer routinemäßigen Zuschreibung von Bedeutungen“, zweitens in ein „i.e.S. methodisches Wissen, d.h. script-förmige Prozeduren, wie man eine Reihe von Handlungen ‚kompetent hervorbringt‘“, und drittens in ein „motivational-emotionales Wissen“ im Sinne eines „impliziten Sinn[s] dafür, ‚was man eigentlich will‘, ‚worum es einem geht‘ und was ‚undenkbar‘ wäre“ (Reckwitz 2003: 292).

Am vorgestellten Beispiel lässt sich das Zusammenwirken dieser Wissensformen in der Praxis aufzeigen. Ausgangspunkt ist das (zumeist präreflexive) ‚interpretative Verstehen‘ der jeweiligen Handlungssituation und der mit ihr verbundenen Erwartungen.

12 Sophie von Hannover an Karl Ludwig von der Pfalz, 24.8.1679. In Bodemann (1885), Nr. 373: 372.

Am Beispiel: Als höfisch sozialisierte Person ‚weiß‘ Elisabeth Charlotte instinktiv, was zu tun ist; sie ‚kennt‘ die als adäquat anerkannte körperbezogene *gender performance* sowohl bei den Jagdereignissen als auch bei den Soireen am Hof.¹³ Das „methodische Wissen“ bezieht sich zum einen auf das Wissen um die angemessene Körperzurichtung in Vorbereitung auf die Situation (sich kleiden, frisieren, schminken etc.) sowie auf ein Wissen um die angemessenen Praktiken während der sozialen Situation (sich bewegen, sich im Raum positionieren usw.).

Für die Ausführung der vorbereitenden Praktiken zeichnet eine Gemeinschaft unterschiedlicher Akteur_innen (und Aktant_innen) verantwortlich, denn es kann davon ausgegangen werden, dass die Körperzurichtungen nach Elisabeth Charlottes mehr oder weniger expliziten Anweisungen von Bediensteten vorgenommen wurden. Diese Praktiken sind im Wesentlichen Umgangsweisen mit Artefakten¹⁴ (Kleidungsstücke, Schminkutensilien, Perücken, Käme usw.). Es ist anzunehmen, dass es sich beim Wissen um dieses Sich-schön-Machen (Degele 2004) bzw. hier besser: Jemand-anderenschön-Machen für die verschiedenen höfischen Anlässe um ein routinemäßig ablaufendes ‚Können‘ handelt. Während Elisabeth Charlotte selbst das ‚knowing how‘ der vorbereitenden Praktiken vermutlich eher nicht teilte, handelt es sich beim Wissen um die angemessenen Praktiken während der abendlichen Veranstaltungen (z. B. sich bewegen, sich im Raum positionieren usw.) um ihr spezifisches habitualisiertes, verkörpertes ‚Wissen‘. Die damit verbundenen kulturellen Codierungen – hier die Demonstration angemessener adeliger Weiblichkeit – sind „allein im Aggregatzustand des praktischen Wissens, als ‚tool kit‘ wirksam“ (Reckwitz 2003: 293) und lassen sich nur mühsam intellektuell explizieren (siehe auch Hirschauer 2008: 86).

Daher ist das ‚methodische Wissen‘, insbesondere das Wissen-Können, das in den Praxistheorien eine eminent wichtige Rolle spielt, aus schriftlichen historischen Quellen allenfalls näherungsweise rekonstruierbar. Denn verschriftlicht und überliefert – damit für die historische Analyse überhaupt erst zugänglich – werden vor allem Irritationen des gewohnten praktischen Ablaufs bzw. der üblichen Verwendungsweisen der Artefakte, die eher die Ausnahme denn den Regelfall einer Gesamtheit der Praxis darstellen dürften. Historische Praxeologie, die aufgrund zeitlicher Distanz nicht mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung arbeiten kann, besteht also eher in einer Empirie der Praxisirritation, aus der ex negativo auf das (reibunglose) Funktionieren der jeweiligen Praktik geschlossen werden kann.

Ob und wie diese von spezifischem methodischen Wissen angeleiteten und von einer Akteur_innengemeinschaft getragenen Praktiken tatsächlich ausgeführt werden – oder wie im Falle Elisabeth Charlottes unterbleiben –, wird wesentlich von der dritten Wissensform bestimmt, dem „motivational-emotionalen Wissen“. Dieses ist in praxistheoretischer Auslegung nicht mit reflexiver Intentionalität als Antrieb des Handelns

13 Im Verständnis dieser Wissensform lassen sich neuere handlungstheoretische Überlegungen zur Situativität des Handelns gewinnbringend aufgreifen, vgl. Schulz-Schaeffer, dem zufolge eine von Akteur_innen gemeinsam geteilte Definition der Handlungssituation dem überindividuellen Hintergrund-Sinn der Praktiken durchaus ähnlich sei (Schulz-Schaeffer 2010: 331f.).

14 Siehe dazu aus gegenwartsorientierter Sicht Wagels (2013), zu den Passungsverhältnissen von kulturellen Zuschreibungen an Kleidung und affektiven Momenten des Sich-Kleidens besonders S. 92–93.

gleichzusetzen,¹⁵ sondern eher im Sinne einer impliziten affektiven Motivations- und Stimmungslage von Träger_innen einer Praktik zu verstehen, die mit den kollektiven Erwartungshaltungen an deren spezifische ‚Gestimmtheit‘ übereinstimmen muss.¹⁶

Aus den Aussagen Elisabeth Charlottes ist ersichtlich, dass die Ausführung des Praktikenkomplexes des Sich-schön-Machens im Verruf stand, eine spezifische Gestimmtheit hervorzurufen: eine als prototypisch weiblich verstandene Gefallsucht, die sog. „Coquetterie“. Von dieser grenzt Elisabeth Charlotte sich in ihren Briefen bewusst ab (Böth 2015a: 239–249). Indem sie sich ihren Erzählungen zufolge in ihrem Alltag vor allem den maskulin konnotierten Praktiken körperlicher Bewegung zuwendet und auf dieser Grundlage die Praktiken des Sich-schön-Machens unterlässt, unterminiert sie gewissermaßen die situative Logik des sozialkonformen Handelns. Damit variiert und verschiebt sie die kulturellen Codes von Weiblichkeit und Männlichkeit (zur Bedeutung solcher Variationen siehe Villa 2010: 251f.). Ihr Auftritt im maskulinen Jagdkostüm bei der abendlichen Oper ist mit Butler wengleich nicht als explizit intentional politisch, so doch als ‚Parodie‘ zu betrachten (Butler 1991: 209–219), eine ‚Parodie‘ auf die legitimen Versionen von Weiblichkeit und Männlichkeit, die in verschiedenen Handlungssituationen produziert werden.

An Elisabeth Charlottes Beispiel lässt sich (für historische Personen vergleichsweise gut) zeigen, dass diese Selbstpositionierung in und mit der Praxis mit ihrer Bewegungssozialisation in jungen Jahren einhergeht, die vor dem Hintergrund der kulturellen Codierung von Bewegung als ‚maskulin‘ später entsprechende Handlungskonflikte generierte (Böth 2015a: 221–234). Diese Bewegungssozialisation erschließt sich zum einen über explizierte normative Vorgaben, sog. Instruktionen, an die mit der Erziehung betrauten Personen, aber auch über Briefe des Vaters sowie biografische Retrospektiven Elisabeth Charlottes selbst. Gerade aus Letzteren wissen wir, dass die Übernahme von Bewegungspraktiken familiärer Vorbilder eine wesentliche Rolle spielte. Aus dem *knowing that* der gealterten Elisabeth Charlotte – wenn sie beispielsweise 1719 ihre Halbschwester erinnert, nicht zum ungesunden Stubenhocken, sondern zur Bewegung an der frischen Luft erzogen worden zu sein – lässt sich auf die Prozesse des impliziten ‚Lernens‘ qua Gewöhnung schließen.¹⁷ Hier zeigt das empirische Beispiel, dass praxeologische Analysen an Tiefenschärfe gewinnen, wenn Praktiken in ihrer Zeitlichkeit gedacht werden. In diesem Sinne hat Pierre Bourdieu in seinen Arbeiten bekanntermaßen die eminente Bedeutung der Einübung in bestimmte Praktiken betont. Diese „Strukturübungen“ (Bourdieu 1993: 138) bilden die Basis des impliziten Wissens und strukturieren ihrerseits Praxisvollzüge in biografischen Zusammenhängen über längere Zeiträume hinweg.

15 Schulz-Schaeffer macht deutlich, dass ein solches Verständnis von ‚Handlung‘, gegen das sich die Praxeologie ja explizit wendet, keineswegs dem komplexen Handlungsbegriff der meisten „dezidierte[n] Handlungstheoretiker[n]“ (Schulz-Schaeffer 2010: 320) entspricht.

16 Reckwitz weist daraufhin hin, dass „jede soziale Praktik [...] auf ihre jeweils charakteristische Weise affektiv gestimmt und [...] insofern eine affektive Dimension in sich eingebaut“ habe. Eva Illouz (2012) beschreibt Emotionen im Anschluss an Martha C. Nussbaum als die „innere Energie, die uns zum Handeln antreibt; sie sind das was einer Handlung eine spezifische ‚Stimmung‘ oder ‚Färbung‘ gibt“ (Reckwitz 2015: 35).

17 Elisabeth Charlotte an Luise, Paris, 12.2.1719. In Holland (1877), Bd.4, Nr.993: 35. Dazu Böth 2015a: 106.

Auch wenn Gregor Bongaerts' Kritik zuzustimmen ist, dass der Wissensbegriff der Praxistheorie, insbesondere das Verhältnis zwischen implizitem (*knowing how*) und explizitem Wissen (*knowing that*), weiterer Fundierung bedarf (Bongaerts 2007: 249; auch Schulz-Schaeffer 2010: 325), hat die praxistheoretische Perspektivierung eine spezifische Stärke: Sie verpflichtet nachdrücklich auf die Analyse der fundamentalen Bedeutung der körperlich-materialen wie der affektiv-leibgebundenen Dimensionen dieser Wissensformen und ihrer Verarbeitung in der Praxis (Reckwitz 2008: 204; Hirschauer 2004: 76ff.).

3 Differenz und Hierarchie praxistheoretisch: von ‚Doing Gender‘ über ‚Doing Difference‘ zur ‚praxeologischen Intersektionalitätsforschung‘

Die Geschlechterforschung hat nicht nur gezeigt, wie Geschlecht als Kategorie sozialer Differenzierung in der Praxis, durch Praktiken hervorgebracht wird, sondern diese Erkenntnis auch auf eine Reihe weiterer gesellschaftlicher Strukturkategorien ausgedehnt. Die seit den 1970er-Jahren im Black Feminism laut gewordene Kritik an der Mehrfachdiskriminierung schwarzer Frauen aus unterprivilegierten sozialen Schichten (class, race, gender) und ihrer fehlenden Repräsentation in einem von weißen Frauen der Mittelklasse getragenen Mainstream-Feminismus der Zeit machte deutlich, dass Geschlecht nicht losgelöst von derartigen Verwobenheiten – oder Intersektionen, so die Begriffsprägung der Juristin Kimberlé Crenshaw – gedacht werden konnte (hooks 1981; The Combahee River Collectives 1982; Crenshaw 1989; Hill Collins 1990). Candace West und Sarah Fenstermaker plädierten dafür, die „Verknüpfungen von Klasse, Geschlecht und Ethnie“ aus einer „ethnomethodologischen Perspektive“ (Fenstermaker/West 2001: 236) zu erforschen, und versuchten, mit dem Konzept ‚doing difference‘ ihren Doing-Ansatz mit der Intersektionalitätsdebatte zu verbinden.¹⁸ Nicht mehr nur Gender als isolierte Kategorie, sondern „the relationships among gender, race, and class“ sollten als „ongoing interactional accomplishment“ (West/Fenstermaker 1995: 9) rekonzeptualisiert werden. Den Autor_innen ging es darum, die simultane Hervorbringung von sozialen Kategorien aus der Perspektive alltäglicher Handlungen heraus zu verstehen und somit das Verständnis sozialer Ungleichheit zu erweitern (West/Fenstermaker 1995: 19, 33).

In den seither in der Geschlechterforschung intensiv geführten Debatten um „das machtdurchwirkte Zusammenspiel unterschiedlicher Differenz- und Diversitätskategorien“ (Kerner 2009: 45) wurde und wird kontrovers diskutiert, auf welcher Ebene der Sozialtheorie das Konzept ‚Intersektionalität‘ ansetzen solle. Während viele Studien vor allem in der Biografieforschung intersektionale Identitätskonstruktionen in den Narrativierungen von Akteur_innen ins Auge fassen, sprechen sich Gudrun Axeli-Knapp und Cornelia Klinger für eine strukturtheoretische Analyse der „Achsen der Ungleichheit“ aus (Klinger/Knapp 2007). Gabriele Winker und Nina Degele dagegen schlagen einen intersektionalen Mehrebenenansatz vor, der die verwobenen kategorialen Zusammen-

18 Zur Forschungsgeschichte von Intersektionalität vgl. Knapp 2005, Walgenbach 2007, Winker/Degele 2010: 9–24 und Bereswill/Degenring/Stange 2015; aus Sicht der Literatur- und Geschichtswissenschaften der Vormoderne Schul/Böth 2017.

hänge sowohl auf der Ebene der Struktur als auch in den diskursiv hervorgebrachten symbolischen Repräsentationen und den Identitätskonstruktionen von Akteur_innen in den Blick zu nehmen versucht. Als diejenige empirisch zugängliche Beobachtungseinheit, mit der ein solch ambitioniertes Programm gelingen kann, betrachten die Autor_innen im Rekurs auf Bourdieu „soziale Praxen von Individuen“ (Winker/Degele 2010: 63; auch Degele/Winker 2007: 11). Ihr „praxeologischer Intersektionalitätsansatz“ berücksichtige „unterschiedliche Differenzkategorien in ihren Wechselwirkungen“ und konkretisiere auf der „Identitäts-, Struktur- und Repräsentationsebene die Bedeutung der Kategorien für soziale Praxen“ (Degele/Winker 2007: 11).

Auch wenn die vorgeschlagene Verknüpfung von Intersektionalität und Praxeologie im Sinne eines „doing intersectional positioning“ (Böth 2015a: 428; Böth 2015b) mittlerweile in historisch orientierten Studien produktiv gemacht wird (Schul 2014, 2015; Schul/Böth 2017; Bähr/Kühnel 2018),¹⁹ wird Intersektionalität in der praxistheoretischen Debatte meinem Eindruck nach noch kaum rezipiert.

Sicherlich ließe sich einwenden, dass das grundlegende Ziel von (historischer) Praxeologie darin bestehe, Praktiken als solche und deren konkrete Ausführungen oder Inhalte verstehen zu lernen. Für die Geschlechter- und Körpergeschichte würde ein solches Verständnis von Praktiken jedoch eine fundamentale Abkehr von ihrem zentralen Erkenntnisinteresse bedeuten. Schließlich ging es diesen Forschungsrichtungen von Beginn an darum, Machtverhältnisse zu analysieren (Scott 1986), genauer: diejenigen Punkte zu untersuchen, an denen qua sozialer Bedeutungszuschreibung aus Differenzen Hierarchien entstehen (ähnlich aus sozialwissenschaftlicher Perspektive: Manz 2013: 119). Dieser Fokus lässt sich praxeologisch ausbuchstabieren, denn es ist wohl kaum eine soziale Praktik denkbar, die nicht gleichzeitig eine Praktik der sozialen Positionierung und damit auch der sozialen Unterscheidung wäre. Von dieser grundlegenden Funktion von Praktiken ausgehend, ließe sich gezielt untersuchen, wie Strukturen und Repräsentationen „diese Praxen fortschreiben und aus ihnen resultieren“ (Winker/Degele 2010: 64).

4 „Madame glich weit mehr einem Mann“: intersektionale Positionierungen in praxi

Hierzu noch einmal ein Schlaglicht auf das diskutierte empirische Beispiel: Offensichtlich ist, dass mit den Praktiken der körperlichen Bewegung und des Sich-schön-Machens konkurrierende Entwürfe von Weiblichkeit im höfischen Kontext hergestellt wurden, deren Verhältnis zueinander diffizil war und in der Praxis ausgehandelt werden musste. Gleichzeitig lassen sich die analysierten ‚doings und sayings‘ Elisabeth Charlottes als Kommentierung wie Hervorbringung weiterer sozialer Kategorien verstehen. Auf deren unmittelbare Relevanz verweist etwa der Nachruf auf Elisabeth

¹⁹ Siehe aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive auch den Vorschlag von Griesebner und Hehenberger (2013), statt von Intersektionalität von Relationalität zu sprechen. Zur Auseinandersetzung mit beiden Konzepten vgl. ausführlich Schul und Böth (2017: 19–21) sowie Böth (2015b, 79–80). Zum Überblick über Konzeptualisierungen in den verschiedenen Disziplinen vgl. Bereswill (2015).

Charlotte, den der Duc de Saint-Simon nach ihrem Tod 1722 in seinen Memoiren verfasste. Darin heißt es:

„Madame glich weit mehr einem Mann als einer Frau. Sie war kräftig, mutig, durch und durch deutsch, offen und geradezu, gut und wohlthätig, nobel und groß in ihrem ganzen Gehabe, aber ungeheuer kleinlich, was die ihr gebührende Haltung betraf. [...] Äußere Erscheinung und bäuerliches Betragen wie ein Schweizer, und dennoch der zärtlichsten und unverbrüchlichsten Freundschaft fähig.“²⁰

Hier zeigt sich eindeutig, wie Elisabeth Charlottes ‚doing gender‘ zugleich als Ausweis ihrer nationalen Zugehörigkeit wie ihres innerständischen Rangs betrachtet wird. Maskulinität steht zunächst scheinbar in einer positiven Beziehung zu ihrer Herkunft aus dem deutschen Hochadel. Der Hinweis auf ihr Äußeres und ihr bäuerliches Betragen, das dem eines Soldaten in der Schweizer Garde des Königs geglichen habe, zeigt jedoch, dass die *als Frau* positionierte Elisabeth Charlotte mit ihren *als maskulin* konnotierten Praktiken so weit gegangen war, dass damit auch ihr Adelig-Sein zur Disposition stand. Denn ‚maskuline‘ Zurichtung ihres Äußeren und unfeminine ‚Grobheit‘ im Verhalten rückten sie für den angesehenen höfischen Beobachter Saint-Simon in die Nähe des Stereotyps der bäuerlichen Frau, von der sich der Adel mit einer eigenen Vorstellung von Weiblichkeit und entsprechend distinguierender Körperpraxis abzugrenzen versuchte. Dies kam einer in der Form des Nachrufs letztgültigen Degradierung ihrer Person in der höfischen Welt gleich, war diese doch zentral um die Kategorie ‚Stand‘ bzw. ‚innerständischer Rang‘ organisiert. Während Männer mit ähnlichen, sie in die Nähe des Weiblichen rückenden Praktiken in ihrem Status als adeliges Subjekt weit weniger gefährdet waren (Böth 2015b: 87–90), hatte Elisabeth Charlottes in Selbst- und Fremdaussagen dokumentiertes ‚doing gender‘ für eine problematische Reputation ihrer ‚ganzen‘ Person bis hin zur Memoria der Verstorbenen gesorgt. Damit verweisen die Spielräume des ‚doings‘ von Akteur_innen in direkter Weise auf die zeitgenössischen intersektionalen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern innerhalb der ständischen Ordnung.

5 Fazit

Es ist deutlich geworden: Praktiken in sozialen Zusammenhängen sind *immer* Praktiken der Positionierung, und zwar der *intersektional verschränkten* Positionierung. Die „routinierte Auswahl (im nicht-intentionalen Sinne) einer Praktik, jene *Entscheidung* für eine Handlungsstrategie“ (Meier 2004: 61; vgl. auch Winker/Degele 2010: 66) ist ein Akt sozialer Positionierung, der Unterscheidung und damit auch der Hierarchisierung. Um diese machtanalytische Dimension von Praktiken geht es der Geschlechterforschung und sollte es auch einer (historischen) Praxeologie gehen.²¹ Will sie Praktiken nicht bar ihrer grundlegenden Einbindung in intersektional verwobene Macht- und Herrschaftsverhältnisse untersuchen, ist die Rezeption geschlech-

20 Massenbach (1979), Bd. 4: 228f. Siehe dazu Böth (2015a: 233).

21 Für Meier besteht der Kern einer Praxeologie nach Bourdieu nicht etwa darin, die „routinierte Ausführung einer bestimmten Praktik“ als solche zu beschreiben, sondern die „routinierte Auswahl“ von Praktiken zum Thema zu machen: „Bourdieu interessiert an der Ausführung einer Praktik weniger, wie die Praktik *als solche*, sondern wie (und wann und warum) sie *im Unterschied* zu anderen praktiziert wird“ (Meier 2004: 61–62).

tertheoretischer Ansätze wie ‚doing gender‘ und ‚doing difference‘ bzw. (praxeologischer) Intersektionalitätsforschung (Degele/Winker 2007) für die praxistheoretische Debatte lohnenswert.

Die Geschlechterforschung kann ihrerseits vom differenzierten Blick der praxistheoretischen Debatte auf die in Praktiken wirksam werdenden Wissensformen profitieren (Reckwitz 2003). Denn die Unterscheidung von routinemäßigem interpretativen Verstehen der jeweiligen Handlungssituation, implizitem methodischen Handlungswissen und motivational-affektivem Wissen verpflichtet auf die Analyse der körperlich und artefaktbezogen-materialen wie der affektiv-leibgebundenen Dimensionen des in praxi verarbeiteten Wissens. Insbesondere mit der Frage nach den Korrespondenzverhältnissen zwischen den leiblich-affektiven Befindlichkeiten der handelnden Subjekte und den kollektiven Anforderungen an die affektive ‚Gestimmtheit‘ beim Ausführen einer bestimmten Praktik (Reckwitz 2015) gerät ein grundlegender Vermittlungsmodus zwischen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ in den Blick, der besonders für die Geschlechterforschung vielversprechend ist. Denn eine solche Konzeptualisierung ‚affektiver Praktiken‘ könnte zu einem tieferen Verständnis der Prozesse der Verkörperung sozialer Positionierung bzw. sozialer Ungleichheit beitragen.

In diesem Sinne bleibt zu hoffen, dass Geschlechterforschung und Praxeologie ihre wechselseitigen Potenziale in Zukunft weiter ausschöpfen werden.

Quellenverzeichnis

- Bodemann, Eduard (Hrsg.). (1885). *Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna*. Leipzig: S. Hirzel. ND 1966 Osnabrück: Olms.
- Coirault, Yves (Hrsg.). (1983–1988). *Saint-Simon. Mémoires. Addition au Journal de Dangeau* (Bibliothèque de la Pléiade), 8 Bde., Paris: Gallimard.
- Holland, Wilhelm Ludwig (Hrsg.). (1867–1881). *Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans. Aus den Jahren 1676–1722*, 6 Bde., Tübingen: Laupp.
- Massenbach, Sigrid von (Hrsg.). (1979). *Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon*. Frankfurt/Main, Berlin, Wien: Ullstein.

Literaturverzeichnis

- Alkemeyer, Thomas (2013). Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik. In Thomas Alkemeyer, Gunilla Budde & Dagmar Freist (Hrsg.), *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung* (S. 33–68). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922.33>
- Bachmann-Medick (2014). Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften (5. Aufl.). Reinbek: Rowohlt. <https://doi.org/10.1515/9783110402988>
- Bähr, Matthias & Kühnel, Florian (2018 [im Erscheinen]). *Verschränkte Ungleichheit. Praktiken der Intersektionalität in der Frühen Neuzeit* (ZHF Beiheft).
- Bedorf, Thomas (2015). Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorie. In Thomas Alkemeyer, Volker Schürmann & Jörg Volbers (Hrsg.), *Praxis Denken* (S. 129–150). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9_6

- Bereswill, Mechthild (2015). Komplexität steigern: Intersektionalität im Kontext von Geschlechterforschung. In Mechthild Bereswill, Folkert Degenring & Sabine Stange (Hrsg.), *Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen* (S. 210–230). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bereswill, Mechthild; Degenring, Folkert & Stange, Sabine (2015). Intersektionalität als Forschungspraxis. In Mechthild Bereswill, Folkert Degenring & Sabine Stange (Hrsg.), *Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen* (S. 8–19). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Böth, Mareike (2015a). *Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz*. Köln, Wien, Weimar: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412218737>
- Böth, Mareike (2015b). Verflochtene Positionierungen. Eine intersektionale Analyse frühneuzzeitlicher Selbstbildungsprozesse. In Mechthild Bereswill, Folkert Degenring & Sabine Stange (Hrsg.), *Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen* (S. 78–95). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Böth, Mareike (2015c). „... daß mein leib mein seye“: Selbstpositionierungsprozesse im Spiegel erzählter Körperpraxis in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722). In Dagmar Freist (Hrsg.), *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzzeitforschung* (S. 221–242). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425527.221>
- Bongaerts, Gregor (2007). Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. *Zeitschrift für Soziologie*, 36(4), 246–260. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2007-0401>
- Bourdieu, Pierre (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brendecke, Arnd (Hrsg.). (2015). *Praktiken der Frühen Neuzeit*. Köln, Wien, Weimar: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412502591>
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bynum, Caroline (1995). Why All the Fuss about the Body? A Medievalist's Perspective. *Critical Inquiry*, 22(1), 1–33.
- Canning, Kathleen (2002). Problematische Dichotomien, Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität. *Historische Anthropologie* 10(3), 163–182.
- Crenshaw, Kimberlé (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. *The University of Chicago Legal Forum*, 1, 139–167.
- Degele, Nina (2004). *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80567-6>
- Degele, Nina & Winker, Gabriele (2007). *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*. Zugriff am 9. Januar 2018 unter www.sozioologie.uni-freiburg.de/personen/degele/dokumente-publikationen/intersektionalitaet-mehrebenen.pdf.
- Dölling, Irene (2005). Geschlechterwissen – ein nützlicher Begriff für die ‚verstehende‘ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 23(1/2), 44–62.
- Fenstermaker, Sarah & West, Candace (2001). ‚Doing Difference‘ revisited. Probleme, Ausichten und der Dialog in der Geschlechterforschung. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 236–249). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Freist, Dagmar (2015). Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzzeitforschung – eine Annäherung. In Dagmar Freist (Hrsg.), *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzzeitforschung* (S. 9–32). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425527.9>
- Füssel, Marian (2006). *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*. Darmstadt: WBG.

- Füssel, Marian & Neu, Tim (2010). Doing Discourse. Diskursiver Wandel aus praxeologischer Perspektive. In Achim Landwehr (Hrsg.), *Diskursiver Wandel* (S.215–235). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92526-4_10
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S.201–254). Freiburg: Kore.
- Gildemeister, Regine (2010). Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S.132–141). Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-322-99461-5_17
- Goffman, Erving (1971). *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. New York: Basis Books.
- Goffman, Erving (1976). Gender Display. *Studies in the Anthropology of Visual Communication*, 3, 69–77.
- Graf, Rüdiger (2008). Was macht die Theorie in der Geschichte? „Praxeologie“ als Anwendung des gesunden Menschenverstandes. In Jens Hacke & Matthias Pohl (Hrsg.), *Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens* (S.109–129). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Griesebner, Andrea & Hehenberger, Susanne (2013). Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften? In Vera Kallenberg, Jennifer Meyer & Johanna M. Müller (Hrsg.), *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen* (S.105–124). Wiesbaden: Springer.
- Haasis, Lucas & Rieske, Constantin (Hrsg.). (2015). *Historische Praxeologie. Dimensionen des vergangenen Handelns*. Paderborn: Schöningh.
- Hill Collins, Patricia (1990). *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York, London: Hyman.
- Hillebrandt, Frank (2014). *Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94097-7>
- Hirschauer, Stefan (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S.208–235). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hirschauer, Stefan (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S.73–91). Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, Stefan (2008). Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge* (S.82–95). Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Hörning, Karl H. & Julia Reuter (2004). Doing Culture. Kultur als Praxis. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S.1–18). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839402436-001>
- hooks, bell (1981). *Ain't I a Woman. Black Women and Feminism*. Boston: South End Press.
- Illouz, Eva (2012). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus* (4. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kerner, Ina (2009). Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus. *Feministische Studien*, 27(1), 36–50. <https://doi.org/10.1515/fs-2009-0105>
- Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy (1978). *Gender. An Ethnomethodological Approach*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli (2007). Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/Ethnizität. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axelia Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleich-*

- heit. *Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht, Ethnizität* (S. 19–41). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2005). „Intersectionality“ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“. *Feministische Studien*, 23(1), 68–81. <https://doi.org/10.1515/fs-2005-0107>
- Laugh, John (Hrsg.). (1953). *John Locke. Travels in France, 1675–9. As related in his Journals. Correspondence & other papers*. London: Cambridge University Press.
- Manz, Ulrike (2013). Praktiken und Geschlecht. Methodologische Überlegungen zur Produktivität des *practice turn*. In Mechthild Bereswill & Katharina Liebsch (Hrsg.), *Geschlecht (re) konstruieren. Zur methodologischen und methodischen Produktivität der Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 115–133). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Meier, Michael (2004). Bourdieus Theorie der Praxis – eine Theorie ‚sozialer Praktiken‘? In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 55–69). Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2004). Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 40–54). Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2006a). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas (2006b). *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas (2008). Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 188–209). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2015). Praktiken und ihre Affekte. *Mittelweg*, 36(24), 27–45.
- Reichardt, Sven (2007). Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung. *Sozial.Geschichte*, 22(3), 43–65.
- Schäfer, Hilmar (2013). *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück. <https://doi.org/10.1515/srsr-2015-0062>
- Schäfer, Hilmar (2015). Einleitung. Grundlagen, Rezeption und Perspektiven der Praxistheorie. In Hilmar Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 9–25). Bielefeld: transcript.
- Schatzki, Theodore R. (1996). *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schatzki, Theodore R. (2002). *The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. University Park: Pennsylvania State University Press.
- Schatzki, Theodore R.; Knorr Cetina, Karin & Savigny, Eike von (Hrsg.). (2001). *The practice turn in contemporary theory*. London, New York: Routledge.
- Schmidt, Robert (2012). *Soziologie der Praktiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Schul, Susanne (2014). *HeldenGeschlechtNarrationen: Gender, Intersektionalität und Transformation im Nibelungenlied und in Nibelungen-Adaptionen*. Frankfurt/Main: Peter Lang. <https://doi.org/10.3726/978-3-653-02983-3>
- Schul, Susanne (2015). Abseits bekannter Pfade: Intersektionale Perspektiven auf mittelalterliche Reise-Narrative. In Mechthild Bereswill, Folkert Degenring & Sabine Stange (Hrsg.), *Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen* (S. 96–114). Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Schul, Susanne & Böth, Mareike (2017). *Abenteuerliche ‚Überkreuzungen‘. Vormoderne intersektional*. In Susanne Schul, Mareike Böth & Michael Mecklenburg (Hrsg.), *Abenteuerliche ‚Überkreuzungen‘. Vormoderne intersektional* (S.9–39). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. <https://doi.org/10.14220/9783737007245.9>
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2010). Praxis, handlungstheoretisch betrachtet. *Zeitschrift für Soziologie*, 39(4), 319–336. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2010-0404>
- Scott, Joan W. (1986). Gender: A Useful Category of Historical Analysis. *The American Historical Review*, 91(5), 1053–1075.
- The Combahee River Collectives (1982). A Black Feminist Statement. In Gloria T. Hull, Patricia Bell Scott & Barbara Smith (Hrsg.), *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies* (S.13–22). New York: The Feminist Press.
- Villa, Paula-Irene (2010). Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen. In Monika Wohlrab-Sahr (Hrsg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen* (S.252–271). Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92300-0_11
- Wagels, Karen (2013). *Geschlecht als Artefakt. Regulierungsweisen in Erwerbskontexten*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422267>
- Walgenbach, Katharina (2007). Gender als interdependente Kategorie. In Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt & Kerstin Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität, Heterogenität* (S.23–64). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Welskopp, Thomas (2001). Die Dualität von Struktur und Handeln. Anthony Giddens' Strukturierungstheorie als ‚praxeologischer‘ Ansatz in der Geschichtswissenschaft. In Andreas Suter & Manfred Hettling (Hrsg.), *Struktur und Ereignis* (S.99–119). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- West, Candace & Fenstermaker, Sarah (1995). Doing Difference. *Gender & Society*, 9(1), 8–37.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(1), 124–151.
- Wetterer, Angelika (2008a). Geschlechterwissen. Zur Geschichte eines neuen Begriffs. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Geschlechterwissen und soziale Praxis* (S.13–36). Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Wetterer, Angelika (2008b). Geschlechterwissen & soziale Praxis. Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Geschlechterwissen und soziale Praxis* (S.39–63). Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Winker, Gabriele & Degele, Nina (2010). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839411490>

Zur Person

Mareike Böth, Dr. phil., wissenschaftliche Assistentin im Fachgebiet Geschichte der Frühen Neuzeit, Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Subjektivierungsweisen, Geschlechtergeschichte, Körper- und Emotionengeschichte.

Kontakt: Universität Kassel, FB 05 – Gesellschaftswissenschaften, Geschichte der Frühen Neuzeit, Nora-Platiel-Straße 1, 34127 Kassel

E-Mail: mboeth@uni-kassel.de

„Leiden mit Geduld“ – Schmerz und Geschlecht im 19. Jahrhundert. Praxistheoretische Rekonstruktionen

Zusammenfassung

Die Forschung zur Geschichte des Schmerzes ist wesentlich geprägt durch die Arbeiten von Elaine Scarry und David Morris, die in den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren im Kontext des Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften entstanden sind. Scarry formulierte mit Blick auf die Medizin in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren die These der „Inexpressibility“ des Schmerzes. Schmerz sei der Ausdruck einer „radikalen Subjektivität“, die es unmöglich mache, physischen Schmerz zu definieren oder zu beschreiben. Die Grundannahme des Beitrags ist, dass praxeologische Zugänge einen anderen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Nicht der bisher dominierenden Frage nach der Authentizität von Schmerz in den Quellen soll nachgegangen werden, sondern es geht darum, Praktiken im Umgang mit Schmerz zu analysieren. Untersucht werden soll, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken zum Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind. Das Aufschreiben von Schmerz wird im Folgenden ebenfalls als Praktik begriffen.

Schlüsselwörter

Schmerz, Geschlecht, Medizin, Praktiken, Krankenpflege

Summary

“Patiently suffering” – Praxeological reconstructions of pain and gender in the 19th century

Research on the history of pain was significantly influenced by the work of Elaine Scarry and David Morris in the late 1980s and early 1990s in the context of the “linguistic turn” in cultural studies. Scarry developed the concept of the “inexpressibility” of pain in the late 1970s and early 1980s in regard to the field of medicine. According to Scarry, pain is an expression of “radical subjectivity”, making it impossible to define or describe physical pain. The article argues that praxeological approaches open up new ways into the history of pain. The previously dominant question of how authentic descriptions of pain can be at reflecting the experiences of people concerned will be ignored here, i.e. whether pain can be adequately expressed in words. Rather, the article seeks to analyse practices when it comes to dealing with pain. The investigation focuses on the ways in which concepts of gender informed how pain was dealt with in the 19th century. Writing down and preserving descriptions of pain are also regarded as a practice.

Keywords

pain, gender, medicine, practices, nursing

1 Einführung

Die Forschung zur Geschichte des Schmerzes ist wesentlich geprägt durch die Arbeiten von Elaine Scarry und David Morris. Sie entstanden in den späten 1980er und frühen 1990er-Jahren im Kontext des Linguistic Turn in den Kulturwissenschaften (Scarry 1985; Morris 1991). Scarry formulierte mit Blick auf die Medizin ein Jahrzehnt zuvor die These der „Inexpressibility“ des Schmerzes. Schmerz sei der Ausdruck einer

„radikalen Subjektivität“, die es unmöglich mache, physischen Schmerz zu definieren oder zu beschreiben. Auch der Historiker Jakob Tanner betont im Anschluss an diese Autor_innen, dass Schmerz der „Antipode der Sprache“ sei, ein „Geheimnis“, das von eindeutiger Erkenntnis ausgeschlossen sei. Diese „Sinnlosigkeit“ des Schmerzes sei nach Morris eine Folge des „organischen Schmerzmodells“, nämlich der Vorstellung, dass Schmerz stets eine organische Ursache habe, die im 19. Jahrhundert etabliert worden sei und ein ganzheitliches Schmerzmodell abgelöst habe (Tanner 1994: 494). Esther Fischer-Homberger hat diesen historischen Wandel des gesellschaftlich-kulturellen und medizinischen Umgangs mit Schmerz als Prozess der „Distanzierung vom Schmerz“ beschrieben: An die Stelle der Vorstellung von der „Erlösung durch den Schmerz“ – hier verweist sie auf die religiöse Deutung von Schmerz – sei die der „Erlösung vom Schmerz“, also eine Biologisierung des Schmerzes getreten (Fischer-Homberger 1997: 104ff.).

Literaturwissenschaftliche Forschungen betonen indes, dass die „Unsaybarkeit des Schmerzes“ ein Topos sei, der bereits in vormodernen literarischen Texten zu finden sei. Die „Unsaybarkeit des Schmerzes“ sei eine seiner Repräsentationsmöglichkeiten und habe die Autor_innen interessanterweise nicht davon abgehalten, Schmerzen wortreich zu beschreiben (Lechtermann 2010).

Die Grundannahme des Beitrags lautet, dass praxeologische Zugänge einen anderen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Die bisher dominierende Frage danach, wie authentisch Schmerzbeschreibungen die Empfindungen der Betroffenen wiedergeben, ob Schmerz also adäquat sprachlich ausgedrückt werden konnte, ist hier nicht von Interesse. Vielmehr geht es darum, Praktiken im Umgang mit Schmerz zu analysieren. Praxistheoretische Zugänge gehen davon aus, dass in Praktiken stets Wissensbestände inkorporiert sind, zeitgenössisches Wissen demzufolge buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen ist (Reckwitz 2003; Hörning/Reuter 2004). Untersucht werden soll, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken zum Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind. Das Aufschreiben von Schmerz wird im Folgenden ebenfalls als Praktik begriffen.¹

Der in der Forschung zur Geschichte des Schmerzes problematisierte Begriff des „Subjektiven“ wird aufgegriffen, um danach zu fragen, inwieweit der Umgang mit Schmerz bzw. die Beschreibung des Schmerzes im Untersuchungszeitraum als Teil von Prozessen der Selbst-Bildung anzusehen ist. Bei praxeologischen Subjektanalysen – so hat Thomas Alkemeyer betont – „wird der Ausgangspunkt sozialen Handelns nicht in dem autonomen Subjekt lokalisiert, vielmehr gehen Subjekte mit ihren spezifischen sozialen Identitäten [...], ihren Selbstbeziehungen und Kompetenzen aus der Teilhabe an sozialen Praktiken hervor“ (Alkemeyer 2013: 61).

In dem Beitrag geht es um Identitäten und Subjektivierungen von (Schwer-)Kranken über Schmerzpraktiken. Dabei werden erstens die geschlechtsspezifische Subjektivierung in Schmerzbeschreibungen, die in medizinischen Quellen zu finden sind, und

1 Das Aufschreiben als Praktik haben auch schon Bettina Brockmeyer und Isabel Richter in ihren Untersuchungen von Prozessen der Selbst-Bildung in den Blick genommen (vgl. Brockmeyer 2009 und Richter 2010). Auch Volker Hess und Sabine Schlegelmilch haben das Notieren und das damit verbundene Strukturieren des Beobachteten in ein Krankenjournal als ärztliche Praktik begriffen und untersucht (Hess/Schlegelmilch 2015).

zweitens geschlechtsspezifische Schmerzpraktiken im Prozess der Subjektivierung als frommes protestantisches Selbst von Todkranken sowie von Pflegenden als Selbst der idealen Diakonisse im Umgang mit Sterbenden herausgearbeitet.

Das Quellenkorpus besteht aus ärztlichen handschriftlichen und gedruckten Fallbeschreibungen, Briefen, Tagebüchern und Sterbestundenberichten aus dem pietistisch-protestantischen Bürger_innentum², besonders dem Tagebuch der an Brustkrebs erkrankten Bremerin Rebekka Achelis aus dem Jahr 1832³ und Schwesternbriefen von Kaiserswerther Diakonissen⁴. Diese Quellen eignen sich gut, um Praktiken im Umgang mit Schmerz zu rekonstruieren. Die Annäherungen an den Schmerz konzentrieren sich also aufgrund der ausgezeichneten Quellenlage im Wesentlichen auf das pietistisch-protestantische Milieu. In den Briefen Schwerkranker aus diesem Milieu sollen Schmerzbeschreibungen als spezifische Subjektivierungspraktiken verstanden und untersucht werden.

Das Tagebuch Rebekka Achelis' wurde dem Deutschen Tagebucharchiv von ihren Nachkommen als Abschrift zur Verfügung gestellt. Über die Autorin ist wenig bekannt. Sie stammt aus einer angesehenen bürgerlichen Familie in Bremen, zu der es zwar eine umfangreiche Ahnenforschung gibt, die sich jedoch im Wesentlichen auf die männlichen Familienmitglieder konzentriert hat. Über Rebekka Achelis ist nur zu erfahren, dass sie Zeit ihres Lebens unverheiratet geblieben war, im Pfarrhaushalt ihres Bruders lebte und ihre „leidende“ Schwägerin bis zu deren Tod gepflegt hatte.⁵ Das Tagebuch stammt also aus einer Pfarrfamilie und das Schreiben dieses durch religiöse Introspektion geprägten Selbstzeugnisses begreife ich als eine wesentliche Schmerzpraktik. Die Schwester eines Pfarrers begann das Tagebuch zu schreiben, als sie Schmerzen als erstes Zeichen ihres Brustkrebses und damit ihres nahen Endes erkannte. Die Schwesternbriefe waren von den Diakonissen von ihren Einsatzorten an das Vorsteherpaar des Mutterhauses in Kaiserswerth geschrieben worden. Darin berichteten sie in regelmäßigen Abständen von ihrer Arbeit, aber auch von ihrer Praxis als Christinnen. Das Schreiben der Briefe ist als wesentliche Praktik im Prozess der Selbstbildung als fromme, von Gott berufene Diakonisse anzusehen.

Die ärztlichen Fallberichte wurden im Wesentlichen in zeitgenössischen Fachzeitschriften, zuweilen auch als Exempel in einem medizinischen Fachbuch publiziert. Die handschriftlich überlieferten „Krankheitsgeschichten“ von Conrad Heinrich Fuchs (1803–1855) stammen aus der Praxis der Polikliniken in Würzburg und Göttingen aus den Jahren 1832 bis 1842.⁶ Fuchs unterrichtete Medizinstudenten am Krankenbett in den Wohnungen der Armenviertel (Neuner/Nolte 2016). Diese medizinischen Fallbeschreibungen sind für eine praxishistorische Analyse besonders gut geeignet, da sie Teil einer neuen klinischen Methode waren, der Naturhistorischen Schule (Bleker 1981). Gemäß dieser Schule galt es, Beobachtungen am Krankenbett möglichst detailgetreu zu

2 Archiv der Werner-Zeller-Stiftung in Leonberg.

3 Deutsches Tagebucharchiv in Emmendingen.

4 Archiv der Fliegener Kulturstiftung in Düsseldorf-Kaiserswerth.

5 Forschungen im Staatsarchiv Bremen und im Archiv von „Die Maus – Gesellschaft für Familienforschung Bremen e. V.“ haben keine detaillierten biografischen Informationen zu Rebekka Achelis erbracht (Achelis/Achelis/Bicker 1921).

6 Conrad Heinrich Fuchs, Krankheitsgeschichten: Handschriftenabteilung Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 80 Cod. MS. hist. nat. 61: I–VIII; IX–X.

notieren, d. h. jede auftretende Beschwerde, jede Äußerung des/der Kranken, genauestens aufzuschreiben. Diese größtenteils mehrere Seiten umfassenden „Krankheitsgeschichten“ wurden von Fuchs selbst, seinen Assistenzärzten und ausgewählten Medizinstudenten in einem narrativen Stil verfasst und geben Einblick in die Interaktionen zwischen Ärzten und Patient_innen.

Der Schwerpunkt der untersuchten Quellen liegt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, doch gehe ich mit Blick darauf, dass das von mir analysierte Schmerzverständnis im 19. Jahrhundert durch eine Gemengelage von vormodernen und modernen Wissensbeständen geprägt war, einerseits ins 18. Jahrhundert zurück und überschreite andererseits die Mitte des 19. Jahrhunderts.

2 Medizin, Schmerz und Geschlecht

Wie David Morris und Esther Fischer-Homberger betont haben, vollzog sich im Laufe des 19. Jahrhunderts ein Wandel im medizinischen Schmerzverständnis hin zu einer somatisierenden, naturwissenschaftlich begründeten Lehre vom Schmerz und seinen Ursachen (Morris 1991; Fischer-Homberger 1997: 104ff.). Die Zeit zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis weit ins 19. Jahrhundert ist als Übergangszeit zu verstehen, in der alte, humoralpathologisch begründete Konzepte und neuere nervenphysiologische Modelle von Schmerz noch selbstverständlich nebeneinander standen und auch die ärztliche Praxis bestimmten.

Mitte des 18. Jahrhunderts erforschten Mediziner zunehmend die nervenphysiologische Fundierung von Schmerzen. Die Annahme, dass auch „Gemüthserschütterungen“ auf das Schmerzgeschehen Einfluss hätten (Marx 1851: 14; Stilling 1840: 88), durchbrach die rein somatisierenden Konzepte von Schmerz dieser Zeit. Humoralpathologische Vorstellungen beeinflussten im frühen 19. Jahrhundert immer noch medizinische Konzepte von Schmerz: Es wurde z. B. davon ausgegangen, dass die sich ablagernden „dyskrasischen Schärfe“⁷ Nerven reizten und auf diese Weise Schmerz verursachten (Spiess 1844: 104).

Probleme bereitete den Mediziner die subjektive Dimension von Schmerz. So betonte der Göttinger Mediziner Karl F. H. Marx (1840–1877): „Der Schmerz ist die subjektivste Empfindung“ (Marx 1851: 6). Er bedauerte zugleich, dass noch kein „Algometer“, ein „Schmerzensmesser“, zur „objektiven“, von den Aussagen der Patient_innen unabhängigen Erfassung von Schmerz erfunden worden sei. Der metrische Zugriff auf das Pathologische prägte im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend die diagnostische und wissenschaftliche Praxis in der Medizin, wie Volker Hess anhand der Geschichte der Einführung des Fiebermessens gezeigt hat (Hess 2000). Der Begriff „subjektiv“ erscheint bei Marx auch als komplementärer Begriff zur wissenschaftlichen Objektivität. Folgt man der Studie Lorraine Dastons und Peter Galisons, so entstand das Konzept der wissenschaftlichen Objektivität genau in dieser Zeit, nämlich um 1850 (Daston/Galison 2007).

Für die Schmerzdiagnostik waren subjektive Wahrnehmungen nach wie vor entscheidend: Der Arzt musste demzufolge seine Schmerzpatient_innen sorgfältig befra-

7 = Krankheitsstoffe, die die Säfte verderben.

gen und beobachten. Den Medizinerinnen blieb also nicht verborgen, dass Schmerzen von ihren Patient_innen individuell unterschiedlich wahrgenommen wurden. Der Göttinger Mediziner Albrecht Haller (1708–1777) hatte daher bereits im 18. Jahrhundert in seiner Schmerztheorie zwischen der „Reizbarkeit“ und „Empfindlichkeit“ eines Körperteils unterschieden. Während er unter „Reizbarkeit“ die rein physiologische Reaktion von Nerven- und Muskelfasern auf Berührung verstand, beschrieb er mit dem Begriff „Empfindlichkeit“ den Umstand, dass die Berührung eines Körperteils „der Seele vorgestellt“ (Haller 1756: 3) werde.

Frauen galten als das Geschlecht mit den empfindlicheren Nerven. Auch wurde angenommen, dass sie in höherem Grade von nervöser Hyperästhesie, d. h. von Schmerzempfindlichkeit, betroffen waren als Männer. Paradoxe Weise wurde ebenfalls festgestellt, dass eine „geistige Empfindlichkeit“ gegen Schmerzen „gerade bei den stärksten Männern“ häufiger vorkomme. Die „zarten“, „nervösen“ Frauen hätten dagegen nicht selten „die Fähigkeit, Schmerzen mit Gleichmuth zu ertragen“ (Spiess 1844: 162). Karl F. H. Marx spitzte die geschlechtsspezifische Dimension von Schmerzempfindung auf den einfachen Satz zu: „Das Weib, empfindlicher als der Mann, erträgt leichter als dieser Schmerzen“ (Marx 1851: 7).

Chirurgische Fallbeschreibungen aus der Zeit, als operative Eingriffe noch ohne wirksame Anästhesie durchgeführt wurden, geben Einblick in einen geschlechtsspezifisch geprägten Umgang mit Schmerz und Schmerzempfindlichkeit. Generell lässt sich beobachten, dass dem eigentlichen chirurgischen Eingriff meist ein langer Entscheidungsprozess voranging. Die Furcht vor den unvorstellbar großen Schmerzen während einer Operation war so groß, dass chirurgische Eingriffe jahrelang hinausgeschoben wurden, bis der Leidensdruck so groß war, dass die Schmerzen bei der Operation in Kauf genommen werden konnten. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurde eine wirksame Narkose entwickelt. Martin Pernick stellt im Zusammenhang mit der Einführung der Narkose in den USA heraus, dass Frauen aufgrund der ihnen zugeschriebenen höheren Empfindlichkeit der Nerven häufiger narkotisiert wurden als Männer (Pernick 1985). In der chirurgischen Praxis in Deutschland hingegen zeigt sich, dass Frauen in der Zeit vor Einführung der Anästhesie nicht so häufig schmerzlindernde Mittel bekamen wie Männer.

Aus den Operationsberichten lässt sich sehr deutlich eine geschlechtsspezifische Dimension des Umgangs mit Schmerzen herauslesen. Wie wenig Schmerzen nämlich bei ärztlichen Berichten über Operationen an Frauen thematisiert wurden, fällt erst auf, wenn man sich Fallbeschreibungen über Operationen an Männern anschaut. Der Chirurg am Würzburger Juliusspital, Karl Kaspar von Siebold (1736–1807), erwähnte in seinen Fallschilderungen von Brustkrebsoperationen – d. h. von Amputationen einer Brust oder vom Herausschneiden einer Geschwulst – Schmerzen während des Eingriffs überhaupt nicht. Dagegen nehmen Schmerzschilderungen in seinen Berichten über Operationen von Männern am Hoden oder am Penis breiten Raum ein. Von Siebold schildert, wie sein Patient ihm schon bei der Aufklärung über die teilweise Amputation seines Penis sagte, dass die Vorstellung des Abbindens „einer so nervichten, gefäßreichen, empfindlichen und härtlichen Theiles so grausam und schmerzhaft“ vorkomme, dass ihn beinahe eine Ohnmacht „anwandle“ (Siebold 1792: 51). Auch aus der detaillierten Beschreibung des Eingriffs ist das Bemühen des Chirurgen erkennbar, besonders behutsam

vorzugehen und unnötige Schmerzen bei seinem Geschlechtsgenossen zu vermeiden. Der Arzt ging angesichts der Tatsache, dass bei einem solchen chirurgischen Eingriff nicht nur ein Körperteil abgeschnitten, sondern symbolisch auch die Männlichkeit des Operierten verletzt wurde, sehr sensibel vor. Dass bei Frauen das Abschnüren und Abschneiden einer krebsbefallenen Brust auch sehr schmerzhaft war, lässt sich aus seinen Fallbeschreibungen in demselben „Chirurgischen Tagebuch“ allerdings nicht ablesen. Auch hier wurde ein Körperteil operativ entfernt, der für einen weiblichen Körper eine wichtige symbolische Bedeutung hatte (Epstein 1986: 155; Jordova 1980). Schienen diese Schmerzen nicht der Rede wert, da die Frauen sie geduldig und still ertrugen? Diese Vermutung bestätigt sich, schaut man in ärztliche Beschreibungen von Operationen bei Frauen mit Gebärmutterkrebs. So schilderte Johann Nepumuk Sauter (1766–1840) in seinem Operationsbericht über eine „Extirpation einer carcinomatösen Gebärmutter“ aus dem Jahr 1822, wie „die Geduld der Patientin wankte“, nachdem er einige Zeit vergeblich versucht hatte, die Gebärmutter durch die Vagina der Frau herabzuziehen. Als die Patientin ihn bat, die Operation zu beenden, redete er ihr energisch zu und stellte fest, dass die Patientin sich sogleich wieder „erманnte“ (Sauter 1822: 105f.). Diese Formulierung ist bemerkenswert: Bedeutete das Sich-Ermannen, die vorübergehende „geistige Empfindlichkeit“, die dem Mann zugeschrieben wurde, wie ein Mann zu überwinden? Auch der Göttinger Professor für Frauenheilkunde Friedrich Benjamin Osiander merkte an, dass eine Tagelöhnerin, bei der er ohne Narkose und ohne Schmerzmittel einen Teil ihrer Gebärmutter herausgeschnitten hatte, „eine ohnehin empfindliche Person“ sei, da sie – für ihn offenbar unerwartet – über Schmerzen klagte. Auch sie gab Ruhe, nachdem der Arzt sie streng ermahnt hatte (Osiander 1813–1814: 55).⁸

Anhand zweier „Krankheitsgeschichten“ aus der Praxis der Würzburger Poliklinik soll nun herausgearbeitet werden, wie Geschlecht über die Praktik der Schmerzbeschreibungen in der Interaktion zwischen Mediziner und Patientin hergestellt wurde. Den Fallbeschreibungen ging ein Gespräch mit der Patientin über ihre „Schmerzgeschichte“ voraus.

Schmerz ist der rote Faden, der sich durch die „Krankheitsgeschichte“ der 47-jährigen Anna Bügner zieht, die erst nach einer langjährigen Leidenszeit Patientin der Würzburger Poliklinik wurde. Bereits vor ihrer Verheiratung habe die Patientin „leichte Schmerzen“ verspürt, welche sich „durch den Leib gegen das Kreuzbein wie Stiche hincogen“, jedoch in Abständen, besonders vor dem „Eintritte der Menstruation“ aufgetreten seien. Später habe der eheliche Beischlaf so starke Schmerzen verursacht, dass sie ihren Mann gebeten habe, auf denselben ganz zu verzichten. In späteren Jahren seien diese Schmerzen „stärker“ und „häufiger“ gekommen und hätten sich „zu hysterischen Anfällen“⁹ gesteigert, wenn Anna Bügner z.B. beim Holzspalten länger in einer „gebückten Stellung“ verharrt sei. Erst als sich der Unterleib entzündet habe, sei die Leidende zu einem Arzt gegangen, der eine „Desorganisation im Uterus“ diagnostiziert habe. Da jedoch die Schmerzen wieder schwächer geworden seien, „ließ man

8 Vgl. zum Umgang mit Schmerz bei Todkranken Nolte 2016.

9 Das Adjektiv „hysterisch“ verweist hier ganz direkt auf die körperlichen Prozesse in der Gebärmutter, die wie alles im medizinischen Denken dieser Zeit auch auf das Gemüt wirken konnten. Jedoch beschrieben sie hier eher den leiblichen Ort und Ursprung der Schmerzen. Das Konzept von Hysterie als „Nervenkrankheit“ oder gar psychische Krankheit entsteht erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Nolte 2007: 40f.; Bleker 1993).

das Ganze auf sich beruhen“. Als jedoch die „Zufälle“, welche sich mit einem „weissen Ausflusse complicirt“ hatten, wieder aufgetreten seien, habe sie erneut einen Arzt aufgesucht, der sie mit der Antwort, „es ist halt ein Weibsbildbauch“, abgefertigt habe. Da ihre Schmerzen derart bagatellisiert worden waren, traute sie sich nicht, nochmals um ärztlichen Rat anzusuchen. Erst als zu den heftigen Schmerzen, die besonders nachts „escalirten“, ein eitriger Ausfluss hingekommen sei, habe sie „nach vielen Zureden ihrer Verwandten Hülfe bei Medicinalrath v. D’Outrepont“ gesucht. Nach ihren vorherigen Erfahrungen mit Ärzten hatte die Kranke – wie es offensichtlich von ihr erwartet wurde – ihre Schmerzen duldsam ertragen. Erst als äußere Zeichen hinzutraten, wurden die starken Schmerzen als Anzeichen für eine gefährliche Krankheit ernst genommen. Der Professor für Frauenheilkunde kam nach einer vaginalen und rektalen Untersuchung zu dem Schluss, dass es sich um ein „Carcinom“ der Gebärmutter handle, das sich bereits in den Mastdarm ausgebreitet habe (Fuchs 1832, Heft I, Nr. 3). Die Ärzte der Poliklinik notierten folgende Beobachtungen:

„Patientin klagte über nichts als über Schmerzen in dem untersten Theile des abdomen [sic] welche von dem Kreuzbein mit heftigem Brennen und Reißen, meistens am Abende, in den Unterleib verschossen, an dem linken Darmbeinkamme auf der Höhe desselben, sich festsetzten, so dass die Kranke sich vorzüglich über diesen Schmerz beklagte, dann in den linken Schenkel nach dem Verlaufe des nervus ischiadicus hinabflossen, und die Kranke bis zur größten Unruhe aufregten, selten war es, dass sie 2–3 Nächte von der Exacerbation ihrer Schmerzen frei blieb. In der Zwischenzeit war sie zwar von Schmerzen nicht frei, allein sie befanden [sic!] bloß in einem steten Brennen, das mit keinem Reißen und Ziehen verbunden war, und hinderten nicht, daß die Kranke ruhig im Bett liegen bleiben konnte“ (Fuchs 1832, Heft I, Nr. 3).

In der Krankengeschichte wird die Qualität des Schmerzes wie folgt sprachlich ausgedrückt: „Brennen“, „Reißen“ und „Ziehen“. Auch die Bewegung der Schmerzen durch den Leib werden anatomisch präzise beschrieben. In zeitgenössischen medizinischen Publikationen nennen Mediziner eine Reihe von metaphorischen Adjektiven zur differenzierten Beschreibung der Qualität des Schmerzes. So ist in der schon erwähnten Publikation über den Schmerz von Karl H. F. Marx Folgendes zu lesen: „[...] spannender, drückender, stechender, brennender, klopfender, nagender, reissender, bohrender, durchschießender Schmerz“ (Marx 1851: 9).¹⁰ Es lässt sich also eine Routine der Schmerzbeschreibung beobachten, die vermutlich in der wechselseitigen Beziehung von Arzt/Medizin und Patient_in entstanden ist. Interessanterweise schien der Wissensbestand der metaphorischen Schmerzbeschreibung in der Phase des vorwiegend somatisierenden Schmerzverständnisses verloren gegangen zu sein. Elaine Scarry charakterisiert die „Inexpressibility“ des Schmerzes Anfang der 1980er-Jahre und hebt die McGill-Questionnaire zur Schmerzdiagnostik als wichtigen Schritt zu ihrer Überwindung hervor (Scarry 1985: 7ff.). Die Mediziner Ronald Melzack und Warren Torgeson hatten diesen Schmerzfragebogen mit seiner Vielfalt von Adjektiven auf der Basis von Schmerzbeschreibungen ihrer Patient_innen 1971 erarbeitet. Aus historischer Perspek-

10 Die Adjektive verwiesen auch auf die Art und den Ort des Schmerzes: Während z. B. ein „stechender“ Schmerz auf eine lokal begrenzte Ursache des Schmerzes hindeutete („Wird eine einzelne sensible Nervenfasern betroffen, so entsteht ein stechender Schmerz.“), ließ ein „brennender“, „drückender“, „klopfender“, „reißender“ oder „dumpfer“ Schmerz eher auf die Beteiligung mehrerer Nervenstränge schließen (Spiess 1844: 104).

tive bemerkenswert ist nicht nur, dass ein großer Teil der Adjektive aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in diesem Fragebogen wiederzufinden ist, sondern auch, dass Ärzte sich nach einer historischen Zeitspanne der einseitig technizistisch-naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Medizin auf die subjektiven Schilderungen ihrer Patient_innen (zurück)besannen.

Schon die Beschreibung der langen Leidensgeschichte Anna Bügners, der Zeit, bevor sie tatsächlich ärztliche Hilfe bekam, zeigt eindrücklich, dass dieser Frau die zeitgenössische Konstruktion der geschlechtsspezifischen Duldsamkeit buchstäblich in „Fleisch und Blut“ übergegangen war. Von ihren Verwandten musste sie mit viel Überredung dazu gebracht werden, einen Arzt aufzusuchen. Der Arzt, der die „Krankheitsgeschichte“ der schwer an Gebärmutterkrebs Erkrankten aufgeschrieben hat, verweist implizit auf die zeitgenössische Zuschreibung der weiblichen Duldsamkeit von Schmerzen, wenn er schließlich kommentiert: „Sie ertrug diese Leiden mit Geduld, welche nun selten von der Heftigkeit der Schmerzen, und hoffnungslosen Unbestimmtheit ihrer Dauer überwältigt wurde, ihre Gesichtszüge trugen das Gepräge ihrer Leiden; das erdfahle, carcinomatöse Colorit fehlte nicht [...]“ (Fuchs 1832, Heft I, Nr. 3). In der Fallgeschichte wird die Physiognomik der Patientin so beschrieben, dass ein direkter Bezug auf die später von Karl Heinrich Baumgärtner (1798–1886) publizierte Krankenphysiognomik nahe liegt (Baumgärtner 1842).

Abbildung 1: Mutterkrebs



Quelle: Karl Heinrich Baumgärtner: Krankenphysiognomik, Stuttgart 1842, Tab. 46. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.

Baumgärtner beschreibt das Bild der an „Mutterkrebs“ erkrankten Patientin wie folgt:

„Der Mund ist geschlossen, die Lippen befinden sich in etwas gespannter Haltung, und um diesen zieht sich, von der Seite der Nase ausgehend, eine tiefe, Schmerz und düstere Gemütsstimmung ausdrückende Furche“ (Baumgärtner 1842: 154).

Das „erdfahle, carcinomatöse Colorit“ ist ebenfalls auf der Abbildung zu sehen. Baumgärtners typisierende Krankenporträts evozieren eine „Ästhetik der Objektivität“ (Zimmermann 2009). Mithilfe dieses Bildbandes sollten junge Ärzte lernen, Krankheiten anhand der Gesichtszüge ihrer Patient_innen zu identifizieren. Schmerzen materialisierten sich demzufolge in den Gesichtszügen der Leidenden und waren daher für den Experten „objektiv“ erkennbar. Sicher ist es kein Zufall, dass in medizinischen Schriften häufig weibliche Kranke genannt werden, wenn es darum geht zu schildern, wie sich ein lang ausgehaltener Schmerz in die Gesichtszüge eingeschrieben hatte (vgl. u. a. Hennemann 1823: 9).

Mit einer großen Bandbreite von metaphorischen Adjektiven waren Patientinnen also in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Lage, die Qualität ihres Schmerzes zu beschreiben. Diese Praktik der genauen Selbstbeobachtung verweist implizit auf die „größere Empfindlichkeit“ des weiblichen Geschlechts für Schmerzen, die ihnen zugeschrieben wurde. Zugleich findet sich in ärztlichen Fallbeschreibungen stets die Darstellung der Duldsamkeit weiblicher Schwerkranker.

3 Religiöse Praxis, Schmerz und Geschlecht

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Schmerz von protestantischen Christ_innen entweder im Sinne der Geschichte Hiobs als Prüfung oder Strafe Gottes für einen sündhaften Lebenswandel verstanden. Letztere Deutung stellt der britische Künstler George Cruikshank sehr eindrucksvoll auf der Karikatur: „The Cholic“ aus dem Jahr 1819 dar: Die Frau, die vor Schmerz schreiend auf dem Sofa sitzt, wird von Teufelchen traktiert. Eine Gruppe von großen und kleinen Teufelchen zieht an einem Seil, das um ihre Taille geschnürt ist. Die anderen Teufelchen stechen die Frau mit unterschiedlichen Werkzeugen: mit einer dünnen Nadel, mit einem Speer und einer Mistgabel. Ein weiteres Teufelchen schneidet mit einem Messer. Das Bild an der Wand zeigt eine Alkohol trinkende Frau. Es werden also metaphorische Adjektive zur Beschreibung der Qualität des Schmerzes visuell dargestellt: stechend in verschiedener Qualität, einschnürend und schneidend (Bourke 2014: 64). Doch zugleich verweisen die bildliche Darstellung des Saufens und die Teufelchen auf den sündhaften Lebenswandel, der mit dem cholikhaften Schmerz bestraft wird.

Abbildung 2: The Cholic



Quelle: George Cruikshank, 1819. Radierung altkoloriert. London Britisches Museum, 1862-12-17-511.

Folgt man den Beschreibungen pietistisch-protestantischer Sterbestundenberichte oder der Schwesternbriefe der Diakonissen aus Kaiserswerth, so waren die Sünder_innen, die qualvolle Schmerzen als Strafe Gottes erleiden mussten, stets die anderen, die nicht zu der eigenen Gemeinschaft der frommen Christ_innen gehörten (vgl. auch Ernst 2003).

3.1 Kranke und bürgerlich-protestantische Religiosität

Beschreibungen von Schmerz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden sich besonders in Tagebüchern und Sterbestundenberichten aus dem pietistisch-protestantischen Bürger_innentum. Diese Ego-Dokumente sind in der Geschlechterforschung bereits eingehend ob ihres Quellenwerts für eine Rekonstruktion von Erfahrungen und Wahrnehmungen der Autor_innen problematisiert worden (Gleixner 2005; Hebeisen 2005). Ulrike Gleixner hat herausgearbeitet, in welcher Weise das Selbst in pietistischen Selbstzeugnissen mit Bezug auf Geschlechterverhältnisse thematisiert wurde (Gleixner 2002). Wie am Beispiel des Tagebuchs der an Brustkrebs erkrankten Bremerin Rebekka Achelis gezeigt werden kann, kam dem Umgang mit Schmerz eine zentrale Bedeutung im Prozess der Selbst-Bildung als fromme protestantische Christin zu. Besonders in den

Sterbestundenberichten zeigt sich – so meine These – eindrücklich die Verknüpfung von christlich-protestantischen Konzeptionen von Schmerz mit der medizinischen Zuschreibung der geschlechtsspezifischen Duldsamkeit von Schmerz.

Der Jurist Johann Gottfried Mislner aus Hamburg publizierte 1781 zum Andenken an seine vermutlich an Schwindsucht verstorbene Frau eine Schilderung ihrer schweren Krankheit und ihrer letzten Tage. Der Jurist betonte, dass seine Frau „aus Zärtlichkeit ihre Schmerzen sehr lange“ vor ihm „verhehlt“ habe. Die Verheimlichung ihrer Schmerzen war ihr schließlich nicht mehr möglich, als „schmerzhafte Krämpfe in der Brust“ eintraten, die sie zwangen, aufrecht im Bett zu sitzen (Mislner 1781: 16). Zwar wurde Maria Mislner von ihrem Gatten einerseits als durch ihre vielen Geburten geschwächte Frau beschrieben, andererseits betont, wie standhaft sie ihre starken Schmerzen ertrug, wengleich „die Empfindung des Schmerzes in jedem Zuge ihres Gesichts gleichsam abgemahlet“ für Außenstehende sichtbar war. Ihre Duldsamkeit wurde vom Ehemann als Ausdruck ihres unerschütterlichen Glaubens gedeutet, zugleich ist die Fähigkeit, auch starke Schmerzen zu ertragen, im Kontext des bereits dargelegten zeitgenössischen weiblichen Geschlechtscharakters zu sehen (Mislner 1781: 20). Der Hallenser Professor für Theologie Julius Müller (1801–1878)¹¹ beschrieb in seinem Bericht „Aus Elisabeth’s letzten Stunden“, wie es seiner Frau gelang, sich in den letzten Stunden durch ihren festen Glauben an den seligen Tod von ihrem Körper und somit auch von dem Schmerz zu distanzieren:

„Von ihrem Leibe sprach sie ganz objectiv: der arme Leib! wie er leidet! Einigemal sagte sie: es ist vorbei – und nun? u. nun? und nun? Einmal: mein Liebes, ein herzliches, fröhliches Lebewohl! Bald darauf einigemal: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ (Müller 1844: o. S.).

Das Tagebuch der Bremerin Rebekka Achelis erscheint als ausgesprochenes „Schmerztagebuch“, da ihre Schmerzen die mehrmals wöchentlich vorgenommenen Einträge bestimmten (Achelis 1813–1833). Zunächst machte sich ihre Krankheit durch eine Verhärtung in der linken Brust und gelegentliche Schmerzen bemerkbar. Beides beunruhigte die Bremerin sehr, da sie vermutlich mit der Symptomatik von Brustkrebserkrankungen vertraut war. Ihre dicht aufeinanderfolgenden Einträge beginnen zusammen mit den sie täglich quälenden Schmerzen in der Brust. „Und ist es dein heiliger Wille nicht, daß ich gesund werde, so erleichtere mir doch die Schmerzen. Hilf sie mir tragen und bewahre mich vor Ungeduld“ (Achelis: 22.10.1832). Die fromme Bremerin bezeichnete ihre starken Schmerzen selbst als „Leidenschule Gottes“, die sie auf dem Weg zur frommen Christin durchlaufen musste. Häufig verwendete sie die Formulierung, dass ihr „peinlich zumute“ sei, um auszudrücken, dass sie nicht mehr in der Lage war, in Gesellschaft ihre Schmerzen zu verbergen. Erst nach zwei Jahren, in denen sie heimlich und allein ihre Schmerzen durchlitten hatte, vertraute sie sich einer Freundin an, was sie sehr erleichterte (Achelis: 6.8.1832). Schmerzen wurden von Schwerkranken auch deshalb still und heimlich ertragen, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder um die Angehörigen, aber auch den Kreis an Freunden der Familie nicht zu belasten.

11 Julius Müller war ein bedeutender Dogmatiker seiner Zeit. Durch ihn und seinen Kollegen Tholuck wurde Halle zu einer „Hochburg der Erweckungstheologie“ (Axt-Piscalar 1997). Die Bremerin Elisabeth Klugkist war seine zweite Frau. Die kurze Ehe soll „überaus glücklich“ gewesen sein (Kögel 1885).

Mit diesem Handeln zeigt sich, dass Rebekka Achelis geschlechtsspezifische Zuschreibungen zum Umgang mit Schmerz inkorporiert hatte und ebenfalls dem pietistisch-protestantischen Prinzip der „Selbstverleugnung“ entsprach.

Achelis tritt in ihrem Tagebuch in einen direkten Dialog mit Gott. Diese Unmittelbarkeit der Beziehung zu Gott, die auch in dem erwähnten Sterbestundenbericht über Elisabeth Müllers Tod beschrieben wird, ist Ausdruck weiblicher Religiosität im Bürger_innentum in dieser Zeit (Habermas 1994).

Das standhafte und stille Ertragen des von Gott als Prüfung auferlegten Schmerzes kann als Topos gelesen und gedeutet werden, doch ist mit einer praxeologischen Perspektive hervorzuheben, dass – gerade mit Blick auf Rebekka Achelis' Schmerztagebuch – dieser weibliche Umgang mit Schmerz als wichtige Praktik im Prozess der Selbst-Bildung als fromme Christin vor sich selbst und vor der Gemeinschaft zu verstehen ist.

3.2 Diakonissen und der Schmerz

Nach dem Vorbild der Barmherzigen Schwestern und mit Berufung auf Berichte über die ersten Diakonissen in den Gemeinden aus dem Neuen Testament schuf der protestantische Pfarrer Theodor Fliedner (1800–1864) zusammen mit seiner ersten Frau Friedrike Fliedner (1800–1842) und seiner zweiten Frau Caroline Fliedner (1811–1892) mitten im katholischen Rheinland eine Ausbildungsstätte und zugleich ein Mutterhaus für protestantische Krankenschwestern. Das Diakonissenmutterhaus verstand seine Arbeit als „Innere Mission“. Das bürgerlich-protestantische Konzept der „Inneren Mission“ war eine Reaktion auf die Pauperisierung, welche insbesondere in den Großstädten als Folge der Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzenden Industrialisierung als Problem wahrgenommen wurde. Fliedner und andere aus der neupietistischen Erweckungsbewegung hervorgegangene Protagonist_innen der „Inneren Mission“ waren der Ansicht, dass Krankheit, materielle und geistliche Verarmung ursächlich zusammenhängen. Daher sorgten diese Krankenschwestern nicht nur für das leibliche Wohl, sondern auch für das Seelenheil ihrer Kranken (Nolte 2013).

Silke Köser hat herausgearbeitet, dass gerade das Konzept der religiösen Gemeinschaft, die „kollektive Identität“ als Diakonisse, das Lebens- und Arbeitsmodell der Diakonisse im 19. Jahrhundert für junge Frauen attraktiv machte (Köser 2006). Für die Selbst-Bildung einer Kaiserswerther Diakonisse zentral war ein Katalog sogenannter „Selbstprüfungsfragen“, den jede Diakonisse täglich durchzugehen hatte. Der Blick in persönliche Exemplare der Haus- und Dienstordnung von Diakonissen und auf die dort im Anhang abgedruckten Selbstprüfungsfragen verrät, dass dieser Katalog individuell bearbeitet und an persönliche Vorlieben angepasst worden ist. Ganze Fragen wurden gestrichen oder umformuliert, sodass aus solchen überlieferten Exemplaren individuelle Praktiken im Umgang z. B. mit der geforderten „Selbstverleugnung“ zu ersehen sind: So hatte eine Diakonisse die Selbstprüfungsfragen gestrichen, in denen sie sich fragen sollte, ob sie ihren Pfinglingen mit der geforderten Demut begegnet sei (Nolte 2013: 172).

Der duldsame Umgang mit Schmerz war eine wichtige Praktik im Prozess der Selbst-Bildung als Diakonisse. Eine von Gott auferlegte Prüfung in Form einer schweren und schmerzhaften Krankheit mit Würde überstanden zu haben, begriffen Diako-

nissen als größte Auszeichnung von Gott. So schrieb Schwester Lina Anfang des Jahres 1875 an die Vorsteher im Kaiserswerther Mutterhaus resümierend über das vergangene Jahr:

„Es ist für mich besonders ein Gedenk- u. Gnadenjahr geworden, wovon ich viel zu loben u. zu danken habe, indem mich mein Gott so schwer erkranken ließ, als Er mich bis an den Rand des Todes führte u. mich wieder gesund werden ließ, daß ich nun diese neu geschenkte Gnadenzeit recht auskaufe, ist ernstlich meines Herzens Verlangen u. Gott wolle mir die Gnade u. Kraft dazu schenken, das ist mein tägliches Gebet zu ihm.“ (Lina Sauerland 1875: o.S.)¹²

Dass der souveräne Umgang mit Schmerzen als durchaus zentral im Prozess der Selbst-Werdung einer Diakonisse angesehen wurde, ist aus Nachrufen von Diakonissen zu ersehen. So wird im Nachruf der Diakonisse Margarete Spiel hervorgehoben, dass sie eine Operation am Hals bereitwillig ohne Chloroformnarkose über sich hatte ergehen lassen. Im Weiteren hieß es: „Eine Diakonisse muss auch einen Schmerz aushalten können“ (zit. nach Köser 2006: 364). Entsprechend kritisch standen Diakonissen der Einführung der Anästhesie mit Äther und Chloroform Mitte des 19. Jahrhunderts gegenüber. Doch dachten die Schwestern nicht primär daran, dass eine schmerzfreie Operation dem Kranken die Möglichkeit nahm, Schmerz als Prüfung Gottes anzunehmen und mit Würde zu bestehen. Die Diakonissen sahen darin die Gefahr, dass nun leichtfertig operiert werde und die Operierten an Einfluss auf das Geschehen während der Operation verlören. „Wir bewundern oft den Mut und das Vertrauen der Leute, die sich oft so sorglos und leicht unter das Messer und die Hand des Arztes legen“ (Amalie Schollin 1881). In der Zeit vor Einführung der Narkose hatten Chirurgen noch während der Operation einzelne Maßnahmen mit ihren Patient_innen ausgehandelt, davon zeugen zeitgenössische Operationsberichte (u. a. Sauter 1822; Siebold 1792).

In der Pflegepraxis der Diakonissen zeigt sich, wie sich das christliche Konzept der standhaften Erduldung von Schmerz als Prüfung oder Strafe Gottes mit geschlechtsspezifischen medizinisch-gesellschaftlichen Zuschreibungen zum Umgang mit Schmerz verband. So beschrieb Schwester Mina die Pflege einer an Brustkrebs erkrankten Frau im finalen Stadium wie folgt:

„Ihr Zustand ist seitdem ein viel leidender. Nach ungefähr 7 Tagen der Verschlimmerung stellte sich ein quälender Husten ein, der sie nur ab und zu, mit wenig Unterbrechung verließ um dann aber dafür heftiger wieder aufzutreten. Zuweilen ist er lose, daß sie ordentlich abhusten kann, aber oft ist er den ganzen Tag so hartnäckig und qualvoll, daß ihr der Schweiß auf der Stirn steht und Kopfschmerzen verursacht, auch klage sie seitdem viel über Rücken und Brustschmerzen. Da muß ich den häufiger den als sonst zum Morphium greifen um ihr die Nachtruhe zu sichern, doch bedarf sie bei ihrem schwachen Körper nur eine geringe Dosis. [...] Ihr Leben hängt am seidenen Faden es bedarf nicht mehr vieler Stürme, wohl kaum noch ein einziger und sie darf heimgehn. Sie ist still und ergeben in Gottes Willen und trägt ihre Schmerzen und Noth geduldig“ (Mina Mätte 20.11.1891).

Die Schmerzen der Frau werden zwar beschrieben, was darauf rückschließen lässt, dass die Patientin die Schmerzen stets äußerte, doch bemerkte die Diakonisse, wie geduldig sie die Schmerzen aushielt. Bei einer an Gebärmutterkrebs erkrankten Patientin, die

12 Matthias Benad hat diesen Umgang mit schwerer Krankheit auch bei den Betheler Diakonissen beobachtet und die Bereitschaft, für eine Läuterung der Seele bis an den Rand des Todes gehen zu wollen, als „Sterbefrömmigkeit“ bezeichnet (Benad 1996).

unter starken Schmerzen litt, war der Glaube zwar noch klein, doch offenbar der Wille zu einer Läuterung der Seele da. Schwester Sophie las ihr und ihrem Ehemann die Geschichte Hiobs vor und ließ so durchblicken, dass sie den Schmerz dieser Frau als Prüfung Gottes ansah (Sophie Stock 1893).

Aus der folgenden „Fallbeschreibung“ lässt sich nicht nur ersehen, wie Diakonissen jemanden darstellten, der sein Leiden nicht mit Würde annahm. Dieser Brief zeigt auch, dass sie einem Sünder Schmerzmittel verweigerten und ihm stattdessen empfahlen, sich dem „Herrn Jesu“ zuzuwenden, um so seine Seele für einen seligen Tod zu läutern. Denn im Anschluss an dieses Zitat schilderte die Diakonisse, wie der schwerkranke Mann, der kaum noch laufen konnte, die Flucht ergriff, um ihren Bekehrungsversuchen zu entgehen:

„Einen besonders schrecklichen Fall hatten wir. Ein Schriftsetzer kam hierzu gereißt ganz elend gekleidet und hatte Wassersucht. Im Anfange ging alles gut, als er aber immer Elender wurde, deuteten wir wohl darauf hin das er sterben könnte. Das war ihm aber schrecklich mit aller Macht klammerte er sich an das Leben. Es war wirklich erschütternd wie er die Ärzte immer anflehte doch alles zu seiner Rettung anzuwenden. Ich will nicht sterben rief er aus. [...] Endlich, es war der Sonntag vor seinem Tode, bat er mich wieder so dringend ihn etwas Betäubendes zu geben, da ich konnte nicht anders, sagte ich ihm, ich glaube nicht daß er noch manchen Tag zu leben habe er möchte sich doch ernstlich zum Herrn Jesu wenden, das er seelig werde.“ (Johanne Niendecker 1862: o. S.)

In den Schwesternbriefen sind die Schilderungen eines im christlichen Sinne vorbildlich duldsamen Ertragens des Leidens sicher nicht zufällig überwiegend Kranken- und Sterbensgeschichten von weiblichen Pflegerinnen. Hier schien sich in der Wahrnehmung und im Umgang mit diesen Kranken das christliche Schmerzverständnis mit zeitgenössischen Zuschreibungen des geschlechtsspezifischen Umgangs mit Schmerz zu verknüpfen. Die Beschreibungen von sündigen und frommen, wehleidigen und standhaften Kranken erscheinen ebenfalls als Praktik, mit der Diakonissen ihr frommes Selbst herstellten resp. immer wieder festigten.

4 Schluss

Das Schreiben über den Schmerz im 19. Jahrhundert wurde als kulturelle und historische Praktik verstanden und einer Analyse unterzogen. So zeigt sich, welche Konzepte von Schmerz den jeweiligen Praktiken implizit waren, wie zeitgenössische Konstruktionen von Geschlecht nicht nur in medizinisches, sondern auch in routinisiertes Handeln von schwerkranken Patient_innen sowie in Praktiken protestantischer Krankenpflegerinnen eingeschrieben waren. Frauen wurde auf der einen Seite zugemutet, Schmerzen länger auszuhalten als Männer, bevor ihre Schmerzen als Symptom einer ernsthaften Erkrankung wahrgenommen wurden. Gleichwohl war das Schreiben über das eigene duldsame Ertragen von unvorstellbaren Schmerzen eine Praktik, mit der pietistisch-protestantische Frauen ihr frommes Selbst vor sich selbst herstellten. Vor der Gemeinschaft war das Verschweigen und stille Durchleiden der Schmerzen eine christliche Subjektivierungspraktik, durch die Frauen sich in besonderem Maße als fromme Christinnen auszeichneten.

Schaut man auf an Schmerzen leidende Menschen unterer sozialer Schichten, so zeigt sich, dass diese nur durch das Schreiben von protestantischen bürgerlichen Frauen

oder frommen Diakonissen in den Quellen sichtbar werden. Das Schreiben über den Schmerz der Anderen ist ebenfalls als Praktik der Selbst-Bildung als fromme Armenpflegerin oder Diakonisse zu verstehen.

Auch aus anderen „Fallbeschreibungen“ von Diakonissen in ihren Briefen an das Mutterhaus lässt sich ersehen, dass Pfinglinge, die von Diakonissen als Sünder_innen identifiziert worden waren, nicht damit rechnen konnten, dass ihre Schmerzen früh gelindert wurden. Diakonissen begriffen es hier allerdings als besondere Fürsorge, ihren Pfinglingen durch das Erleiden von Schmerzen die Möglichkeit zu geben, ihre belastete Seele zu reinigen. Diese Praktik der Läuterung durch das Aushalten von Schmerz war auch im Prozess der Selbst-Werdung als Diakonisse durchaus zentral. Diese und auch andere geschlechtsspezifische Subjektivierungspraktiken nicht als bloße Topoi zu begreifen, hinter denen „authentische“ Empfindungen verborgen bleiben, eröffnet neue Möglichkeiten zur Rekonstruktion einer Geschichte des Schmerzes, indem das Aufschreiben und das visuelle Darstellen des Schmerzes als wesentlicher Teil sozialer Praxis ernst genommen werden.

Literaturverzeichnis

- Achelis, Christian; Achelis, Hans & Bicker, Anne (Hrsg.). (1921). *Die Familie Achelis in Bremen 1579–1921*. Bremen: Selbstverlag.
- Achelis, Rebekka (1813–1833). Tagebuch. *Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen*: Nr. 523.
- Alkemeyer, Thomas (2013). Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umrisse einer praxeologischen Analytik. In Thomas Alkemeyer, Gunilla Budde & Dagmar Freist (Hrsg.), *Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung* (Praktiken der Subjektivierung 1, S. 33–68). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922>
- Axt-Piscalar, Christine (1997). Müller, Julius. *Neue Deutsche Biographie*, 18, 326–327.
- Baumgärtner, Karl Heinrich (1842). *Krankenphysiognomik* (2. verb. und verm. Aufl.). Stuttgart: Rieger.
- Benad, Matthias (1996). Sterbefrömmigkeit im „Boten Von Bethel“ 1894–1900. In Matthias Benad (Hrsg.), *Diakonie der Religionen* (S. 39–48). Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Bleker, Johanna (1981). *Die Naturhistorische Schule 1825–1845. Ein Beitrag zur Geschichte der klinischen Medizin in Deutschland*. Stuttgart, New York: Gustav Fischer.
- Bleker, Johanna (1993). Hysterie – Dysmerrhoe – Chlorose. Diagnosen bei Frauen der Unterschicht im frühen 19. Jahrhundert. *Medizinhistorisches Journal* 28, 345–374.
- Borgards, Roland (2007). *Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner*. München: Wilhelm Fink.
- Bourke, Joanna (2014). *The Story of Pain. From Prayer to Painkillers*. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Brockmeyer, Bettina (2009). *Selbstverständnisse. Dialoge über Körper und Gemüt im frühen 19. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein.
- Daston, Lorraine & Galison, Peter (2007). *Objektivität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Dieffenbach, Johann Friedrich (1847). *Über Aether gegen den Schmerz*. Berlin: August Hirschwald.
- Eckart, Wolfgang U. (2007). Irritabilität. In *Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 5: Gymnasium–Japanhandel* (Sp. 1095–1098). Stuttgart: Metzler.
- Epstein, Julia (1986). Writing the unspeakable. Fanny Burney’s mastectomy and the fictive body. *Representations*, 16, 134–166.

- Ernst, Katharina (2003). *Krankheit und Heiligung. Die medikale Kultur württembergischer Pietisten im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fischer-Homberger, Esther (1997). *Hunger – Herz – Schmerz – Geschlecht. Brüche und Fugen im Bild von Leib und Seele*. Bern: eFeF-Verlag.
- Fuchs, Conrad Heinrich (1832). *Krankheitsgeschichten* [handschriftliches Manuskript]. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Sign.: 8 Cod. Ms. Hist. Nat. 61: I.
- Gleixner, Ulrike (2002). Pietismus, Geschlecht und Selbstentwurf. Das „Wochenbuch“ der Beate Hahn, Verh. Paulus (1778–1842). *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag*, 10(1), 76–100.
- Gleixner, Ulrike (2005). *Pietismus und Bürgertum: Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit; Württemberg 17.–19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Habermas, Rebekka (1994). Weibliche Religiosität – Oder: Von der Fragilität bürgerlicher Identitäten. In Klaus Tenfelde & Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Wege zur Geschichte des Bürgertums* (S. 125–148). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Haller, Albrecht von (1756). *Abhandlung des Herrn von Haller von den empfindlichen und reizbaren Theilen des menschlichen Leibes*. Leipzig: Carl Ludwig Jacobi.
- Hebeisen, Erika (2005). *Leidenschaftlich fromm. Die pietistische Bewegung in Basel 1750–1830*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Hennemann, Wilhelm H. (1823). Merkwürdige Einwirkung der Jodine auf einen im letzten Stadium befindlichen Mutterkrebs. *Journal der practischen Heilkunde*, 57(2), 3–11.
- Hess, Volker (2000). *Der wohltemperierte Mensch. Wissenschaft und Alltag des Fiebertmessens (1850–1900)*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Hess, Volker & Schlegelmilch, Sabine (2015). Cornucopia officinae medicae: medical practice records and their origins. In Martin Dinges, Kay-Peter Jankrift, Sabine Schlegelmilch & Michael Stolberg (Hrsg.), *Medical Practice (1600–1900): Physicians and their patients* (S. 11–38). Leiden, Boston: Rodopi. https://doi.org/10.1163/9789004303324_003
- Hörning, Karl H. & Reuter, Julia (2004). Doing Culture: Kultur als Praxis. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis* (S. 9–18). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839402436>
- Jordova, Ludmilla J. (1980). Natural facts: a historical perspective on science and sexuality. In Carol P. MacCormack & Marilyn Strathern (Hrsg.), *Nature, culture and gender* (S. 42–69). Cambridge: Cambridge University Press.
- Jütte, Robert (2000). *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*. München: Beck.
- Kögel, Rudolf (1885). Müller, Julius. *Allgemeine Deutsche Biographie*, 22, 638–641.
- Köser, Silke Christiane (2006). „Denn eine Diakonisse darf kein Alltagsmensch sein.“ *Kollektive Identitäten Kaiserswerther Diakonissen 1836–1914*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Lechtermann, Christina (2010). Funktionen des Unsagbarkeitstopos bei der Darstellung von Schmerz. In Hans-Jochen Schiewer, Stefan Seeber & Markus Stock (Hrsg.), *Schmerz in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit, Bd. 4, S. 85–104). Göttingen: V&R unipress.
- Mätte, Mina (1891). *Brief vom 20.11.1891*. Archiv der Fliedner Kulturstiftung, Privatpflege 1888–1893, Sign.: DA 201.
- Marx, Karl Heinrich Friedrich (1851). *Begriff und Bedeutung der schmerzlindernden Mittel*. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung.
- Misler, Johann Gottfried (1781). *Zum Gedächtnis Meiner Himmlischen Gattin*. Hamburg: Heroldsche Buchhandlung.
- Morris, David B. (1991). *The Culture of Pain*. Berkeley: University of California Press.
- Müller, Julius (1844). *Aus Elisabeth's letzten Stunden, aufgeschrieben den 5ten October 1844*. Staatsarchiv Bremen, Sign.: 7, 500–305.

- Neuner, Stephanie & Nolte, Karen (2016). Medical Bedside Training and Healthcare for the Poor in the Würzburg and Göttingen Polyclinics in the First Half of the Nineteenth Century. In Martin Dinges, Kay Peter Jankrift, Sabine Schlegelmilch & Michael Stolberg (Hrsg.), *Medical Practice (1600–1900): Physicians and their Patients* (Clio medica, 96, S. 207–229). Amsterdam: Brill Rodopi.
- Niendecker, Johanne (1862). *Brief vom 9.1.1862*. Archiv der Fliedner Kulturstiftung, Gemeinde Elberfeld 1846–1862, Sign.: 1787.
- Nolte, Karen (2007). Vom Umgang mit unheilbar Kranken und Sterbenden in „Kranken-Besuchs-Anstalten“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts. *Würzburger medizinhistorische Mitteilungen*, 26, 28–52.
- Nolte, Karen (2013). Protestant Nursing Care in Germany in the 19th Century: Concepts and Social Practice. In Patricia D’Antonio, Julie A. Fairman & Jean C. Whelan (Hrsg.), *Routledge Handbook on Global History of Nursing* (S. 167–182). New York: Routledge.
- Nolte, Karen (2016). *Todkrank. Sterbebegleitung im 19. Jahrhundert: Medizin, Krankenpflege und Religion*. Göttingen: Wallstein.
- Osiander, Friedrich Benjamin (1813–1814). *Tagbuch des Königlich Großbritannischen Hannoverischen Entbindungshospitals zu Göttingen, Band XIV, Fallbeschreibung Anna Heinze* [handschriftliches Manuskript].
- Pernick, Martin S. (1985). *A calculus of Suffering: Pain, Professionalism, and Anesthesia in Nineteenth Century America*. New York: Columbia University Press.
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2003-0401>
- Rey, Roselyne (1995). *The History of Pain*. Cambridge: Harvard University Press.
- Richter, Isabel (2010). *Der phantasierte Tod. Bilder und Vorstellungen vom Lebensende im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Sauerland, Lina (1875). *Brief vom 2.2.1875*. Archiv der Fliedner Kulturstiftung, Aachener Luisenhospital 1872–1881, Sign.: AKD, 1094.
- Sauter, Johann Nepomuk (1822). *Die gänzliche Exstirpation der carcinomatösen Gebärmutter ohne selbst entstandenen oder künstlich bewirkten Vorfall vorgenommen und glücklich vollführt. Mit näherer Anleitung wie diese Operation gemacht werden kann*. Konstanz: W. Wallis.
- Scarry, Elaine (1985). *The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Schollin, Amalie (1881). *Brief vom 13.1.1881*. Archiv der Fliedner Kulturstiftung, Wuppertal-Elberfeld Krankenhaus, 1872–1885, Sign.: 218.
- Siebold, Karl Kaspar (1792). *Chirurgisches Tagebuch*. Nürnberg: Ernst Christoph Grattenaver.
- Spieß, Gustav Adolf (1844). *Physiologie des Nervensystems vom ärztlichen Standpunkte*. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn.
- Stilling, Benedict (1840). *Physiologische, pathologische und medicinisch-practische Untersuchungen über die Spinal-Irritation*. Leipzig: Wigand.
- Stock, Sophie (1893). *Brief vom 26.10.1893*. Archiv der Fliedner Kulturstiftung, Privatpflege 1888–1893, Sign.: DA 201.
- Tanner, Jakob (1994). Körpererfahrung, Schmerz und die Konstruktion des Kulturellen. *Historische Anthropologie*, (2), 488–502. <https://doi.org/10.7788/ha.1994.2.3.489>
- Zimmermann, Anja (2009). *Ästhetik der Objektivität: Genese und Funktion eines wissenschaftlichen und künstlerischen Stils im 19. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839408605>

Zur Person

Karen Nolte, Prof. Dr. phil., Institut für Geschichte und Ethik der Medizin an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Arbeitsschwerpunkte: Medizingeschichte, Psychiatriegeschichte, Patientengeschichte und Geschichte der Krankenpflege im 18., 19. und 20. Jahrhundert, Wissenschaftsgeschichte, Körpergeschichte, Geschlechtergeschichte und Alltagsgeschichte im 19./20. Jahrhundert.

Kontakt: Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 327, 69120 Heidelberg
E-Mail: karen.nolte@histmed.uni-heidelberg.de

What matters? – Natur, Technologie und Geschlecht im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik

Zusammenfassung

Seit der Einführung der In-vitro-Fertilisation in den 1970er-Jahren sind im Feld der modernen Reproduktionsmedizin eine Reihe weiterer Verfahren entstanden, die die Vorstellungen von Zeugung und Elternschaft verändern. Leihmutterschaft, Präimplantationsdiagnostik, Eizell- und Samenspende lösen die Verbindung von Sexualität und Reproduktion und bieten ein Beispiel für die These der zunehmenden Auflösung von Körper- und Geschlechtergrenzen. Der vorliegende Beitrag leuchtet am Beispiel der Präimplantationsdiagnostik (PID) aus, wie Geschlecht und die Grenze von Natur und Technologie im Zuge dieser Entwicklung neu verhandelt werden. Anhand der Ergebnisse einer Analyse des Diskurses um die PID in Deutschland wird aufgezeigt, wie sich die PID von einer selektiven und mehrheitlich abgelehnten Diagnostik zu einer helfenden Hand für Paare mit Kinderwunsch wandelt und wie diese diskursiven Verschiebungen mit Rückgriff auf die Science and Technology Studies als eine „strategische Naturalisierung“ (Thompson) und „Reinigungsarbeit“ (Latour) im Diskurs verstanden werden können.

Schlüsselwörter

Präimplantationsdiagnostik, Reproduktionstechnologien, Diskursanalyse, Science and Technology Studies, Rekonfiguration von Geschlechtergrenzen

Summary

What matters? – Nature, technology and gender in the discourse on preimplantation genetic diagnosis

New reproductive technologies have changed our understanding of pregnancy and reproduction. In vitro fertilization, preimplantation genetic diagnosis (PGD) and surrogate motherhood have created new forms of family and parenthood. As a result, reproduction is no longer solely regarded as a natural process, and the dualism of nature and technology is becoming fragile. But what kind of nature do we have instead, and what does it mean for gender boundaries? The article outlines the results of a discourse analysis of the debate around PGD in Germany. It shows how PGD is changing from a selective technology into an almost therapeutic procedure and how this change is intertwined with women's and couples' desire to have a healthy child. It also raises the issue of how the debate can be described from a hybrid perspective of nature and society. It is argued that the discursive shifts can be understood as a result of a "strategic naturalization" (Thompson) and "the work of purification" (Latour).

Keywords

preimplantation genetic diagnosis, PGD, reproductive technologies, gender configurations, discourse analysis, science and technology studies

Seit der Einführung der In-vitro-Fertilisation in den 1970er-Jahren sind im Feld der modernen Reproduktionsmedizin eine Reihe weiterer Verfahren entstanden, die die Vorstellungen einer „natürlichen“ Zeugung verändern und weder an „funktionierende“ reproduktive Körper noch an heterosexuelle Paarbeziehungen gebunden sind. Leihmutterschaft, Präimplantationsdiagnostik, Eizell- und Samenspende lösen die Verbindung von Sexualität und Reproduktion (vgl. Franklin/Lury/Stacey 2000; Franklin 2003). Sie

ermöglichen damit nicht nur eine Lockerung der starren Verknüpfung von Geschlecht und Fortpflanzung, sondern bieten auch ein Beispiel für die These der zunehmenden Auflösung von Körper- und Geschlechtergrenzen (vgl. bspw. Kay 2000; Rheinberger 1997). Folgt man Strathern, so wird gerade mit Blick auf die medizinischen Verfahren deutlich, wie Verwandtschaft und Elternschaft hergestellt werden und dass auch in der tradierten Vorstellung einer „natürlichen Familie“ soziale Beziehungen naturalisiert werden (vgl. Strathern 1992: 34). Ethnografische Arbeiten zeigen, dass die technologischen Möglichkeiten zur Auflösung einer Vorstellung von „natürlicher Reproduktion“ beitragen und zu einem vermehrten Wissen und zunehmender Akzeptanz für Hybride und neue Verwandtschaftsverhältnisse führen (vgl. Knecht/Klotz/Beck 2012: 18f.; Franklin 2012). Gleichzeitig finden sich jedoch in den Behandlungen in der Kinderwunschklinik eine Vielzahl heteronormative und geschlechtsspezifische Anrufungen wieder, die mit einer Re-Naturalisierung von Geschlecht einhergehen (vgl. bspw. Thompson 2005; Mamo 2007).

Nach wie vor nimmt die Kategorie Geschlecht also eine zentrale Bedeutung im Feld der Reproduktion(smedizin) ein, auch – oder gerade – weil sie im Zuge der Entwicklungen neu verhandelt wird. Wie diese Neuverhandlung aussieht und ob sich darin Momente der Auflösung geschlechtsspezifischer Zuschreibungen und/oder (Re-)Konfigurationen von Geschlechtergrenzen finden lassen, werde ich am Beispiel des medialen Diskurses um die Präimplantationsdiagnostik (PID) in Deutschland untersuchen.

Deutschland nimmt im europäischen Vergleich eine Sonderstellung ein: Während die PID in den meisten europäischen Ländern seit Jahren erlaubt ist und erste Studien zur Anwendung vorliegen (vgl. Franklin/Roberts 2006), ist sie in Deutschland erst seit dem Jahr 2014 für Paare zugänglich, die unter schweren vererbaren Krankheiten leiden. Auch die öffentliche Diskussion über die PID ist nicht nur besonders virulent geführt worden, sondern zu einer der größten ethischen Debatten in Deutschland avanciert (vgl. auch Gerhards/Schäfer 2007; Rödel 2014; Diekämper 2011). Dabei hat die PID die Funktion eines Gatekeepers eingenommen: Sie steht exemplarisch für die gesellschaftliche Auseinandersetzung um die Reproduktionstechnologien, in der zentrale Fragen nach dem Umgang mit den neuen Möglichkeiten und dem Verständnis von Natur und Technologie verhandelt werden. Die Analyse des Diskurses bietet einen Einblick, wie die Diagnostik, die zu Beginn des Jahrtausends noch als selektiver Eingriff mehrheitlich abgelehnt wurde, in Deutschland zu einer eingeschränkten, aber akzeptablen Anwendung im Feld der Reproduktionsmedizin werden konnte. Dabei zeigt sich, dass sich entlang der Kategorie Geschlecht signifikante Verschiebungen beobachten lassen, die zu einer veränderten Bewertung der Technologie führen.

In Michel Foucaults Arbeiten wird deutlich, dass er Diskurse nicht als rein linguistische Gebilde ansieht, sondern diese vielmehr als Entstehungsort von diskursiven Praktiken versteht, die (körperliche) Materialitäten mit hervorbringen. Besonders eindrücklich wird dies am Beispiel der Sexualität und des Sexualdispositivs, das nicht nur unser Wissen und Verständnis von Körpern anleitet, sondern die Körper selbst durchzieht und körperliche Praktiken prägt (vgl. Foucault 1977: 184f.). In diesem Sinne sind Diskurse Bestandteil und Ursprung von sozialen und körperlichen Praktiken. Auch in der Praxistheorie wird das Verhältnis von Diskurs und Praxis diskutiert. Hier finden sich Positionen, die eine klare Trennung von Diskurs- und Praxistheorien betonen (vgl. Reckwitz 2003) oder mit einem poststrukturalistischen Verständnis von Diskurs (vgl.

Hillebrandt 2014) bzw. ethnologischer Diskursforschung Verbindungsstellen zu Praxistheorien aufzeigen (vgl. Macgilechrist/Van Hout 2011; Scheffer 2007). Gerade die letztgenannten Arbeiten zeigen, dass der Fokus auf diskursive Praktiken eine Näherung von Diskurs- und Praxistheorien erlaubt und in Forschungsarbeiten produktiv eingesetzt werden kann. Verstehen wir Diskurs in diesem Sinne, so können wir Diskurse daraufhin untersuchen, wie das Verständnis von Technologie und Natur in diesen hergestellt wird und welche Praktiken im Umgang mit Technologien nahegelegt werden.

In der Analyse folge ich diesen Überlegungen und untersuche den Diskurs um die PID auf die Darstellung von Reproduktion und Geschlecht. Indem wir mediale Debatten und Diskussionen über neue Technologien analysieren, können wir nachverfolgen, wie Grenzen zwischen Natur und Kultur in diesen gezogen oder aufgelöst werden, wie beide überhaupt gedacht werden und wie neue Praktiken entstehen (können). Dieser Zugang ersetzt nicht die ethnografische Methode, die den Fokus der Forschung um soziale und nonverbale Praktiken in der Forschung erweitert (vgl. exemplarisch Mol 2002). Gerade in Bezug auf redigierte, journalistische Texte greift eine Diskursanalyse zudem immer auf bereits vermittelte Positionen zurück und untersucht damit nicht Praktiken im Vollzug (vgl. Reckwitz 2004). Wir können, aber ausgehend von der Überlegung, dass weder Kultur noch Natur Fixpunkte sind, sondern vielmehr selbst in Praktiken hergestellt werden (vgl. Latour 1993), prüfen, wie diese auch mittels diskursiver Praktiken konstruiert, verändert oder aufgebrochen werden. Damit bietet sich die Diskursanalyse als eine sinnvolle Erweiterung für die Analyse des Verständnisses von Natur und Technologie an, indem sie aufzeigen kann, wie dieses Verhältnis in öffentlichen Diskursen ausgefochten und besetzt wird.

Nimmt man theoretische Ansätze von Bruno Latour und Donna Haraway hinzu, so lassen sich die rechtliche Neuregelung und Veränderungen im Diskurs nicht nur als Wandel von Mehrheitsverhältnissen beschreiben (vgl. Latour 1993). Sie bilden vielmehr ein Beispiel dafür, wie hybride Momente verhandelt werden. Eine in diesem Sinne praxeologische Perspektive rückt die Aushandlung von Natur und dem, was an Reproduktion als künstlich und was als natürlich markiert wird, ins Zentrum und erweitert somit auch das diskursanalytische Werkzeug.

Ich gebe zuerst einen Überblick über die Entstehung und Einsatzgebiete der Diagnostik und stelle die Spezifika der deutschen rechtlichen Regelung durch das Embryonenschutzgesetz (1990) vor. Zweitens skizziere ich den medialen Diskurs der PID. Neben einer kurzen Vorstellung der Methode und einen Überblick über den Diskurs liegt der Schwerpunkt hier auf der Darstellung der diskursiven Verschiebungen, die zu einer positiveren Wahrnehmung der PID führen. Abschließend schlage ich vor, diese Verschiebungen theoretisch als „Reinigungsarbeit“ (Latour 1993) zu rahmen, und gebe einen Ausblick auf zukünftige Entwicklungen und Diskussionen in Deutschland, die mit Forderungen nach einer Legalisierung der Eizellspende und Leihmutterchaft und nach einem Reproduktionsmedizinergesetz bereits begonnen haben.

1 Präimplantationsdiagnostik und das Embryonenschutzgesetz in Deutschland

Die Präimplantationsdiagnostik (PID) wird in den 1980er-Jahren in England entwickelt und 1989 zum ersten Mal im Rahmen einer künstlichen Befruchtung eingesetzt (vgl. Handyside et al. 1990). Seitdem hat sich die PID in den meisten europäischen Ländern als Verfahren etabliert und ist immer weiter verfeinert worden. Mittels dieses Verfahrens ist es mittlerweile möglich, die befruchtete Eizelle auf über 100 unterschiedliche genetische Merkmale oder chromosomale Abweichungen zu untersuchen, bevor sie in den Uterus der Frau transferiert wird (vgl. Human Fertilisation & Embryology Authority (o. J.); Harper et al. 2010a). Sie verbindet also Verfahren der genetischen Diagnostik, die wir aus dem Bereich der Schwangerschaftsvorsorge kennen, mit der künstlichen Befruchtung, die wiederum eine hormonelle Stimulation der Frau und anschließende Eizellentnahme voraussetzt.¹ Darüber hinaus soll die Diagnostik auch die Ergebnisse einer In-vitro-Fertilisation (IVF) optimieren und die erhöhten Mehrlingsraten senken. Da für einen Großteil der Fehlgeburten im Laufe einer Schwangerschaft Chromosomenfehler verantwortlich gemacht werden, soll die Prüfung der Eizellen auf Chromosomendefekte das Risiko einer Fehlgeburt mindern und damit die Erfolgchance einer IVF erhöhen, während zugleich weniger Embryonen eingesetzt werden müssten. Bislang lässt sich die Hoffnung auf eine signifikante Verbesserung der Erfolgsquote nicht in Zahlen ausdrücken, so liegt die Quote für eine Schwangerschaft laut der Datensammlung der European Society of Human Reproduction and Embryology (ESHRE) bei 21,73 %, während die Quote der Mehrlingschwangerschaften mit 37 % der Geburten deutlich erhöht bleibt (vgl. auch Harper et al. 2010b; Taranissi et al. 2005; Ulcova-Galova 2012). Neben den bereits angeführten Anwendungsbereichen bietet die PID die Möglichkeit, den Embryo nach bestimmten Merkmalen wie Geschlecht oder auch auf eine Eignung als Spender*in zu untersuchen, d. h. Embryonen können als sog. *Saviour Siblings* gezielt ausgesucht werden, um für kranke Geschwister als Spender zu dienen (vgl. Dickens 2004; Murphy 2010). Die Auswahl nach Kriterien wie der Spendetauglichkeit oder des Geschlechts zeigt damit auch das Potenzial der PID auf, das über die Selektion von Krankheiten hinausreicht und mit Metaphern wie „shopping in the genetic supermarket“ oder „Designer-Babys“ umschrieben wird. So erstaunt es nicht, dass die PID aufgrund der Selektion und Auswahl von Embryonen neben dem Klonen und der Stammzellforschung zu einer der umstrittensten gentechnologischen Anwendungen geworden ist.

Dies lässt sich am Länderbeispiel Deutschland nachverfolgen. Während die PID in den meisten europäischen Ländern seit Ende der 1990er-Jahre eingeführt wurde, ist sie in Deutschland bis 2011 verboten. Das deutsche Embryonenschutzgesetz (ESchG) aus dem Jahr 1991 gilt als eines der restriktivsten in Europa und legt fest, welche re-

1 Die gesundheitlichen Risiken der PID sind daher gleichzusetzen mit jenen einer künstlichen Befruchtung. Als Nebenwirkungen der hormonellen Stimulation für die Entnahme von Eizellen und die Steuerung des Zyklus sind physische und psychische Belastungen sowie medizinische Risiken für die Frau bekannt. Es kann erstens eine Überstimulation (ovarielles Hyperstimulationssyndrom/OHSS) ausgelöst werden, die behandelt werden muss und in sehr seltenen Fällen tödlich verlaufen kann. Die ESHRE gibt ein Risiko von 0,6 % für OHSS an (vgl. European Society of Human Reproduction and Embryology 2016). Zweitens steigt mit dem Einsetzen von mehr als einem Embryo das Risiko für Mehrlingschwangerschaften, die belastender und riskanter für die Frau sind.

produktionsmedizinischen Verfahren erlaubt sind. Der Schutz des Embryos bildet das oberste Ziel des Gesetzes, das verbietet, Embryonen zu einem anderen Zweck als zur Herbeiführung einer Schwangerschaft herzustellen (vgl. ESchG § 1). Nach dem Gesetz gilt die befruchtete Eizelle vom Beginn der Verschmelzung mit einem Spermium als Embryo, der weder verworfen noch zu Forschungszwecken verbraucht werden darf. Neben Eizellspende, Leihmutterchaft und Embryonenforschung, die im Gesetz klar ausgeschlossen werden, gilt auch die Präimplantationsdiagnostik als verboten.² Zwar ist die PID als damals neues Verfahren nicht explizit vom Gesetzgeber bedacht worden, da sie aber im Fall eines Befundes dazu führt, dass der Embryo nicht in den Uterus der Frau übertragen und somit keine Schwangerschaft herbeigeführt wird, gilt sie als unvereinbar mit dem ESchG. Vor der Einführung der PID steht damit in Deutschland eine Gesetzesänderung, um die in einer der größten ethischen Debatten in der Bundesrepublik gestritten wurde. Ausgelöst wird diese Debatte durch eine Rede von Peter Sloterdijk über Post-Humanismus, die in der ZEIT abgedruckt wird, und die Antwort von Jürgen Habermas im selben Blatt. Neben diesen beiden Philosophen melden sich Jurist*innen, Mediziner*innen und Politiker*innen zu Wort, und sowohl die Enquetekommission des deutschen Bundestages als auch der später eingerichtete Ethikrat geben Empfehlungen zum Umgang mit der Technologie. Im Fokus der Debatte steht die Frage nach dem Status des Embryos: Zählt der Embryo bereits als menschliches Wesen, dessen Würde geschützt werden muss? Oder kommt ihm nur die Potenzialität zu, Mensch werden zu können, sodass gute Gründe eine Einschränkung seines Schutzes erlauben könnten? Lange Zeit bildet die universalistische Position die dominierende Lesart im Diskurs, während Argumentationen, die die Potenzialität betonen, in der Minderheit sind. Dies zeigt sich auch in den politischen Entscheidungen: So kommt die Debatte 2004 vorerst zu einem Ende, nachdem sich die Mehrheit des Bundestages gegen eine Modifizierung des ESchG und für die Einführung der PID ausspricht. Im Juli 2010 ändert sich die Situation überraschend durch eine Entscheidung des Bundesgerichtshofes. Dieser bricht in einem Urteilsspruch mit der vorherigen Auslegung des ESchG, nach der die PID durch das ESchG ausgeschlossen ist, und spricht einen Reproduktionsmediziner frei, der sich für die Anwendung der PID in drei Fällen selbst angezeigt hat (vgl. Bundesgerichtshof 2010). Der Reproduktionsmediziner Matthias Bloechle argumentiert, dass er mit der Anwendung der PID nicht einen Embryo getötet, sondern vielmehr Frauen ermöglicht habe, überhaupt schwanger und Mutter zu werden. Die Untersuchung des Embryos ist dabei von ihm zu einem Zeitpunkt durchgeführt worden, an dem die Zellen des Embryos „nur noch“ totipotent sind, sodass sich aus ihnen nicht mehr selbst ein Embryo entwickeln könnte. Diese zeitliche Verschiebung ist für das Urteil relevant und markiert eine rechtliche Umdeutung des Embryos (vgl. Bock von Wülfigen 2014). Die Untersuchung am Embryo stellt für das BGH keinen Konflikt mit dem geltenden ESchG dar, in der Urteilsfindung wird vielmehr eine Neubewertung der PID vorgenom-

2 Dieses Verbot führt zu einer besonderen Lösung in der Stammzellforschung: Deutsche Forscher*innen dürfen zwar mit einer Sondergenehmigung an Embryonen forschen, sie dürfen allerdings dafür nicht selber Embryonen herstellen, sondern nur Embryonen aus dem Ausland nutzen. Damit nicht extra Embryonen für die deutsche Forschung hergestellt werden, gibt es eine sog. Stichtagregelung. Diese legt jeweils einen Zeitpunkt in der Vergangenheit fest, den Stichtag. Embryonen, die im Ausland vor diesem Stichtag hergestellt wurden und nicht länger benötigt werden, können zur Forschung genutzt werden.

men sowie der Auftrag an den Gesetzgeber weitergegeben, das ESchG nachzubessern (Bundesgerichtshof 2010: Absatz 27). Als Konsequenz aus dieser Entscheidung beginnt zum zweiten Mal eine öffentliche Debatte über die PID. Auch diese endet im Juli 2011 mit einem Votum des Bundestages. Dieses Mal entscheidet der Bundestag, dass die PID unter spezifischen Umständen erlaubt werden soll (Bundesrat 2011). In das ESchG wird ein Abschnitt zur PID aufgenommen, in dem festgelegt ist, dass Paare mit einem hohen Risiko für genetische Krankheiten oder Chromosomenanomalien die PID in ausgewählten und lizenzierten Zentren durchführen lassen können, wenn eine Ethikkommission zustimmt. Die genauen Bedingungen zur Durchführung einer PID und der Lizenzierung von Zentren werden in einer PID-Verordnung geregelt, die seit Februar 2014 gültig ist. Im März 2014 wird schließlich das Institut für Humangenetik am Lübecker Universitätsklinikum als erstes PID-Zentrum zugelassen, die PID etabliert sich auch in Deutschland als Teil des reproduktionsmedizinischen Leistungsspektrums (vgl. Ärzte Zeitung 2014). Zeitgleich erhält mit der Änderung des ESchG auch die Forderung nach einem Fortpflanzungsmedizingesetz neues Gewicht. Für diese Öffnung hin zu einer neuen rechtlichen Regelung der Fortpflanzungsmedizin, aber auch für die Art und Weise, wie Reproduktionsmedizin medial lanciert wird, ist der Diskurs der PID ausschlaggebend.

2 Die PID im Diskurs – selektive Diagnostik oder helfende Hand?

Im Wechsel der rechtlichen Zulässigkeit sehen wir nicht nur eine kleine Verschiebung in der Definition des Embryos, sondern vor allem einen Wechsel im Verständnis über die PID und innerhalb der öffentlichen Meinung zur PID. Im Laufe der Debatte ist es möglich geworden, dass die PID ein zulässiges Diagnostikverfahren wird, obwohl sie anfangs mehrheitlich als selektive Diagnostik und als unvereinbar mit dem ESchG galt. Wie diese Veränderung möglich wurde und von welchen diskursiven Verschiebungen sie begleitet wird, bildet den Fokus der Untersuchung. Im Folgenden zeige ich, dass sich die Verschiebungen entlang der Kategorie Geschlecht im Diskurs nachzeichnen lassen.

2.1 Empirischer Zugang

Vor dem Hintergrund der beschriebenen medizinischen und rechtlichen Entwicklungen findet in Deutschland eine der größten ethischen Debatten statt, die als Expertendebatte in den Feuilletons der Qualitätszeitungen geführt wird. Wie ich bereits skizziert habe, lässt sich diese in zwei Phasen unterteilen: In eine erste Debatte, die von 2000 bis 2004 stattfindet und nach dem negativen Beschluss des Bundestages zur PID langsam verebbt, und eine zweite Phase, die mit dem BGH Urteil im Jahr 2010 beginnt und mit dem zweiten, diesmal positiven Beschluss des Bundestages zur PID endet. Beide Phasen der Debatte habe ich mithilfe einer kritischen Diskursanalyse untersucht, die von Siegfried Jäger in Anschluss an die Arbeiten von Michel Foucault entwickelt wurde (vgl. Jäger 2004). Jäger stellt mit ihr ein methodisches Werkzeug zur Analyse von Diskursen bereit, welches sich explizit für Mediendiskurse eignet und Argumentationsstrategien und Sagbarkeitsfelder in diesen herausarbeitet. Zudem ziehe ich für die Auswertung der Er-

gebnisse der Diskursanalyse Ansätze aus den Science and Technology Studies heran, um zu untersuchen, wie Natur und Kultur beschrieben und mittels diskursiver Praktiken hergestellt werden.

Der Materialkorpus meiner Untersuchung umfasst für den ersten Zeitraum 71 Artikel, die in der *ZEIT* von 2000 bis 2004 zur PID veröffentlicht wurden. Die *ZEIT* hat die Debatte um die PID aufgeworfen und stellt zentrale Akteur*innen und Positionen vor, die als Expert*innen selbst zu Wort kommen. Für den zweiten Zeitraum von 2010 bis 2011 habe ich neben der *ZEIT* auch die Artikel der *Süddeutschen Zeitung*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und *Sonntagszeitung* sowie des Wochenmagazins *Spiegel* analysiert und insgesamt einen Korpus von 60 Artikeln gebildet. Zusätzlich habe ich die ARD-Talkshow „Hart aber fair: Vom Wunschkind zum Kind nach Wunsch“ mit Frank Plasberg zum Materialkorpus hinzugenommen, in der zentrale Positionen und Akteur*innen zusammenkommen und die zudem in den untersuchten Printmedien besprochen wird.³

Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf der Aushandlung von Geschlecht und Reproduktion in der medialen Debatte um die PID. Ich habe für beide Diskursphasen untersucht, innerhalb welcher argumentativen Figuren Frauen und Paare vorkommen. Im Folgenden möchte ich anhand eines Vergleichs von zwei Argumentationsfiguren zeigen, wie sich die Beschreibungen von Frauen und Paaren über die Zeit verändern und herausarbeiten, wie sich hiermit auch die Wahrnehmung der PID wandelt.

2.2 Erste Debatte: Frauen als aktive Nachfragende und Motor der Entwicklung der PID

Zu Beginn der medialen Debatte in Deutschland liegt der Schwerpunkt auf Fragen des Embryonenschutzes. In den Jahren von 2000 bis 2004 streiten Befürworter*innen und Gegner*innen der Diagnostik darum, ob die PID in Deutschland erlaubt werden soll und dafür eine Änderung des ESchG vorgenommen werden muss. In der Debatte wird dabei mehrheitlich die Position gefordert, dass der Embryo vor einer möglichen Instrumentalisierung durch die PID zu schützen sei und die Diagnostik als Tool für die Selektion von Embryonen beschrieben. Neben diesem Fokus auf ethische Aspekte rund um den Schutz des Embryos finden sich Fragen zum Verhältnis von Forschungsfreiheit und der Konkurrenzfähigkeit von Deutschland als Forschungsstandort, wenn deutschen Wissenschaftler*innen durch das strenge ESchG Forschungsmöglichkeiten genommen würden. Den Leser*innen werden die politischen Debatten sowie die Arbeit der beiden Beratungsgremien des Bundestages vorgestellt. In dieser Hochphase der öffentlichen Debatte ist in allen Artikeln der Glaube an die Gentechnologie als eine Zukunftstechnologie ungebrochen gültig. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms im Jahr 2001 scheinen die Entdeckung von krankheitsverursachenden Genen und deren Manipulierbarkeit in greifbare Nähe zu rücken. Dies zeigt sich auch im Diskurs: Die Frage ist nicht, ob die humane Gentechnologie zukünftig in der Lage sein wird, Krankheiten wie Krebs zu diagnostizieren und zu heilen, sondern vielmehr, wann sie dies können wird.

Während der Schutz des Embryos und die Sorge vor seiner Manipulierbarkeit im Vordergrund stehen, widmen sich wenige Artikel explizit der Perspektive der möglichen

3 Für das genaue Design der Studie siehe Rödel 2014.

Anwender*innen und damit der Frauen und Paare mit Kinderwunsch, die eine PID nutzen möchten. In einer Vielzahl von Artikeln werden die Motive der Frauen und Paare, sich für das Verfahren zu entscheiden, überhaupt nicht oder nur marginal angeführt. So gibt es Artikel, in denen der einzige Verweis auf die prospektiven Eltern bzw. Mutter der Uterus ist, in den der Embryo transferiert wird. Die wenigen Artikel, in denen die Perspektive der Anwender*innen im Zentrum steht, stellen Beispiele von Reproduktionstourismus vor und/oder geben einen Ausblick auf die bereits etablierte Nutzung des Verfahrens im europäischen Ausland. In diesen Artikeln werden Frauen und Paare als aktive Nachfragende der PID beschrieben, die die Diagnostik nutzen wollen, um ihren unerfüllten Kinderwunsch zu befriedigen. In teils anrührenden biografischen Erzählungen wird berichtet, wie Frauen diesen Wunsch verfolgen und welche Hilfestellung sie dabei von der Reproduktionsmedizin erfahren. Dabei lernen wir zwei Gründe für eine PID kennen: einen unerfüllten Kinderwunsch aufgrund von genetischen Dispositionen oder einen unerfüllten Kinderwunsch, weil die Frau sich zu spät für ein Kind entschieden hat:

„Sex nach Plan, jahrelange Hormonbehandlungen, sechs Inseminationen, vier künstliche Befruchtungen: Beate Pauli hat sämtliche Eskalationsstufen einer Kinderwunschpatientin hinter sich. Es brachte alles nichts. Das Kinderzimmer im Einfamilienhaus, das für den Nachwuchs bestimmt ist, blieb leer. Das Rätsel, warum sich aus ihren Eizellen nie eine Schwangerschaft entwickelte, löste erst ein human-genetisches Gutachten: Eine Fehlfunktion der Gene lasse den Embryo kurz nach dem Transfer in die Gebärmutter absterben. Aber nicht alle Embryonen sind belastet. Jeder vierte Keimling, rechnete der Genexperte aus, könnte gesund sein.“ (Spiewak 2002: o. S.)

In diesem Ausschnitt sehen wir den starken Wunsch nach einem biologisch eigenen Kind der Frau und ihre Bemühungen auf dem Weg dahin. Die PID würde in diesem Fall dazu dienen, die Embryonen zu überprüfen und eben jenen vierten Keimling zu finden, der zu einer erfolgreichen Schwangerschaft der Frau führen kann. Gleichzeitig wird jedoch auch die Abwesenheit des zukünftigen Vaters deutlich, der nicht mal in Form des verwendeten Spermias sichtbar wird. Auch in der zweiten Variante liegt der Fokus auf der Frau und nicht auf dem Paar:

„Das Alter der Frau ist der wichtigste Indikator, ob es mit dem Kinderwunsch klappt – und der Hauptgrund, warum die Wartezimmer deutscher Fortpflanzungsmediziner voller sind denn je. Daher versuchen auch die Reproduktionsforscher die natürliche Zeugungsfrist immer weiter auszudehnen.“ (Spiewak 2003: o. S.)

oder

„Frauen wollen eine Ausbildung, eine Karriere, bevor sie Kinder bekommen, die Leute heiraten später. Doch unsere Biologie sieht vor, dass wir mit 18 Kinder bekommen. Immer mehr Frauen werden daher in Zukunft medizinische Hilfe bei der Fortpflanzung benötigen.“ (Mark Hughes zit. nach Bahnsen 2000: o. S.)

Beide Perspektiven zeigen Frauen als aktive Nachfragende der Reproduktionsmedizin, allerdings werden sie in der Argumentation über das Alter selbstverschuldet zu Kinderwunschpatientinnen. In beiden Varianten wird der starke Wunsch der Frau nach einem biologisch eigenen Kind herausgestrichen, der nur (noch) durch die Reproduktionsmedizin erfüllt werden kann, indem sie geeignete Embryonen mittels einer PID ausfindig

macht. Die PID bildet in diesen Beispielen ein selektives Diagnoseverfahren oder wird als „eugenische Auslese“ (Bahnsen 2002: o. S.) beschrieben.

Indem die Schwierigkeiten bei der Erfüllung des Kinderwunsches und die Angst vor der Weitergabe von Krankheitsrisiken anhand der Sorge von Patientinnen thematisiert werden, entsteht der Eindruck, dass die Anwendungen der Reproduktionsmedizin hauptsächlich von Frauen nachgefragt werden. Diese Darstellung reproduziert zum einen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, in der die Verantwortung für den Bereich der Reproduktion der Frau zugeschrieben wird (vgl. bspw. Ginsburg/Rapp 1991). Zum anderen tragen die Beispiele zu einer Naturalisierung von Geschlecht und Reproduktion bei, indem den Leser*innen ein „biologisches Grundwissen“ zur Reproduktion und Reproduktionsmedizin vermittelt wird. Mit der Bestimmung der „natürlichen Zeugungsfrist“ oder des biologisch richtigen Alters für eine Schwangerschaft wird hier auch eine Vorstellung von „natürlicher Reproduktion“ gegeben, die sich fast ausschließlich auf den Körper der Frau bezieht.

2.3 Zweite Debatte: PID als helfende Hand für Kinderwunschpatient*innen

Die Ausrichtung des Diskurses wandelt sich signifikant in den Jahren 2010 und 2011. Mit dem Urteil des BGHs im Juli 2010 ändert sich nicht nur die rechtliche Situation zur PID grundlegend, sondern auch die mediale Debatte. So müssen nicht mehr die Befürworter*innen, sondern die Kritiker*innen der PID für eine Gesetzesänderung argumentieren und dabei Gründe für ein erneutes Verbot der PID liefern. Auch in dieser Diskursphase liegt der inhaltliche Schwerpunkt auf der ethischen Diskussion der PID. Sie verschiebt sich jedoch von Fragen des Embryonenschutzes zu einer Diskussion darüber, ob Paaren das Recht auf ein gesundes Kind zustehe. Daneben findet sich die Berichterstattung über die rechtlichen Fragen und die parlamentarische Debatte, während Fragen der Forschungsfreiheit und Wissenschaftsförderung nicht erwähnt werden. Indem die Wünsche und Sorgen von Frauen und Paaren mit der ethischen Diskussion verknüpft werden, rücken sie zugleich ins Zentrum der Debatte und die Perspektive auf die Anwenderinnen findet sich in der Mehrzahl der Artikel wieder. Während in der ersten Diskursphase Frauen und Kinderwunschpatientinnen als „Motor für die Technologieentwicklung“ angeführt wurden, zeigt sich in der Wiederaufnahme des Diskurses eine Erweiterung zum Paar und eine Argumentationsfigur, die ich mit „Das Leiden der Paare“ zusammengefasst habe. Auch hier finden wir einprägende Beispiele von vorangegangenen Fehlgeburten, bereits kranken Kindern und den oft verzweifelten Versuch, mit einem gesunden Kind schwanger zu werden, aber diese werden von Paaren bzw. über Paare erzählt:

„Die beiden hatten viel durchgemacht. Ihr Kind röchelte und hustete. Zäher Schleim verstopfte seine Bronchien. Nächtelang wachten die Eltern an seinem Bett. Das Kind litt an Mukoviszidose, einer schweren, rezessiv vererbten Krankheit. Ein zweites Kind mit diesem Leiden – noch mehr Arztbesuche und noch mehr durchwachte Nächte –, das würden sie einfach nicht schaffen, davon waren beide überzeugt. Sie wussten: In ihrer beider Erbgut schlummerte das Gen, das für die Krankheit verantwortlich ist.“ (Schwinger 2010: o. S.)

Die Differenz zur ersten Phase des Diskurses liegt zum einen darin, dass hier beide Elternteile explizit genannt werden. Zum anderen ist in der zweiten Diskursphase das persönliche Leid der Paare nicht selbst verschuldet, weil sie zu lange mit dem Kinderwunsch gewartet haben, sondern wird als schicksalsgegeben thematisiert. Damit findet zugleich eine Verschiebung der PID statt. Sie rückt in die Nähe einer Therapie an Naturgegebenem und bewegt sich in dieser Konnotation fort von einer selektiven Diagnostik:

„Die Schicksalhaftigkeit der Geburt eines totgeweihten Kindes wird im Fall einer frühen Diagnostik überwunden. Aber wir ergeben uns ja auch sonst dem Schicksal nicht und versuchen, negative Folgen abzuwenden, etwa bei Krebs und anderen Krankheiten.“ (Falke-Ischinger 2010: o. S.)

Noch deutlicher wird der CDU-Abgeordnete Peter Hintze in der Bundestagsdebatte zur PID: „Zivilisation bedeutet Emanzipation von der Natur“ (Mihm 2011: o. S.).

PID wird also explizit als eine Technologie zur Überwindung der Natur bzw. Naturhaftigkeit der Empfängnis und Geburt gesetzt, die hilft, das Leiden der Eltern zu überwinden. Sie wird zur helfenden Hand für Kinderwunschpatient*innen.

Und noch etwas passiert in der Wiederaufnahme des Diskurses: Frauen und Paare werden nicht mehr nur als Anwender*innen der Technologie vorgestellt, sondern ihre Wünsche und Hoffnungen werden als reproduktive Rechte formuliert und auf diese Weise mit dem ethischen Diskurs verknüpft. So entsteht die Argumentationsfigur des „Rechts auf ein Kind“. „Es sollte in der persönlichen Freiheit eines Paares liegen, nach ausführlichen Beratungen zu entscheiden, wofür sie die Verantwortung übernehmen können und wofür nicht“ (Falke-Ischinger 2010: o. S.).

Der Verweis auf die autonome Entscheidung der Frau bzw. des Paares bildet ein zentrales Argument. Die Möglichkeit einer Nutzung der PID wird dabei zur Ausübung der eigenen reproduktiven Rechte. So fordert eine Kinderwunschpatientin in der Talkshow „Hart aber fair“ mit folgendem Argument die Legalisierung der PID: „Aber die Gesellschaft kann mir doch nicht vorschreiben, wie ich leben muss, das ist meine Entscheidung, mein Körper, mein Kind“ (ARD 2011).

Auch der Mediziner Mathias Blöchle, der durch das Verfahren um seine Selbstanzeige die Wiederaufnahme des Diskurses ausgelöst hat, gibt dies als zentralen Grund für seine Durchführung der PID an:

„Ich sehe nach wie vor, dass eine Frau und eine Patientin wie Frau Werner das Recht auf eine angemessene medizinische Behandlung hat. Und der Staat hat meines Erachtens auch nicht das Recht, von Frau Werner zu verlangen, kinderlos zu sterben. Und für dieses Recht habe ich dann eben gewisse Risiken auf mich genommen.“ (ARD 2011)

Die Ausschnitte zeigen, dass der Bereich der Reproduktion deutlich als Sphäre des Privaten markiert wird, auf die der Staat keinen Einfluss nehmen sollte. Gleichwohl wird aber der Zugang zur PID als „Recht auf [...] medizinische Behandlung“ eingefordert und damit als ein reproduktives Recht formuliert. Durch Letzteres wandelt sich jedoch auch das Recht auf ein Kind zu einem Recht auf ein gesundes Kind. In dem Diskurs lässt sich damit eine interessante Verschiebung in der Argumentation beobachten: Obwohl die PID (weiterhin) auf den Ausschluss von Krankheitskriterien zielt, verändert sich ihre Darstellung von einem selektiven Tool zur Auswahl von Embryonen zu einer mögli-

chen Anwendung auf dem Weg zum Kind für Kinderwunschpatient*innen. So erscheint auch der Wunsch danach, dass das Kind gesund sein soll, nicht mehr als ein illegitimer Qualitätscheck des Embryos. Dies zeigt auch der folgende Ausschnitt: „Der Wunsch der Paare, sich das Leid [...] des Lebens mit einem behinderten oder sterbenden Kind zu ersparen, ist legitim, finden Befürworter der PID. Das leuchtet ein“ (Klopp 2010: o. S.).

Dass dieser Wunsch legitim ist, leuchtete keineswegs von Beginn der Debatte an ein, sondern bildet vielmehr das Ergebnis von diskursiven Verschiebungen.

3 Die PID als Gatekeeper? Neue Praktiken der Reproduktionsmedizin in Deutschland

In der Analyse zeigen sich gerade mit Blick auf Geschlecht signifikante Verschiebungen im Diskurs der PID: Frauen und Paare treten nicht nur vermehrt in den Fokus der Argumentation, sie ergänzen auch die ethische Debatte. War diese zu Beginn des neuen Jahrtausends von einer Diskussion über die Rechte und den Schutz des Embryos dominiert, so finden sich nun Frauen und Paare als Teil der ethischen Diskussion wieder, deren Rechte es ebenso abzuwägen gilt. Dabei ist die Figur des Embryos in der Diskussion dezentriert und ins Verhältnis mit den Wünschen und Rechten von Frauen und Paaren gesetzt worden, die Technologie wurde von einer selektiven Diagnostik zur helfenden Hand umgewertet. Während diese Argumentation in den meisten europäischen Ländern bereits seit den 1990er-Jahren die Einführung der PID begleitet (vgl. bspw. Franklin/Roberts 2006; Nippert 2006), bildet sie in Deutschland ein Novum und zeigt vielleicht am deutlichsten, wie umfassend der Diskurs sich verändert hat.⁴ Die PID hat also tatsächlich eine Gatekeeper-Funktion eingenommen: Im Zuge der Debatte um die PID ist nicht nur eine relevante rechtliche Neuregelung des Embryonenschutzgesetzes vorgenommen worden, auch der Charakter der PID und die Vorstellungen von Elternschaft haben sich über den Verlauf des Diskurses verändert und lassen sich zentral an der Kategorie Geschlecht als auch an der Bestimmung der Grenzen von Natur, Technologie und Körper festmachen.

Diese diskursiven Verschiebungen bieten zum einen eine Erklärung dafür, wie sich die PID trotz der klaren Ablehnung zu Beginn des Jahrtausends durchsetzen konnte und auf der Ebene der medialen und politischen Debatte Mehrheiten für eine Zulassung gefunden werden konnten. Denn der Wechsel in der Position zur PID lässt sich nicht nur auf das Gerichtsurteil des BGHs zurückführen, auch wenn dieses die rechtlichen Grundlagen und damit den Raum des Sagbaren neu angeordnet und erweitert hat. In-

4 Dies zeigt auch ein Vergleich mit den Arbeiten von Hashiloni-Dolev, die den unterschiedlichen Umgang mit PID in Israel und Deutschland untersucht hat. Sie zeigt in ihrer Forschung deutlich auf, wie sich Israel und Deutschland gerade im Hinblick auf den starken Schutz des Embryos unterscheiden. In Israel wurde die PID eingeführt, um Eltern ihren Kinderwunsch zu erfüllen, ohne dass deren Nutzung der Technologie als moralisch fragwürdig gilt. In Deutschland dagegen lehne sich der Embryonenschutz an das Instrumentalisierungsverbot von Kant an und eine genetische Kontrolle des Embryos auf jedwede Eigenschaften sei moralisch unvertretbar (vgl. Hashiloni-Dolev/Shkedi 2007 oder auch Hashiloni-Dolev/Weiner 2008). Gerade diese universalistische Setzung des Schutzes des Embryos zeigt sich in der Neuaufnahme des Diskurses und dem Urteil des BGHs als brüchig und wird durch die starke Betonung der reproduktiven Rechte der Eltern überschrieben.

dem der selektive Charakter der Diagnostik zurücktrat und die Wünsche der Eltern als reproduktive Rechte formulierbar wurden, wurde eine Legalisierung der PID medial und politisch mehrheitsfähig. Zum anderen verweisen die diskursiven Verschiebungen darauf, dass wir am Beispiel der PID nachvollziehen können, wie das, was wir als natürlich an der Reproduktion verstehen, neu verhandelt wird. Dabei zeigen sich Körper- und Geschlechtergrenzen entgegen der anfangs vorgestellten These zunächst als sehr beständig und bieten auf den ersten Blick wenig Hinweise auf eine Transformation der Grenzverläufe. Wenn wir als Leser*innen erfahren, wann das biologisch vorgesehene Alter für eine Schwangerschaft ist und wieso Chromosomenschäden mit steigendem Alter zunehmen, sind wir mit geschlechtlichen Körpern und tradierten Vorstellungen von Reproduktion konfrontiert, die biologisch erklärt und naturalisiert werden. Dies wird dadurch unterstützt, dass Reproduktion in den Artikeln zuallererst als die Reproduktion eines heterosexuellen Paares mit dem Wunsch nach biologisch eigenem Nachwuchs verstanden wird und andere Formen der Elternschaft kaum thematisiert werden.⁵ Selbst der starke Wunsch nach einem biologisch eigenem Kind, den wir in beiden Diskursphasen finden, kann als eine Form der Naturalisierung verstanden werden. Paradoxerweise dienen in den Beispielen der Paare, die sich für eine PID entscheiden, gerade die Künstlichkeit der Anwendung und die Betonung der zusätzlichen Schwierigkeiten beim Eingehen einer Schwangerschaft dazu, die Natürlichkeit des Kinderwunsches zu unterstreichen. Dieser Naturalisierung des Kinderwunsches kommt in einer Phase, in der die PID rechtlich noch nicht als zulässig bewertet wird und als selektive Technologie negativ konnotiert ist, eine strategische Bedeutung zu. Der Künstlichkeit und Grenzüberschreitung bei Eingang der Schwangerschaft mit einer PID wird die Natürlichkeit des Wunsches, *Mutter zu sein*, zur Seite gestellt, um das *Unbehagen*, das mit der Selektion einhergeht, zu mindern. Der Dualismus von Natur und Technologie wird dabei nicht aufgebrochen, die PID bildet vielmehr eine technische Hilfestellung zur Erfüllung des Kinderwunsches. Wir finden im Diskurs der PID also Momente einer „strategic naturalization“ (Thompson 2002), in der über die Naturalisierung des Kinderwunsches eine Annäherung und Akzeptanz der Diagnostik hergestellt wird.

Mit Rückgriff auf Latour lässt sich eben diese Figur als ein Beispiel der Erzeugung von Eindeutigkeiten bei der gleichzeitigen Herstellung von Hybriden beschreiben. Die Auflösung der Grenzen durch die technologische Entwicklung der Reproduktionsmedi-

5 Das hat auch mit der spezifischen Situation in Deutschland zu tun. Nach wie vor zielt das Angebot der Reproduktionsmedizin in Deutschland primär auf heterosexuelle Paare. Diese werden zum einen durch eine teilweise Kostenübernahme durch die Krankenkassen begünstigt, die nur verheirateten Paaren rechtlich zugesichert ist (vgl. Bundesverfassungsgericht 2007). Zum anderen willigen nur wenige deutsche Reproduktionszentren und Gynäkolog*innen überhaupt in die Behandlung von homosexuellen Paaren und Alleinstehenden ein. Eine Verordnung der Bundesärztekammer aus dem Jahr 2006, die von den meisten Bundesländern angenommen wurde, schließt eine künstliche Befruchtung bei gleichgeschlechtlichen Paaren oder alleinstehenden Personen aus, um sicherzustellen, dass die Kinder aus einer IVF in einer stabilen Beziehung zu beiden Eltern aufwachsen (vgl. Bundesärztekammer 2006). Jenseits dessen, dass unklar bleibt, warum heterosexuelle Beziehungen stabiler sein sollen, führt diese Verordnung dazu, dass die meisten Zentren keine Behandlung für lesbische Paare anbieten. Die wenigen, die hiervon abweichen, sichern sich (zumeist) durch ein psychologisches Gutachten ab, um festzustellen, dass die Kinder in einer stabilen Partnerschaft aufwachsen werden. Der Zugang ist damit deutlich erschwert und ohne eine Kostenübernahme der Krankenkassen auch deutlich kostspieliger. Diese Ungleichbehandlung wird sich mit der Ausweitung der Ehe für homosexuelle Paare verändern müssen.

zin geht hier mit der Verfestigung und Vereindeutigung von Geschlechtergrenzen einher und kann als eine Form der „Reinigungsarbeit“ (Latour 1993) im Diskurs beschrieben werden. Gerade diese Einpassung des Diskurses der PID in ein dualistisches Setting trägt zur Re-Naturalisierung von Körper und Geschlecht bei.

Interessant werden die weiteren Entwicklungen der Reproduktionsmedizin in Deutschland sein. Die Einführung der PID geht nach der großen öffentlichen Debatte verhältnismäßig unbeobachtet und leise vor sich. Durch die klare Reglementierung der Diagnostik bleibt der Zugang auf wenige Zentren und Paare beschränkt und es ist zu erwarten, dass sich in den konkreten Praktiken viele der Befürchtungen und Ängste um die PID auflösen werden. Wie bereits Roberts und Franklin für Großbritannien gezeigt haben, steht bei den Eltern der Wunsch nach einem (gesunden) Kind im Vordergrund und nicht ein Basteln am Wunschkind mit blauen Augen und blonden Haaren, wie es die Metapher der „Designer-Babys“ nahelegt (Franklin/Roberts 2006). Mit der Einführung der PID ist auch die Diskussion um weitere Verfahren der Reproduktionsmedizin neu eröffnet worden. Die durch das ESchG verbotenen Verfahren der Leihmutterchaft und Eizellspende werden öffentlich debattiert und zunehmend eingefordert. Dabei kündigt sich eine weitere Verschiebung und tatsächliche Öffnung an, denn in den Berichten um Leihmutterchaft werden auch homosexuelle Eltern im (deutschen) Mediendiskurs sichtbar. Daneben wird über die Zukunft des ESchG diskutiert. Nachdem die Legalisierung der PID deutlich gemacht hat, dass der universalistische Schutz des Embryos von der Verschmelzung von Ei- und Samenzellen an in Deutschland verhandelbar ist, wird über eine Aktualisierung bzw. Neufassung diskutiert. So liegt ein erster Vorschlag für ein Fortpflanzungsmedizinengesetz vor, welches das restriktive ESchG ablösen könnte (vgl. Gassner/Kersten/Krüger 2013). Es bleibt spannend, wie sich die Diskussion in Deutschland weiterentwickelt. Aus der Analyse des Diskurses der PID scheint eine allmähliche Angleichung an europäische Länder wie Frankreich, Dänemark und England erwartbar. Dabei werden für die Einführung der Leihmutterchaft oder Eizellspende der Verweis auf die reproduktiven Rechte und die Frage, warum die technologischen Möglichkeiten für ein (gesundes) Kind nicht ausgeschöpft werden können, zentrale Argumente bilden.

Literaturverzeichnis

- ARD (2011). Hart aber fair: Vom Kinderwunsch zum Kind nach Wunsch. Moderation: Frank Plasberg. Ausgestrahlt am 29.06.2011, 22 Uhr.
- Ärzte Zeitung (2014). *Erstes Deutsches PID-Zentrum in Lübeck*. Zugriff am 27. Dezember 2017 unter www.aerztezeitung.de/politik_gesellschaft/gp_specials/pid/article/856045/zulassung-erstes-deutsches-pid-zentrum-luebeck.html.
- Bahnsen, Ulrich (2000). „Wunderbare Kräfte“. *DIE ZEIT*, 39.
- Bahnsen, Ulrich (2002). Check im Eikern. *DIE ZEIT*, 13.
- Bock von Wülflingen, Bettina (2014). Die deutsche Wende zur Präimplantationsdiagnostik – Vom dogmatischen zum Leistungsembryo. *Sexuologie*, 21(1–2), 33–42.
- Bundesärztekammer (2006). (Muster-)Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion – Novelle 2006. *Deutsches Ärzteblatt*, 103(20), A1392–1403.
- Bundesgerichtshof (2010). *Strafsache wegen Verstoßes gegen das Embryonenschutzgesetz*. Aktenzeichen BGH 5 StR 386/09. Zugriff am 27. Dezember 2017 unter <http://juris.>

- bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=en&Datum=Aktuell&nr=52539&linked=pm.
- Bundesrat (2011). *Drucksache 456/1/11*. Zugriff am 27. Dezember 2017 unter www.bundesrat.de/SharedDocs/Drucksachen/2011/0401-500/456-1-11.html.
- Bundestag (2011). Gesetz zur Regelung der Präimplantationsdiagnostik. Präimplantationsdiagnostikgesetz – PräimpG. *Bundesgesetzblatt* (54). Zugriff am 27. Dezember 2017 unter www.bundesgerichtshof.de/SharedDocs/Downloads/DE/Bibliothek/Gesetzesmaterialien/17_wp/PID/bgbl.pdf?__blob=publicationFile.
- Bundesverfassungsgericht (2007). *1BvL5/03*. Zugriff am 27. Dezember 2017 unter www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2007/02/l20070228_1bv1000503.html.
- Dickens, B. M. (2004). Preimplantation Genetic Diagnosis and ‘Savior Siblings’. *International Journal of Gynecology & Obstetrics*, 88(1), 91–96. <https://doi.org/10.1016/j.ijgo.2004.10.002>
- Diekämper, Julia (2011). *Reproduziertes Leben. Biomacht im Zeitalter der Präimplantationsdiagnostik*. Bielefeld: transcript.
- Embryonenschutzgesetz (1990). *Gesetz zum Schutz von Embryonen (ESchG) vom 13. Dezember 1990*. Bonn: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung.
- European Society of Human Reproduction and Embryology (2016). Assisted reproductive technology in Europe, 2012: results generated from European registers by ESHRE. *Human Reproductive*, 31(8), 1638–1652.
- Falke-Ischinger, Jutta (2010). Die Schicksalhaftigkeit der Geburt wird überwunden. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12.07.2010.
- Foucault, Michel (1977). *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Franklin, Sarah (2003). Re-Thinking Nature – Culture: Anthropology and the New Genetics. *Anthropological Theory*, 3(1), 65–85.
- Franklin, Sarah (2012). Five Million Miracle Babies Later: The Biocultural Legacies of IVF. In Michi Knecht, Maren Klotz & Stefan Beck (Hrsg.), *Reproductive Technologies As Global Form: Ethnographies of Knowledge, Practices, and Transnational Encounters* (S. 27–60). Frankfurt/Main: Campus.
- Franklin, Sarah & Roberts, Celia (2006). *Born and Made: An Ethnography of Preimplantation Genetic Diagnosis*. Princeton: University Press.
- Franklin, Sarah; Lury, Celia & Stacey, Jackie (2000). *Global Nature, Global Culture*. London: Sage.
- Gassner, Ulrich; Kersten, Jens & Krüger, Matthias (2013). *Fortpflanzungsmedizingesetz*. Augsburg-Münchener-Entwurf (AME-FMedG). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Gerhards, Jürgen & Schäfer, Mike S. (2007). *Die Herstellung einer öffentlichen Hegemonie. Humangenomforschung in der deutschen und US-amerikanischen Presse*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ginsburg, Faye & Rapp, Rayna (1991). The Politics of Reproduction. *Annual Review of Anthropology*, 20, 311–343.
- Handyside, Alan H.; Kontogianni, Elena H.; Hardy, Kate & Winston, Robert M. L. (1990). Pregnancies from Biopsied Human Preimplantation Embryos Sexed by Y-specific DNA Amplification. *Nature*, (344), 768–770.
- Harper, Joyce; Coonen, Edith; Rycke, Martine de; Harton, Gary; Moutou, Céline; Pehlivan, Tugce; Traeger-Synodinos, Joanne; Van Rij, Maartje & Goossens, Verle (2010a). ESHRE PGD Consortium Data Collection X: Cycles from January to December 2007 with Pregnancy Follow-up to October 2008. *Human Reproduction*, 25(11), 2685–2707.
- Harper, Joyce; Coonen, Edith; Rycke, Martine de; Fiorentino, Francesco; Geraedts, Joep; Goossens, Veerle; Harton, Gary; Moutou, Céline; Pehlivan Budak, Tugce; Renwick Pamela; Sengupta Sioban; Traeger-Synodinos, Joanne & Vesela, Katrina (2010b). What Next for

- Preimplantation Genetic Screening (PGS)? A Position Statement from the ESHRE PGD Consortium Steering Committee. *Human Reproduction*, 25(4), 821–823.
- Hashiloni-Dolev, Yael & Shkedi, Shiri (2007). On New Reproductive Technologies and Family Ethics: Preimplantation Genetic Diagnosis (PDG) for Sibling Donor (SD) in Israel and Germany. *Social Science and Medicine*, 65(10), 2081–2092.
- Hashiloni-Dolev, Yael & Weiner, Noga (2008). Reproductive Technologies and the Moral Status of the Embryo: A View from Israel and Germany. *Sociology of Health and Illness*, 30(7), 1055–1069.
- Human Fertilisation & Embryology Authority (o. J.). *PGD conditions licensed by the HFEA*. Zugriff am 25. Januar 2018 unter <https://www.hfea.gov.uk/pgd-conditions>.
- Hillebrandt, Frank (2014). *Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94097-7>
- Jäger, Siegfried (2004). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster: Unrast.
- Kay, Lily E. (2000). *Who Wrote the Book of Life? A History of the Genetic Code*. Stanford: Stanford University Press.
- Klopp, Tina (2010). Moralische Fragen sollten politisch entschieden werden. *DIE ZEIT online*, 06.07.2010.
- Knecht, Michi; Klotz, Maren & Beck, Stefan (2012). Reproductive Technologies as Global Form: Introduction. In Michi Knecht, Maren Klotz & Stefan Beck (Hrsg.), *Reproductive Technologies As Global Form: Ethnographies of Knowledge, Practices, and Transnational Encounters* (S. 11–26). Frankfurt/Main: Campus.
- Latour, Bruno (1993). *We have never been modern*. Cambridge: Harvard University Press.
- Macgilchrist, Felicitas & Van Hout, Tom (2011). Ethnographic discourse analysis and social science. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 12(1), Art. 18. Zugriff am 27. Dezember 2017 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1600. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-12.1.1600>
- Mamo, Laura (2007). *Queering Reproduction: Achieving Pregnancy in the Age of Technoscience*. Durham: Duke University Press.
- Mihm, Andreas (2011). Bundestag beschließt begrenzte Zulassung der PID. *FAZ*, 08.07.2011.
- Mol, Annemarie (2002). *The Body Multiple: ontology in medical practice*. Durham: Duke University Press.
- Murphy, Timothy F. (2010). Using Embryos to Produce “Savior” Cell Lines. *Reproductive BioMedicine Online*, 20(5), 569–571.
- Nipert, Irmgard (2006). *Präimplantationsdiagnostik – ein Ländervergleich. Die aktuelle Situation hinsichtlich der gesetzlichen Regelung, der Anwendung und der gesellschaftlichen Diskussion in Belgien, Frankreich und Großbritannien*. Gutachten. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2004). Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In Karl H. Hörning (Hrsg.), *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie* (S. 40–54). Bielefeld: transcript.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1997). Von der Zelle zum Gen. Repräsentationen der Molekularbiologie. In Hans-Jörg Rheinberger (Hrsg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur* (S. 265–279). Berlin: Akademie.
- Rödel, Malaika (2014). *Geschlecht im Zeitalter der Reproduktionstechnologien: Natur, Technologie und Körper im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik*. Bielefeld: transcript.
- Scheffer, Thomas (2007). Statements, Cases, and Criminal Procedures. The Ethnographic Discourse Analysis of Legal Discourse Formations. Research Report. *Forum Qualitative*

- Sozialforschung*, 8(2). Zugriff am 27. Dezember 2017 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/271. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-8.2.271>
- Schwinger, Eberhardt (2010). Ende einer Farce. *Der Spiegel*, 28.
- Spiewak, Martin (2002). Schwanger um jeden Preis. *DIE ZEIT*, 20.
- Spiewak, Martin (2003). Mutterglück im Rentenalter. *DIE ZEIT*, 05.
- Strathern, Marilyn (1992). *After Nature. English Kinship in the Late Twentieth Century*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Taranissi, Mohamed; El-Toukhy, Tarek & Verlinsky, Yuri (2005). Influence of Maternal Age on the Outcome of PGD for Aneuploidy Screening in Patients with Recurrent Implantation Failure. *Reproductive BioMedicine Online*, 10(5), 628–632.
- Thompson, Charis (2002). Strategic naturalizing: kinship in an infertility clinic. In Sarah Franklin & Susan McKinnon (Hrsg.), *Relative Values: Reconfiguring Kinship Studies* (S. 175–202). North Carolina: Duke University Press.
- Thompson, Charis (2005). *Making Parents. The Ontological Choreography of Reproductive Technologies*. Cambridge: MIT Press.
- Ulcova-Gallova, Zdenka (2012). Repeated Miscarriages in Patients with Antiphospholipid Syndrome and Subjected to in Vitro Fertilization: The Importance of Preimplantation Genetic Diagnosis. *Lupus*, 21(7), 744–746.

Zur Person

Malaika Rödel, Dr., ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Schwerpunkt Biotechnologie, Natur und Gesellschaft der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Gen- und Reproduktionstechnologie, Wissenschafts- und Technikforschung, Biopolitik, soziologische und feministische Zugänge zu Körper.

E-Mail: ma.roedel@em.uni-frankfurt.de

The American Crawl – Praktiken von Geschlecht und Moderne in US-amerikanischen Schwimmbecken, 1900–1940¹

Zusammenfassung

Schwimmen boomte in den USA während des frühen 20. Jahrhunderts. Es hatte seinen Platz in den Fitness- und Gesundheitsdebatten, war eine leicht auszuübende Freizeitaktivität und wurde von vielen als ein besonders demokratischer Sport beschrieben. Darüber hinaus kam dem Schwimmen in den USA zu dieser Zeit die Rolle zu, menschliche Körper als ausdrücklich ‚modern‘ zu kennzeichnen. Sie war besetzt mit Vorstellungen vom modernen Leben und seinen an bestimmte Normen und Ideale von physischem Aussehen, Handeln, Können und Leistungsfähigkeit gekoppelten Anforderungen. Hierbei waren sowohl geschlechtlich codierte Zuschreibungen als auch Auffassungen von Race zentral. Bei der Praktik des Schwimmens, so die These des Beitrags, sollten idealisierte wie normalisierte moderne amerikanische Frauen- und Männerkörper entstehen.

Schlüsselwörter

USA, Schwimmen, Moderne, Körper, Praktiken, Geschlecht

Summary

The American crawl – Practices of gender and modernity in United States' swimming pools 1900–1940

Swimming was all the rage in the United States in the early 20th century. It played an important part in health and fitness debates, it was a popular leisure-time activity and many considered it to be an especially democratic sport. Further – and this is the key argument of this article – at that time swimming marked human bodies out as explicitly “modern”, swimming was regarded as a practice which made normative notions and ideals of ability, competence and beauty especially visible. These attributions were closely linked to both gendered and racialized codes. Swimming, this article argues, was supposed to create idealized male and female bodies.

Keywords

United States, swimming, modernity, bodies, practices, gender

„Up with you, girls! Into the water, one and all“ – diesen Appell richtete der Humorist Corey Ford im Jahr 1927 an die Leser*innen des US-amerikanischen Magazins *Vanity Fair*. Zu Recht, so fuhr er fort, sei das Schwimmen für Frauen zuletzt immer populärer geworden, denn inzwischen habe man dessen gesundheitlichen Nutzen eingesehen. Und auch die leidigen Fragen nach der angemessenen Kleidung im Wasser, nach Anstand und einem möglichst ‚weiblichen‘ Auftreten seien einem veränderten Umgang mit den Körpern gewichen: „Surely the healthy girl need never be ashamed of exposing the glorious body which God has given her“ (Ford 1927: 49).

1 Der Beitrag ist dem Gedenken an Inge Marszolek (1947–2016) gewidmet. Herzlichen Dank auch an die anonymen Gutachter*innen von GENDER sowie an die Redaktion der Zeitschrift für zahlreiche konstruktive Hinweise.

Fords Beitrag, obwohl auch mit einigen ironischen Spitzen versehen, steht stellvertretend für einen Einstellungswandel, der in den Vereinigten Staaten gegenüber dem Schwimmen sowohl als Freizeitvergnügen als auch als Wettkampfsport für Frauen in der Phase zwischen den beiden Weltkriegen zu beobachten ist. Nicht nur Zeitschriften wie *Vanity Fair*, die sich an ein weißes, ‚fortschrittliches‘ Publikum wandten, widmeten sich inzwischen oft dem Schwimmen und den Möglichkeiten, die es Frauen eröffnete. Auch Tageszeitungen oder preiswertere Magazine diskutierten diesen Sport, die zahlreichen neuen Schwimmbäder, die in rascher Folge wechselnden Bademodentrends und die vielen Erfolge und Rekorde, die US-Schwimmer*innen bei Wettkämpfen erzielten. Zugleich entstand ein umfangreicher Markt an Anleitungsbüchern, der sich an Männer und Frauen, an Neulinge im Wasser ebenso wie an Ambitionierte richtete, und man konnte auf eine wachsende Infrastruktur zurückgreifen (Wiltse 2007; Bier 2011).

Das Schwimmen boomte während der ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts, sowohl als ernster Sport als auch als Freizeitaktivität. Dafür gab es eine Reihe von Gründen, und man kann sie aus einer Vielzahl von zeitgenössischen Quellen herauslesen. Erstens hatte das Schwimmen seinen Platz in den damaligen Fitness-, Gesundheits- und Lifestyledebatten, die für so viele US-Amerikaner*innen vor allem der weißen, urbanen Mittelklasse so bedeutsam waren in ihrem Wunsch, eine aktive Verbindung zwischen der eigenen physischen Verfasstheit und den Ansprüchen einer sich verändernden, modernen Welt herzustellen (Green 1986). Zweitens war das Schwimmen zwar durchaus ein ernsthafter Sport, aber eben auch eine leicht zu praktizierende Freizeitbeschäftigung, der man in der Natur oder einem der vielen neuen Pools nachgehen konnte. Drittens betrachtete man das Schwimmen als eine besonders demokratische Aktivität, denn sie schien Männern wie Frauen, Jung und Alt, den Wohlhabenden wie den Unterschichten offen zu stehen (Dulles 1965: 356). Dass diese sehr optimistische Sichtweise eine ganze Reihe von offensichtlich diskriminierenden Schranken entlang von Race-, Class- oder Gender-Linien außer Acht ließ, war aus der zeitgenössischen Rede übers Schwimmen weitgehend verdrängt.

Ich werde in meiner Argumentation einen anderen Grund für den Aufschwung des Schwimmens betonen, nämlich dessen Rolle und Funktion dabei, menschliche Körper als ausdrücklich ‚modern‘ zu kennzeichnen, als Teil eines Dispositivs, das Vorstellungen vom modernen Leben und seinen Anforderungen wie Herausforderungen an bestimmte Normen und Ideale von physischem Aussehen, Handeln, Kompetenzen und Leistungsfähigkeit koppelte (Stieglitz 2013).² In dieser Rede waren sowohl geschlechtlich codierte Vorstellungen als auch Auffassungen von Race zentral.

Doch in diesem Beitrag soll es auch ausdrücklich um die Praktik des Schwimmens gehen und die sich im Wasser bewegenden Körper aktiv in die Untersuchung miteinbezogen werden. In diesem Sinne ist der Beitrag auch von praxeologischen Ansätzen motiviert, wie sie seit einiger Zeit in der Historischen Anthropologie sowie in der Forschung zur Frühen Neuzeit entwickelt und inzwischen auch in die Zeitgeschichtswie Sportforschung Eingang gefunden haben (Haasis/Rieseke 2015; Reichardt 2015; Alkemeyer 2017). Mein Anliegen zielt darauf ab, die Mikroebene sozialen Handelns

2 Diesem Beitrag liegt ein Verständnis von Moderne zugrunde, das ausdrücklich die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Zeitgenoss*innen zum Ausgangspunkt hat und danach fragt, wie der Begriff im Zeitraum der Untersuchung besetzt, verteidigt oder auch verworfen wurde.

auf diese Weise enger mit der Makroebene der Diskurse und normativen Entwürfe zu verbinden. Der Blick auf die sich bewegenden Körper erlaubt so einen Brückenschlag, „der methodische Relationalismus der Praxeologie dient dazu, eine vermittelnde Position zwischen den klassischen Oppositionspaaren von Subjektivität und Objektivität, von Handeln und Struktur, von Individuum und Gesellschaft einzunehmen“ (Reichardt 2015: 50). Gerade weil mich vor allem die vergeschlechtlichten sowie rassifizierte Dimensionen von Menschen und ihren Körpern interessieren, vermag eine praxeologische Erweiterung des Blickfelds, das komplexe Zusammenwirken von Diskursen und Praktiken offenzulegen. Methodisch greife ich dazu neben Briefen und Erlebnisberichten von Magazin-Leser*innen auch auf Fotografien zurück; mein Beitrag plädiert auch dafür, visuelles Material für eine historische Praxeologie nutzbar zu machen (Walther 2007; Huggins/O'Mahony 2012).

Bei der sportlichen Praktik des Schwimmens sowie in den sie begleitenden Aushandlungen, so die These meines Beitrags, sollten idealisierte wie normalisierte moderne amerikanische Frauen- und Männerkörper entstehen. Dabei erzeugten diese normativen Zuschreibungen notwendig auch soziale Ausschlüsse, die auf die Fragmentierungen und die Fragilität einer scheinbar umfassenden Moderne verweisen. So entstanden auch Räume für eigensinniges, grenzüberschreitendes Verhalten, welche die Aushandlungsprozesse um Teilhabe und Anerkennung in einem ‚modernen Amerika‘ veränderten (Welskopp/Lessoﬀ 2012; Saldern 2013).

Im Zentrum dieser Rede und ihres praktischen Ausagierens stand die Verbreitung eines neuen Schwimmstils, des Kraulens. Mein Beitrag leistet zunächst ein *close reading* der Genealogie dieser spezifischen Bewegungsform im Kontext der Vereinigten Staaten. Er beleuchtet das Verhältnis von Diskurs und Praktik, indem er sich zum einen damit befasst, wie das Kraulschwimmen als ausdrücklich moderne Bewegungsform im Diskurs geschlechtlich wie ‚rassisch‘ aufgeladen wurde. Zum anderen wird ein Blick auf die Materialität der Praktiken zeigen, dass das Schwimmen selbst aktiv an den Prozessen der Herstellung von Gender- und Race-Entwürfen beteiligt war, mitunter diese diskursiven Zuschreibungen auch vielfältig unterlaufen konnte. Darüber hinaus wirft mein Beitrag auch die Frage auf, welche Rollen dem Kraulschwimmen im Feld der gesellschaftlichen Zuweisungen von Handlungsmacht zukamen. Er ist in diesem Sinne Teil einer Kulturgeschichte des Politischen, indem er zu zeigen versucht, dass das Schwimmen Teil eines von Macht erfüllten Aushandlungsprozesses um Teilhabe an der Moderne war.

1 Schwimmen in den USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts: der Aufstieg des Kraulstils

Schwimmen gelernt zu haben und den ‚Sport‘ wenn möglich auch zu praktizieren – in den Jahren nach 1900 gehörte das immer mehr zum Selbstverständnis vieler Menschen in der weißen US-Mittelklasse. Lehrbücher unterstrichen dabei vor allem die Nähe zwischen körperlicher Ertüchtigung sowie physischer wie mentaler ‚Gesundheit‘. Dieser Zusammenhang war für die wachsenden Teile der US-Bevölkerung zentral, die sich mit dem rasanten Anwachsen der Städte und mit deren vermeintlich größer werdenden Gefahren auseinandersetzen mussten.

Schwimmen war erstens ein traditionelles Wissen, das man aus dem alten, ruralen Amerika in die Städte ‚mitnehmen‘ konnte, auch weil diese Kompetenz dort, zweitens, angesichts der Risiken der beschleunigten Moderne, Leben retten konnte – Unfalltod durch Ertrinken galt als ein verbreiteter Schrecken (Sprawson 1992). Zumeist gingen Autor*innen davon aus, dass nur etwa 20 bis 25 Prozent der US-Bevölkerung schwimmen konnten (z. B. Dalton 1912: 17). Darüber hinaus wurde das Schwimmen zugleich, drittens, auch politisch aufgeladen. Die besten Ideale würden durch das Schwimmen angestoßen, hieß es in einem Handbuch aus den 1920er-Jahren, „such as courage, self-confidence, leadership, a democratic spirit, good sportsmanship, self-sacrifice and heroic service. These ideals form a vital part of one’s training for citizenship“ (Sheffield/Sheffield 1927: xii). Dies war vor dem Hintergrund der enormen Einwanderung in die Vereinigten Staaten bedeutsam: Das Schwimmen war auch Werkzeug sozialer Distinktion, es galt als eine Bewegungsform, die den meisten Personen aus der sogenannten ‚neuen‘ Einwanderung aus Süd- und Osteuropa nicht oder nur sehr unzureichend bekannt war. Das hatte wenig mit Fakten zu tun, aber viel mit Rassismus und sozialem Ausschluss mithilfe eines Hygienediskurses, in dem sich Vorstellungen ‚rassisch begründeter‘ Hierarchien mit solchen von beschleunigter Krankheits- und Seuchenübertragung im Wasser miteinander verbanden. Dies lässt sich dadurch zeigen, dass man sich die quantitative Zunahme an Schwimmbädern unter räumlichen und sozialen Gesichtspunkten ansieht. Wie die meisten anderen Freizeitaktivitäten war auch das Schwimmen um 1900 und danach stark segregiert. Die vermeintliche ‚Rassenzugehörigkeit‘ von Menschen spielte dabei eine Hauptrolle, nicht nur in den Südstaaten mit ihrem damals noch gänzlich intakten System der beinahe vollständigen ‚Rassentrennung‘. Auch in anderen Teilen der USA war es beispielsweise für afroamerikanische Menschen außerordentlich schwer, Zugang zu einem öffentlichen Schwimmbad oder einem Badestrand zu bekommen. Darüber hinaus konnten und sollten Männer und Frauen zumeist nicht gemeinsam schwimmen gehen (Wiltse 2007). Das änderte sich in den Jahren um den Ersten Weltkrieg herum, als der Zuwachs an kommerziellen Freizeitangeboten insgesamt das Zusammenkommen der Geschlechter im öffentlichen Raum beförderte (Wolcott 2012). Auch Mitglieder unterschiedlicher Schichten teilten sich bis dahin eher selten die gleichen Bäder oder Strände. In zahlreichen Städten entstanden seit den 1890er-Jahren Schwimmbäder, meist in Innenstadtlagen und für die eher mittellosen Gruppen von Migrant*innen gedacht. Diese Einrichtungen dienten vor allem ‚hygienischen Zwecken‘ und hatten wenig mit Sport oder Vergnügen zu tun – obgleich sich zeigen sollte, dass die Nutzer*innen mitunter durchaus eigensinnig mit den ihnen gebotenen Möglichkeiten umgingen. Denn solche Einrichtungen waren nicht selten Orte, an denen sich später die soziale Aufwärtsmobilität einer Gruppe zeigen sollte. Zur gleichen Zeit investierten private Sportvereine, oder auch die *Young Men’s Christian Association* (YMCA) und deren Pendant für Frauen (YWCA), massiv in ihre Pools. Diese standen einer Mittelklasseklientel zur Verfügung und entwickelten sich rasch zum Motor für die weite Verbreitung des Schwimmens (Henne 2015). Eine große Rolle spielten auch die Hochschulen des Landes, an denen Schwimmen Teil einer als ‚ganzheitlich‘ gedachten Ausbildung wurde; dies galt u. a. auch für die Frauencolleges (Verbrugge 2012).

Mit der Verbreitung des Kraulschwimmens dynamisierte sich das Interesse am Schwimmen noch einmal besonders. Der neue Stil wurde in den ersten Jahren des

20. Jahrhunderts aus Australien in die Vereinigten Staaten ‚importiert‘ und faszinierte durch seine Geschwindigkeit sowie seine ‚Naturwüchsigkeit‘ – galt er doch als der Schwimmstil der pazifischen Völker, den sich das britisch-weiße Australien zu eigen gemacht hatte (Osmond/Phillips 2004). Amerikanische Olympiaschwimmer ‚verfeinerten‘ die Technik, benutzten sie erfolgreich bei Wettkämpfen und wurden durch eine umfangreiche Presseberichterstattung zu bekannten Experten, die ihre neue ‚Wissenschaft vom Schwimmen‘ rasch populär werden ließ. Aus dem australischen wurde so bald der ‚American Crawl‘. Der von der annektierten Inselgruppe Hawaii stammende Athlet Duke Kahanamoku sollte ab den 1910er-Jahren dafür sorgen, dass auch die USA das Kraulen als zivilisatorische Leistung der Weißwerdung³ einer ‚natürlichen‘ Bewegungsform begreifen konnten (Willard 2002; Davis 2015). Kahanamoku als „a native Hawaiian, with a natural inclination toward the water, and a boyhood passed largely in that matter, has a marked advantage“ (Los Angeles Times, 10. Dezember 1914: 36), schrieb beispielsweise die *Los Angeles Times* 1914. In der Figur des Schwimmers Duke Kahanamoku verschmolzen exotische Blicke auf ‚natürliche‘ Kompetenzen mit Idealen wissenschaftlicher Optimierung.

Doch stimulierten nicht allein erfolgreiche Athleten die Popularisierung des Kraulschwimmens. Von nicht zu unterschätzender Wirkung waren auch die Auftritte der aus Australien stammenden und nun in den USA lebenden Schwimmkünstlerin Annette Kellermann. Durch ihre Showvorführungen in Freizeitparks erfuhr das Frauenschwimmen einen spürbaren Aufschwung, und zwar nicht nur durch ihre selbst entworfenen Badeanzüge, die zu Beginn als zu freizügig skandalisiert wurden. Mit Kellermann erlangte das Schwimmen insgesamt einen völlig neuen Grad an Sichtbarkeit und wurde so auch aufregender: Ihre Auftritte und ihre Hollywoodfilme verbanden Schwimm- und Turmspringvorführungen mit Wasserballett und dem Herzeigen eines athletischen Frauenkörpers, der rasch zum Idealbild für die ‚new women‘ werden sollte. In einem Artikel in der *New York Times* verkündete der Harvard-Professor und Fitness-Autor Dudley Sargent 1910, Kellermann sei aufgrund ihrer idealen Körperproportionen und ihrer überragenden Fitness eine „perfect woman“ (Capatano 2008: 24).⁴ Ihr 1918 veröffentlichtes Lehrbuch *How to Swim* war eines der ersten seiner Art in den USA, das von einer Frau verfasst und hauptsächlich für Frauen geschrieben wurde (Kellermann 1918).

2 Nicht mehr gegen den Strom – der Aufschwung des Frauenschwimmens und die ‚new women‘



Ebenfalls 1918 erschien in *Physical Culture*, einer von Macfadden herausgegebenen Zeitschrift, ein mehrseitiger Artikel über das Schwimmenlernen (Abbildung 1). Der Autor George Corsan war der nationale Koordinator der Schwimmkurse im YMCA und hatte in dieser Funktion die Aufgabe übernommen, Kurse für die amerikanischen

3 Der Begriff Weißwerdung verweist hier einerseits auf den Konstruktionscharakter von Race insgesamt und andererseits konkret auf einen aktiven Prozess, in dem eine bestimmte sportliche Bewegungsform an rassifizierte Vorstellungen von Kompetenz geknüpft wurde (Hylton 2009).

4 Die Schreibweise von Annette Kellermanns Nachnamen variiert; ich verwende hier diejenige, die sie für ihre eigenen Bücher benutzt hat.

Abbildung 1: „Learning to Swim is Easy“ von George H. Corsan (1918)

You can learn at home with an ordinary basin of water how to breathe for swimming. The breath is exhaled under water through the nose. The head is not lifted but twisted up to one side, bringing the face out of water for a quick gasp of air through the mouth. Time of exhalation, ten seconds; inhalation, one second.

Learning to Swim is Easy

By G. H. Corsan


MEN and monkeys are the only animals that have to learn to swim. All other mammals, from a mouse to a moose, can do it without learning. This is because they keep up a running motion in the water, with their bodies on a horizontal plane, whereas we and monkeys try to climb out of the water and grasp at the atmosphere. Swimming, however, once learned, is just as easy for human beings as it is for mice and moose, and it is not difficult to learn.

The art of swimming is really very simple. There are only three things to learn, the arm work, the leg work and the breathing. The trouble is that most beginners want to acquire all three at once. This is as if a person learning to play the piano should try to play a musical


tackle the details of the nautical technique separately, they will give you but little trouble, and you will soon be able to combine them and swim with grace and style, also with speed and safety. In that case you need never fear that the statement will be made of you that you lost your life because you were an expert swimmer, an absurd idea that one meets frequently in the newspapers. No expert swimmer ever lost his life in the water except through chilling to death, or starving to death, or through some accident that had nothing to do with the loss of his ability to keep afloat and propel himself through the water. I believe that Captain Webb was thrown into the air some fifteen feet and came down on a rock on his head, an accident which would

Mr. Corsan is Chief Swimming Instructor of the International Y.M.C.A. of North America.

At right—The first practice of breathing in the water. Stand in still water three and one-half or four feet deep. Inhale quickly through the open mouth, then squat down until the head is submerged and exhale through the nose. Inhalation, one second; exhalation, ten seconds. Practice for many minutes at a time.



The lower photos show the crawl shoulder action in the horizontal position, as in the water, combined with the breathing. The head is turned or twisted upward at one side for a quick, new breath of air.



Quelle: George H. Corsan (1918). Learning to Swim is Easy. *Physical Culture*, August 1918, S. 21.

Weltkriegssoldaten zu organisieren. Die Kernaussage des Artikels war bereits in der Überschrift klar formuliert – Schwimmen ist einfach. Corsan machte deutlich, woran das lag: Die ‚Natürlichkeit‘ des Kraulschwimmens brachte es mit sich, dass man sich diese Praktik ohne große Mühe und ohne Angst vor dem Wasser rasch aneignen konnte. Und obwohl Corsan sich sowohl an Männer als auch an Frauen gewandt hatte, sandte der Beitrag eine deutlich geschlechtlich codierte Botschaft, indem er die Übungen durch eine Frau visualisieren ließ (Corsan 1918). Der Artikel steht stellvertretend für den ambivalenten Prozess, mit dem Frauen ab den späten 1910er-Jahren in die „sporting republic“ integriert wurden, um einen Begriff des Historikers Mark Dyreson aufzugreifen: „As women’s sports boomed during the 1920s, American culture transformed female athletes into icons of liberty. At the same time, American culture also transformed female athletes into objects of desire“ (Dyreson 2003: 438).

Lisa Bier beschreibt die Entwicklung des Frauenschwimmens als ein beständiges Ankämpfen gegen den Strom der öffentlichen Meinung (Bier 2011). Die Metapher verdeutlicht sehr schön, mit welchen Widerständen sportliche Betätigung von Frauen lange Zeit konfrontiert gewesen war. Doch wurden die Verhältnisse zu Beginn des 20. Jahrhunderts komplexer; Sport und Bewegungskultur gewannen insgesamt auch für Frauen an Bedeutung, das konkrete Ausagieren wurde aber durch eine Reihe von Faktoren mitbeeinflusst. Ihnen waren zwar weiterhin viele schweißtreibende Sportarten versperrt, doch das vermeintlich ‚elegante‘, ‚unangestrenzte‘ Schwimmen stand ihnen offen (Cahn 1994). Dieser Trend war jungen, weißen Mitgliedern der Mittelklasse vorbehalten; afroamerikanische oder unterbürgerliche Frauen profitierten davon zunächst kaum oder gar nicht. Auch begann sich der medizinische Diskurs langsam zu liberalisieren, physische Anstrengung und die Frage nach den Auswirkungen auf die Gebärfähigkeit wurden nicht zuletzt aufgrund des Einflusses der Eugenik und deren Betonung von Leistungsfähigkeit anders aufeinander bezogen (Vertinsky 1990; Stanley 1996; Park 2007). Mit der zunehmenden Akzeptanz kommerzieller, von Männern und Frauen gemeinsam verbrachter Freizeitkultur in den Städten verloren darüber hinaus auch Sorgen um Moral und Anstand an Überzeugung. Mit der größeren Aneignung des öffentlichen Raums durch die ‚neuen Frauen‘ wurde das Schwimmen nicht allein mehr und mehr sichtbar, es wurde zu einem Symbol moderner US-Frauen.

Wie die Bemerkung Dyresons unterstreicht, hatte die Eroberung der Pools durch junge, weiße Frauen durchaus ambivalente Folgen. Eine Vielzahl von Büchern und Zeitschriftenbeiträgen manövrierte entlang der feinen Linie, die zwischen Anerkennung und Unterstützung einer neu gewonnenen Freiheit einerseits und den zahlreichen sexualisierten Anforderungen der Zeit, die diese Freiheit oft mit einem Mehr an Freizügigkeit gleichsetzten, nach dem Weltkrieg andererseits lag. Bilder von athletischen Frauenkörpern waren besonders einflussreich in diesem Aushandlungsprozess. In Printmedien konnte man inzwischen sehr einfach und sehr kostengünstig Fotos abdrucken, und dies geschah nun immer häufiger unter der doppelten Zielsetzung, zum einen Bewegungsabläufe zu verdeutlichen und zum anderen die dargestellten Körper mit Sex-Appeal aufzuladen. Besonders charakteristisch kann man diese Verknüpfung in den preiswerten und weit verbreiteten Handbüchern aus dem Haus des Sportartikelherstellers Spalding nachvollziehen (Handley 1928). In ihnen konnte man etwa Bewegungsstudien von kraulschwimmenden Frauen betrachten, deren modische Badeanzüge im hinteren Teil

in ganzseitigen Anzeigen beworben wurden (Abbildung 2). Neben der Flugpionierin Amelia Earhart und Tennis-Champion Helen Wills waren es vor allem junge US-Schwimmerinnen, von denen künstlerische Porträtaufnahmen angefertigt wurden, die dann auf den Seiten von Magazinen wie *Vanity Fair*, *Vogue* oder *Collier's* zu sehen waren und suggerierten, dass die Popularität ihrer Modelle nicht zuletzt an ihren athletischen Körpern festzumachen sei.

Abbildung 2: „Swimming for Women. Preliminary and Advanced Instruction. Competitive Swimming, Fancy Diving and Life Saving“ von Louis de Breda Handley (1928)



Quelle: Louis de Breda Handley (1928). *Swimming for Women. Preliminary and Advanced Instruction. Competitive Swimming, Fancy Diving and Life Saving*. New York: American Sports Publishing Company, o. S.

Das Kraulschwimmen galt vielen als besonders geeignet für Frauen, schien es doch durch Leichtigkeit, Eleganz und Anmut gekennzeichnet, alles eng an Weiblichkeitsvorstellungen gekoppelte Attribute. Autor*innen versahen den Anschein von ‚Mühelosigkeit‘, den sie beim Kraulen entdeckten, regelmäßig mit der Vokabel ‚angenehm‘ und markierten den neuen Stil als ideal für das Selbstverständnis der ‚neuen Frau‘, denn er

verbinde Geschwindigkeit und Effizienz mit der eleganten Erscheinung eines durchtrainierten Körpers. Der Trainer Louis Handley beschrieb diesen Zusammenhang so: Das Kraulen

„requires very little effort to hold an efficient, well mastered stroke, and this is one of the things which makes swimming a particularly desirable exercise for girls and women, as it permits them to practice at length without feeling any ill effects“ (Handley 1928: 10).

Eine Athletin schwamm sich ins Zentrum dieser Rede, Gertrude Ederle. Die Olympiateilnehmerin und Weltrekordlerin war 1926 die erste Frau, die den Ärmelkanal durchschwamm – kraulend und in Rekordzeit, schneller als alle Männer vor ihr (Dahlberg 2009). Betrachtet man die damaligen Wochenschauaufnahmen, so wird schnell deutlich, dass Worte wie Eleganz oder Mühelosigkeit hier unpassend waren,⁵ doch trotzdem konzentrierten sich die Versuche, Ederles Leistung zu erklären, auf die ‚moderne‘ Überlegenheit des Kraulstils: Der

„American crawl, when properly executed, is no more tiring than brisk walking. Gertrude Ederle used the stroke for over fourteen hours in the English Channel. During this time she kept up a steady stroke of thirty beats a minute, breathed naturally and went through the water with amazing speed“ (Sullivan 1934: 14f.).

Abbildung 3: Grease coated Olympic swimmer Gertrude Ederle wades into the water on her way to becoming the first woman to swim the English Channel, which she did in 14 hours and 31 minutes, breaking the previous men’s record (August 06, 1926)



Quelle: Getty Images: New York Daily News Archive Collection, 97288164.

5 Universal Newsreels zu diesem Ereignis können auf der Webseite von Associated Press abgerufen werden, siehe www.aparchive.com.

Diese Vorstellung war auch nicht von Fotografien zu gefährden, die von einigen Kommentator*innen durchaus kritisch immer wieder angeführt wurden (Abbildung 3). Sie zeigen die Schwimmerin an der französischen Küste, kurz bevor sie das Rennen im kalten Salzwasser aufnahm, und wie beim Langstreckenschwimmen üblich, hatte sie sich zum Schutz am ganzen Körper mit Fett eingerieben. Für Kritiker*innen verdeutlichten sie die in ihren Augen nicht zu leugnenden Schattenseiten des Schwimmens und unterstrichen ihrer Ansicht nach, dass längst nicht alle Fragen im Zusammenhang von Sport und weiblichem Auftreten in der Öffentlichkeit beantwortet seien. Doch blieben diese Stimmen marginal; für die meisten Amerikaner*innen stand Gertrude Ederle nicht für einen vermännlichenden Sport, sondern für die neue, ‚moderne‘ Frau. Nicht selten verband man das mit den seit dem Weltkrieg neu erworbenen politischen Rechten sowie mit den gesellschaftlichen Aufstiegsambitionen einer nachrückenden Generation von Migrant*innen.

3 Neue Frauen, neue Männer – Kraulen als wissenschaftliche Praktik

Die Debatte um Gertrude Ederles Leistung verweist auch auf andere Facetten der Verbindung zwischen Moderne und Schwimmsport in den USA zwischen den Weltkriegen. 1930 behauptete der Autor eines Lehrbuchs,

„what Miss Ederle does with her feet has no significance. She has such powerful arms and shoulders that she gets practically ninety-nine per cent of her propelling progress out of them. She swims more with her arms and less with her feet than any other swimmer I know, man or woman“ (Weissmuller 1930: 47).

Aspekte von ‚Natürlichkeit‘ und ‚Unangestrengtheit‘ markierten einen wichtigen Strang der Diskussion, der von einer ausdrücklich biomechanisch geführten Argumentationskette flankiert wurde. Selbst die vermeintlich größten ‚Autoritäten‘ des Sports beteiligten sich hieran, wie das Zitat über Gertrude Ederles Armarbeit zeigt, das von niemand anderem stammt als Johnny Weissmuller, *der* Verkörperung des von internationalen Erfolgen verwöhnten US-Schwimmsports in den 1920er-Jahren, bevor er ab 1932 im Kino in der Rolle des Tarzan zu sehen war.

Die verwissenschaftlichende Rede um das Kraulschwimmen begann bereits, als der neue Stil zum ersten Mal auftauchte. Mit den besseren fotografischen und filmischen Techniken verfeinerte sich die biomechanische Analyse des Stils seit den späten 1910er-Jahren immer weiter. Vieles davon zirkulierte zunächst nur unter Expert*innen in Fachzeitschriften, doch sorgten namentlich Weissmuller und sein Coach William Bachrach rasch dafür, dass ihre Erfolge in der Öffentlichkeit als Resultate akribischer Studien und wissenschaftlich angeleiteten Trainings wahrgenommen wurden (Bachrach 1924). Der Athlet und seine Bewegungsabläufe im Wasser wurden konsequent als Ausweis einer überlegenen Moderne gekennzeichnet. Weissmuller selbst avancierte dabei zu einer Projektionsfläche für amerikanische Leistungsfähigkeit und eine veränderte, ‚neue‘ Männlichkeit (Pendergast 2000). Seine in zahllosen (Werbe-)Aufnahmen und später in seinen Abenteuerfilmen zur Schau gestellte Körperlichkeit – sowohl im eng anliegen-

den Schwimmanzug seines Sponsors als auch bei nacktem Oberkörper – war an eine scheinbar natürliche Kompetenz, das Kraulen, gekoppelt, zugleich jedoch war diese das Produkt wissenschaftlicher Analyse und harter Arbeit (Abbildung 4). Mit den Tarzan-Filmen erreichte diese Bedeutungsaufladung ihren Höhepunkt. In ihnen kraulte ein ‚edler Wilder‘ mit weißer Abstammung – dargestellt vom damals besten und bekanntesten Schwimmer der Welt – im wahrsten Sinne durch den afrikanischen Dschungel und trug dabei eine moderne, überlegene, wissenschaftlich verfeinerte Bewegungsform in die Welt. Er tat das als ein moderner, amerikanischer Mann, sowohl körperlich als auch charakterlich makellos – Hollywood hätte keinen besseren männlichen Werbeträger für seine expandierenden Märkte finden können (Kirkham/Thumim 1993; Dyreson 2008).

Abbildung 4: „The Outline of Swimming. An Encyclopedia of the Sport“ von William Bachrach (1924)



Weissmullers Stil hatte eine breite Debatte um die ‚Verfeinerung‘ des Kraulens angestoßen. Es war seit Langem üblich, Schwimmen durch Nachahmung der einzelnen Bewegungsabläufe an Land zu demonstrieren und einzuüben, Fotografien solcher Trockenübungen hatten eine lange Tradition in Lehrbüchern. Sie kennzeichneten einen Kompromiss zwischen dem Wunsch nach Anschauung und den bescheidenen fotografischen Möglichkeiten der Zeit, die scharfe, wirklich lehrreiche Aufnahmen von schnellen Bewegungen im Wasser kaum erlaubten. Vor dem Hintergrund der Rede von der vermeintlichen Leichtigkeit des Kraulschwimmens stellten einige Autor*innen ihre Nützlichkeit infrage. Doch konnte sich diese Argumentation nicht durchsetzen, Fotografien von Trockenübungen blieben in vielen Veröffentlichungen unverzichtbar. Sie waren zum einen hilfreich dabei, einen konsequent analytischen Blick auf das Kraulen bei Leser*innen einzuüben. Darüber hinaus boten solche Abbildungen die Gelegenheit, bekannte Personen und deren (ideale) Körper bei der perfekten Ausübung einer modernen Bewegung zu zeigen, ohne dass wichtige Teile von ihnen entweder unter Wasser waren, unsichtbar für das Kameraauge, oder verdeckt wurden.

Quelle: William Bachrach (1924). *The Outline of Swimming. An Encyclopedia of the Sport*. Chicago: J. B. Bradwell, S. 159.

4 Eleganz und Ermächtigung – Schwimmen aus Sicht junger, weißer Frauen zwischen den Weltkriegen

1934 veröffentlichte die *National Recreation Association* einen Bericht über die Freizeitaktivitäten von über 5000 repräsentativ ausgewählten Männern und Frauen (National Recreation Association 1934). Wie in vielen anderen vergleichbaren Studien dieser Jahre war auch diese Erhebung vor allem von der Frage motiviert, was sich für die US-Bevölkerung seit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise geändert hatte. Der Bericht differenzierte nicht explizit nach Geschlecht oder ‚Rasse‘; er orientierte sich offensichtlich an den Interessen einer als Standard gesetzten weißen Mittelklasse, die sich selbst als bedeutendstes Opfer der Depression begriff. Allerdings erlaubte die Zusammenschau einen vorsichtigen Einblick darin, welche Freizeitbeschäftigungen unter veränderten ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen in der angesprochenen Bevölkerungsgruppe beliebt blieben oder wurden. Kostspielige Aktivitäten, so machte der Bericht deutlich, hatten in den Jahren zuvor deutlich an Attraktivität verloren, aber die Statistiken zeigten auch ein etwas überraschenderes Ergebnis: Unter den zehn beliebtesten Freizeitaktivitäten befand sich kein Sport – mit Ausnahme des Schwimmens, das auf dem siebten Platz rangierte (National Recreation Association 1934: 10). Es hatte zwar an Wichtigkeit eingebüßt, doch war im Vergleich dazu die Teilnahme an anderen, teureren oder sozial stärker markierten Sportarten wie Tennis oder Golf regelrecht eingebrochen (National Recreation Association 1934: 18).

Diese und zahlreiche andere Umfragen aus den Zwischenkriegsjahren bieten eine Möglichkeit, sich den Freizeitaktivitäten von Amerikaner*innen jenseits der normativen Anleitungsbücher zu nähern. Doch bleiben auch sie von den Körpern der Menschen distanziert, erlauben keine Perspektive darauf, wie beispielsweise das Schwimmen und das Kraulschwimmen im Besonderen mit vergeschlechtlichter Bedeutung versehen wurde. Andere Materialien offerieren – bei allen verbleibenden Problemen – hier Hilfe. Eine solche Quelle sind etwa die zahlreichen Briefe und längeren Erlebnisberichte von Leser*innen an die Redaktion der Zeitschrift *Physical Culture*, die seit 1899 monatlich erschien und namentlich seit den ausgehenden 1910er-Jahren eine große Sichtbarkeit in der Presselandschaft innehatte. Die Zeitschrift war – neben seinen vielen Büchern – das zentrale Sprachrohr des Fitness-Fürsprechers Bernarr Macfadden und stand in den ersten Jahren ihres Erscheinens im Zentrum der zahlreichen Vorwürfe, denen sich ihr Begründer ausgesetzt sah – Macfadden und *Physical Culture* wurden aufgrund der diskutierten Themen (darunter Ehe und Sexualität) und der oftmals als freizügig eingeschätzten Abbildungen nicht selten mit Obszönität und Pornografie in Verbindung gebracht (Adams 2009: 117f.). Diese Skepsis der Öffentlichkeit ließ nach dem Ersten Weltkrieg nach, doch müssen andere Facetten der Publikation quellenkritisch bedacht werden. *Physical Culture* propagierte eine klar umrissene und unveränderliche Botschaft – gesunde Körper sind leistungsfähige und schöne Körper, und die Sorge um einen gesunden Körper oblag verpflichtend den Anstrengungen eines jeden Menschen. Dieses Weltbild strukturierte zumeist auch denjenigen Teil der Zeitschrift, der aus den Zuschriften von Leser*innen zusammengestellt wurde – hier ging es sehr oft darum, eigene Leistungen und eigene Erfolge zu präsentieren, mitunter mit dem Ziel, den eigenen Körper als attraktiv und begehrenswert anzupreisen. Meinungen, die in Opposition zur Leitlinie des

Blatts standen, waren sehr selten und dienten zumeist dazu, die eigene Position umso mehr zu untermauern. Darüber hinaus ist auch nicht immer klar ersichtlich, wann und in welchem Umfang freiwillig eingesandte Beiträge redaktionell überarbeitet wurden.

Diese Hinweise sind von großer Bedeutung, trotzdem sind die Briefe und Erlebnisberichte von Leser*innen aus praxeologischer Perspektive eine Fundgrube, gestatten sie doch eine gewisse Annäherung an sportliche Freizeitaktivitäten und wie diese als bedeutsam verstanden wurden. Als vorsichtig zu lesende Quellen offerieren sie die Sichtweise einer Gruppe weißer Menschen aus der (oft unteren) Mittelklasse, und sie können andeuten, wie diese Männer und Frauen sportliche Körperpraktiken ausgelebt und für sich sinnvoll verstanden haben. Dabei bleiben sie eingebettet in das umlaufende diskursive Feld und eignen sich gut dafür, dem Relationalismus des praxeologischen Ansatzes gerecht zu werden.

Dass dem Schwimmen in *Physical Culture* eine besondere Rolle zukam, ist angesichts des oben Gesagten nicht mehr verwunderlich. Nach Gymnastik und Bodybuilding – Macfaddens großen Leidenschaften und Kernbausteine seiner Fitness-Ideologie – war das Schwimmen der am dritthäufigsten thematisierte Sport. Schwimmen war für Macfadden und viele seiner Anhänger*innen ein idealer Sport, der ein körperformendes Kraft- und Koordinationstraining ideal ergänzen könne. Badehose und Schwimmanzug waren die am häufigsten abgebildeten Kleidungsstücke in *Physical Culture*, eine Zeitung, die lange wegen ihrer oftmals zur Schau gestellten Nacktheit ins Visier der Zensur geraten war. Der Hinweis auf die eigene Schwimmleistung hatte für die Beiträge Einsendenden mithin zunächst einen doppelten Effekt, denn er unterstrich zum einen die eigene Kenntnis davon, wie wertvoll der Sport für eine ‚wohlproportionierte‘ Körperausbildung war, und er erlaubte es zum anderen, ästhetische oder auch erotische Fotos von sich selbst zur Publikation anzubieten.

Viele Beiträge erweiterten die Rede von der Nützlichkeit des Schwimmens um weitere Aspekte wie Freude, Begeisterung und Selbstbewusstsein; es waren vor allem junge Frauen, die diese Attribute aktiv ans Schwimmen koppelten. Einige Beispiele können diese emotionale Besetzung verdeutlichen. Im September 1929 veröffentlichte *Physical Culture* einen ganzseitigen Brief, der die Redaktion aus Florenz erreicht hatte. Die junge italienische Schwimmerin hatte ein Exemplar der Zeitung in die Hand bekommen und wollte sich nun selbst auf deren Seiten vorstellen. Den Leser*innen gegenüber präsentierte sie sich als eine Europäerin, die amerikanische Körpermodelle vorbildhaft adaptiert hatte, um die neuen Ideale moderner Weiblichkeit jenseits von Amerika aktiv zu verbreiten: „The modern girl is really beginning to rival men in sports nowadays. And I am so glad, because the health and figure of the girl of today certainly is improving ... [We girls here] are happy physical culture girls“ (Quien 1929: 74). Bleibt der Ausdruck von Lebensfreude hier (wie so oft in der Zeitung) an Imperative von Gesundheit und Aussehen gekoppelt, so hört sich das in einem zweiten Beispiel schon anders an. Veröffentlicht ein Jahr später, berichtete eine Frau aus Kalifornien begeistert, wie sie durch das Schwimmen in erster Linie an Selbstachtung und Durchsetzungsvermögen gegenüber Männern gewonnen habe:

„It not only makes her independent, but it gives her a power to cope with men that a non-athletic woman misses. The old idea that an athletic woman is masculine is ridiculous. A woman can be as sweetly feminine and as athletically capable and healthy as a man can be gentlemanly and also athletic“ (Anonym 1930: 60).

Die Verfasserin griff hier die zeitgenössische Debatte um die sogenannten ‚muscle molls‘ auf, athletische Frauen, die immer wieder mit skeptischen Fragen bezüglich ihrer Geschlechtszugehörigkeit und ihrer Sexualität konfrontiert waren (Cahn 2010). Schwimmen war für viele sportbegeisterte Frauen eine Möglichkeit, solchen Vorwürfen einerseits auszuweichen und ihnen andererseits offensiv zu begegnen. So lassen sich die vielen Fragen und Kommentare zum Schwimmen während der Monatsperiode durchaus als (Selbst-)Versicherungen der Frauen lesen (z. B. Anonym 1939: 59; vgl. auch Mosher 1923). Zum anderen finden sich immer wieder Abbildungen von Frauen beim Wasserski in der Zeitschrift, einer mit männlichen Zuschreibungen von Geschwindigkeit und Risiko besetzten Aktivität, die klare Grenzüberschreitungen in die maskuline Welt des Sports zum Ausdruck brachten: Schwimmen gehen und gleichzeitig „having a thrill“, wie es eine Fotostory aus dem Jahr 1937 ausdrückte (Anonym 1937: 35).

Zwei Bewegungsformen spielten in diesen Repräsentationen des Schwimmens von Leserinnen als dezidiert vergeschlechtlicht eine besondere Rolle. Das war zum einen das Kunstspringen, das inzwischen fest zum Repertoire dessen gehörte, was ‚moderne Frauen‘ können sollten. Zum anderen wurden die Referenzen auf das Kraulen in den Jahren nach dem Weltkrieg immer häufiger, manchmal in Form von besorgten Nachfragen, insbesondere im Hinblick auf das Atmen, das vielen als die problematischste Komponente des Stils erschien. „Breathe normally, relax and keep your prone body position“ (Makarius 1930: 106), beruhigte eine Beiträgerin andere Leser*innen. Begleitend zu einem Erlebnisbericht platzierte die Redaktion ein Bild, in dem das richtige, seitliche Atmen beim Kraulschwimmen beim Üben in einer Waschschüssel demonstriert wurde (Physical Culture, Juni 1930: 60). Doch jenseits anfänglicher Zweifel artikulierten die Frauen im Wesentlichen ein Gefühl von Bewegungskompetenz, das sie ganz ausdrücklich an das Tempo des Stils und seine Stromlinienförmigkeit im Wasser, also an Merkmale einer westlichen, amerikanischen Moderne zurückbanden, die auch jenseits des Beckens vorteilhaft war. Kraulschwimmen, so argumentierte eine andere Leserin, sei neben dem Tanzen nicht nur ohne jeden Zweifel diejenige sportliche Aktivität, die weibliche Anmut und Eleganz am besten zum Ausdruck bringe, sie sei darüber hinaus auch diejenige, die Frauen am schnellsten voranbringe – und das war sicher auch in sozialer Hinsicht gemeint (Anonym 1933: 77).

5 Fazit

Im Sommer 1928 konnte man in *The Hilltop*, der Zeitschrift der Howard University in Washington, DC, einen ungewöhnlichen Artikel lesen. Man feierte die Eröffnung des Francis Municipal Swimming Pools. Eine große Abbildung zeigt Honoratioren der Universität sowie männliche Mitglieder des Schwimmteams stolz am Beckenrand. Die Howard University war und ist eine ‚traditionell schwarze‘ Hochschule, und genau aus diesem Grund sind Artikel und Bild in diesem kleinen, nur für die Universitätsöffentlichkeit wichtigen Forum so ungewöhnlich. Sie erinnern daran, dass die Praktik des Schwimmens in den USA und die Rede um das ‚moderne‘ Kraulschwimmen weiße Zusammenhänge konstituierten, die besonders auch durch die beinahe völlige Unsichtbar-

machung afroamerikanischer Männer und (sogar noch stärker) Frauen gekennzeichnet war (Chambers 1986: 14f.).⁶

Neben dem Whitening des Schwimmens waren der Sport und seine Bewegungen entlang geschlechtlicher Zuschreibungen codiert, und anders als im Zusammenhang mit Race geschah dies keineswegs unmarkiert. Am und im Schwimmsport bildeten sich Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen in den Vereinigten Staaten nicht allein ab, sie wurden auf diesem Feld auch aktiv ausgehandelt und entwickelt. Dabei war es keineswegs unerheblich, wie der Sport von wem konkret im Wasser praktiziert wurde. Insbesondere der erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbreitete Kraulstil war in vielfältiger Weise diskursiv mit spezifischen Geschlechtervorstellungen und -zuschreibungen der westlichen, US-amerikanischen Moderne verknüpft und bot darüber hinaus Möglichkeiten, Geschlecht im Pool oder am Badestrand auszuagieren, mitunter auch in unerwarteter Weise.

Indem sich junge, weiße US-Amerikanerinnen die Bewegungsformen des Schwimmens und insbesondere des Kraulens praktisch anzueignen vermochten, verwiesen sie nicht allein auf die zahlreichen diskursiven sozialen Markierungen dieses Sports, auf seine vergeschlechtlichten und rassifizierten Zuschreibungen. Ihre sportlichen Bewegungen lassen sich praxeologisch als diejenigen Körper betrachten, an denen und mit denen das konkrete Ausagieren von Geschlecht (Doing Gender) in seinen intersektionalen Bezügen (Doing Race ebenso wie Doing Class oder Doing Age) historiografisch lesbar wird. Zugespitzt könnte man insbesondere im Zusammenhang mit dem Kraulschwimmen sagen, dass sich Diskurs und Praktiken hier zu einem in seinen intersektionalen Bezügen übergeordnet aufgeladenen Bewegungsmuster vereinigten, das man mit Doing Modernity umschreiben könnte.

An diesem Punkt scheint ein Mehrwert eines praxeologischen Ansatzes auf: Die Makrostrukturen der Moderne und ihre vermeintliche Normativität werden an die körperlichen Praktiken historischer Akteur*innen zurückgebunden und gewinnen so an Komplexität. In diesem

„methodischen Wechsel der Beobachtungsperspektiven werden die Strukturen und die Kontingenz, die Stabilität und die Instabilität [...] der Ordnungsbildung beobachtbar und es lässt sich erschließen, wie die transsituativen Rahmen beziehungsweise Strukturen sozial etablierter Praktiken im lokalen Spiel heterogener Teilnehmer konkret hervorgebracht, gestaltet oder auch durchkreuzt werden“ (Alkemeyer 2017: 149).

In den ambivalenten Praktiken zeigt sich die Fragmentierung der US-Moderne.

Zusammen mit Briefen und Erlebnisberichten sind es nicht zuletzt visuelle Quellen, die für eine solche praxeologische Ausrichtung nützlich sein können. Eine Geschichtsschreibung, die Praktiken der (Un-)Sichtbarmachung ernst nimmt, kann den angesprochenen Wechsel zwischen unterschiedlichen Beobachtungsperspektiven ermöglichen. Visuelle Quellen verbreiteten Bewegungsideale und versahen diese mit normativen Zuschreibungen, doch für viele historische Akteur*innen war bspw. die Praxis des Fotografierens eine leicht zugängliche Möglichkeit, ihre eigenen Tätigkeiten nicht nur zu dokumentieren und mit einem Ideal abzugleichen, sie erlaubte es auch, Körperprakti-

6 Die Zeitschrift *The Hilltop* ist auf Mikrofilm verfügbar im Moorland-Spangarn Research Center der Howard University.

ken mit ganz eigenen, durchaus eigensinnigen Bedeutungen aufzuladen und somit mit Agency anzureichern.

Literaturverzeichnis

- Adams, Mark (2009). *Mr. America. How Muscular Millionaire Bernarr Macfadden Transformed the Nation Through Sex, Salad, and the Ultimate Starvation Diet*. New York: Harper Collins.
- Alkemeyer, Thomas (2017). Praktiken und Praxis. Zur Relationalität von Ordnungs- und Selbst-Bildungen in Vollzügen. In Gabriele Klein & Hanna Katharina Göbel (Hrsg.), *Performance und Praxis. Praxeologische Erkundungen in Tanz, Theater, Sport und Alltag* (S. 141–165). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839432877-006>
- Anonym (1930). Try My Beauty Exercises, Says Charming Bebe Daniels. *Physical Culture*, September, 58–61.
- Anonym (1933). What is Feminine Beauty? *Physical Culture*, Januar, 36–39 u. 74–77.
- Anonym (1937). The Body Beautiful. *Physical Culture*, August, 31–37.
- Anonym (1939). Exercise During Menstruation. *Physical Culture*, Januar, 59.
- Bachrach, William (1924). *The Outline of Swimming. An Encyclopedia of the Sport*. Chicago: J. B. Bradwell.
- Bier, Lisa (2011). *Fighting the Current. The Rise of American Women's Swimming, 1870–1926*. Jefferson/NC: McFarland.
- Cahn, Susan K. (1994). *Coming on Strong. Gender and Sexuality in Twentieth-Century Women's Sport*. New York: The Free Press.
- Cahn, Susan K. (2010). From the “Muscle Moll” to the “Butch Ballplayer”. Mannishness, Lesbianism, and Homophobia in U.S. Women's Sports. In Paul Davis & Charlene Weaving (Hrsg.), *Philosophical Perspectives on Gender in Sport and Physical Activity* (S. 145–159). New York: Routledge.
- Capatano, Peter (2008). The Perfect Woman: Annette Kellerman and the Spectacle of the Female Form. *Proteus: A Journal of Ideas*, 25(2), 23–27.
- Chambers, Ted (1986). *The History of Athletics and Physical Education at Howard University*. New York u. a.: Vantage Press.
- Corsan, George H. (1918). Learning to Swim is Easy. *Physical Culture*, August, 21–24 u. 75.
- Dahlberg, Tim (2009). *America's Girl. The Incredible Story of How Swimmer Gertrude Ederle Changed the Nation*. New York: St. Martin's Press.
- Dalton, Frank Eugen (1912). *Swimming Scientifically Taught. A Practical Manual for Young and Old*. New York: Funk & Wagnalls.
- Davis, David (2015). *Waterman. The Life and Times of Duke Kahanamoku*. Lincoln: University of Nebraska Press.
- Dulles, Foster Rhea (1965). *A History of Recreation. America Learns to Play*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Dyreson, Mark (2003). Icons of Liberty or Objects of Desire? American Women Olympians and the Politics of Consumption. *Journal of Contemporary History*, 38(3), 435–460. <https://doi.org/10.1177/0022009403038003006>
- Dyreson, Mark (2008). Marketing Weissmuller to the World. Hollywood's Olympics and Federal Schemes for Americanization through Sport. *International Journal of the History of Sport*, 25(2), 284–306. <https://doi.org/10.1080/09523360701740398>
- Ford, Corey (1927). Swimming for Ladies. *Vanity Fair*, Mai, 49 u. 94.
- Green, Harvey (1986). *Fit for America. Health, Fitness, Sport and American Society*. New York: Pantheon.

- Handley, Louis de Breda (1928). *Swimming for Women. Preliminary and Advanced Instruction. Competitive Swimming, Fancy Diving and Life Saving*. New York: American Sports Publishing Company.
- Haasis, Lucas & Rieseke, Constantin (Hrsg.). (2015). *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangen Handelns*. Paderborn: Schöningh.
- Henne, Melanie (2015). *Training Citizenship. Ethnizität und Breitensport in Chicago, 1920–1950*. Stuttgart: Steiner.
- Henry, William M. (1914). Why Duke Kahanamoku is the World's Greatest Swimmer. *Los Angeles Times*, 10. Dezember 1914, 36.
- Huggins, Mike & O'Mahony, Mike (Hrsg.). (2012). *The Visual in Sport*. Milton Park, New York: Routledge.
- Hylton, Kevin (2009). *'Race' and Sport. Critical Race Theory*. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203893678>
- Kellermann, Annette (1918). *How to Swim*. New York: George H. Doran.
- Kirkham, Pat & Thumim, Janet (Hrsg.). (1993). *You Tarzan. Masculinity, Movies and Men*. London: Lawrence & Wishart.
- Makarius, Cordelia B. (1930a). Swim and Grow Slim. *Physical Culture*, Juni, 60–63 u. 130.
- Makarius, Cordelia B. (1930b). Easy Ways to Expert Swimming. *Physical Culture*, Juli, 49–51 u. 106.
- Mosher, Clelia Duel (1923). *Women's Physical Freedom*. New York: The Women's Press.
- National Recreation Association (1934). *The Leisure Hours of 5,000 People. A Report of a Study of Leisure Time Activities and Desires*. New York: National Recreation Association.
- Osmond, Gary & Phillips, Murray G. (2004). 'The Bloke with a Stroke'. Alick Wickham, the 'Crawl' and Social Memory. *Journal of Pacific History*, 39(3), 309–324. <https://doi.org/10.1080/0022334042000290379>
- Park, Roberta J. (2007). Physiologists, Physicians, and Physical Educators. Nineteenth Century Biology and Exercise, Hygienic and Educative. *International Journal of the History of Sport*, 24(12), 1637–1673. <https://doi.org/10.1080/09523360701619030>
- Pendergast, Tom (2000). *Creating the Modern Man. American Magazines and Consumer Culture 1900–1950*. Columbia, London: University of Missouri Press.
- Quien, Carla (1929). A Sculptress Keeps Her Figure. *Physical Culture*, September, 74.
- Reichardt, Sven (2015). Zeithistorisches zur praxeologischen Geschichtswissenschaft. In Arndt Brendecke (Hrsg.), *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte* (S. 46–77). Wien, Köln, Weimar: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412502591-003>
- Saldern, Adelheid von (2013). *Amerikanismus: Kulturelle Abgrenzung von Europa und US-Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner.
- Sheffield, Lyba & Sheffield, Nita (1927). *Swimming Simplified*. New York: A. S. Barnes and Company.
- Sprawson, Charles (1992). *Haunts of the black masseur. The swimmer as hero*. London: Cape.
- Sullivan, Frank J. (1934). *The Science of Swimming*. New York: American Sports Publishing.
- Stanley, Gregory Kent (1996). *The Rise and Fall of the Sportswoman. Women's Health, Fitness, and Athletics, 1860–1940*. New York u. a.: Peter Lang.
- Stiegilitz, Olaf (2013). Bodies in Motion – Writing Sport History as a History of Modern Bodies. In Eva Bischoff & Elisabeth Engel (Hrsg.), *Colonialism & Beyond* (S. 20–32). Wien, Münster: LIT.
- Verbrugge, Martha H. (2012). *Active Bodies. A History of Women's Physical Education in Twentieth-Century America*. Oxford, New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780195168792.001.0001>
- Vertinsky, Patricia (1990). *The Eternally Wounded Woman. Women, Doctors and Exercise in the Late Nineteenth Century*. Manchester, New York: Manchester University Press.

- Walther, Christine (2007). *Siebertypen. Zur fotografischen Vermittlung eines gesellschaftlichen Selbstbildes um 1900*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Weissmuller, Johnny (1930). *Swimming the American Crawl*. Boston, New York: Houghton Mifflin.
- Welskopp, Thomas & Lessoff, Alan (Hrsg.). (2012). *Fractured Modernity. America Confronts Modern Times, 1890s to 1940s*. München: Oldenbourg.
- Willard, Michael Nevin (2002). Duke Kahanamoku's Body. Biography of Hawai'i. In John Bloom & Michael Nevin Willard (Hrsg.), *Sports Matters. Race, Recreation, and Culture* (S. 13–38). New York: New York University Press.
- Wiltse, Jeff (2007). *Contested Waters. A Social History of Swimming Pools in America*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Wolcott, Victoria W. (2012). *Race, Riots, and Roller Coasters. The Struggle over Segregated Recreation in America*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812207590>

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: George H. Corsan (1918). Learning to Swim is Easy. *Physical Culture*, August 1918, S. 21–24 u. 75, S. 21.
- Abbildung 2: Louis de Breda Handley (1928). *Swimming for Women. Preliminary and Advanced Instruction. Competitive Swimming, Fancy Diving and Life Saving*. New York: American Sports Publishing Company, o.S.
- Abbildung 3: Grease coated Olympic swimmer Gertrude Ederle wades into the water on her way to becoming the first woman to swim the English Channel, which she did in 14 hours and 31 minutes, breaking the previous men's record. August 06, 1926. Getty Images: New York Daily News Archive Collection, 97288164.
- Abbildung 4: William Bachrach (1924). *The Outline of Swimming. An Encyclopedia of the Sport*. Chicago: J. B. Bradwell, S. 159.

Zur Person

Olaf Stieglitz, Dr. phil., Historisches Institut der Universität zu Köln, Abteilung für Nordamerikanische Geschichte. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechter- und Körpergeschichte, Kulturgeschichte des Sports, Visual History.

Kontakt: Historisches Institut der Universität zu Köln, Abteilung für Nordamerikanische Geschichte, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln

E-Mail: olaf.stieglitz1@uni-koeln.de

„Aussehen ist nicht wichtig!“ – Zum Verhältnis von Körperbildern und Körperpraktiken bei der Herstellung von Geschlecht durch männliche und weibliche Jugendliche

Zusammenfassung

In unserem Beitrag gehen wir der Frage nach, inwiefern Praxen der Herstellung von Geschlecht durch Jugendliche in Körperbildern sichtbar werden. Untersucht werden SchülerInnen der 7. Klasse an Hauptschulen und Gymnasien über ein methodisches Vorgehen, das als „Gruppenwerkprozess“ eine Erweiterung des Gruppendiskussionsverfahrens auf der visuellen Ebene durch die „Bilder-Collage“ und das „Gruppen-Selfie“ darstellt. Am Beispiel von zwei kontrastierenden Fällen können entsprechende Praxen über die dokumentarische Methode sichtbar gemacht werden.

Schlüsselwörter

Doing Gender, Körperbilder, Körperpraktiken, Feminisierung, Jugendliche

Summary

“Appearance doesn’t matter” – About the relation between body images and body practices when pupils do gender during puberty

The article considers the question of how practices of doing gender become visible in adolescents’ body images. Seventh grade pupils from various secondary schools are examined by applying a method approach called the “group work process” – a practical extension on the visual level of the group discussion method by adding the “collage of images” and “group selfies”. Based on two contrasting cases, corresponding practices can be visualized by means of the documentary method.

Keywords

doing gender, body image, body practices, feminization, teenagers

1 Schönheit darstellen, Geschlecht herstellen: der Körper

„Aussehen ist nicht wichtig!“ Zunächst ist dies der weitgehend einheitliche Tenor, wenn wir jugendliche Peergruppen im Alter zwischen 12 und 14 Jahren nach ihren ästhetischen Präferenzen in Bezug auf Körperinszenierungen fragen. In der Regel deutet sich in den Antworten der Jugendlichen zunächst eine hierarchische Überordnung von Charakter, den ‚inneren Werten‘ über das äußere Erscheinungsbild, den Körper, an. Diese Position gerät jedoch ins Wanken, sobald die Jugendlichen mit Bildern von Körpern populärer und für sie relevanter Personen konfrontiert werden. Körper werden dann zu DarstellerInnen von Geilheit, Sexyness und Sportlichkeit, zu HerstellerInnen von Geschlecht und sogar zu StifterInnen von (sexuellen) Beziehungen. Hierbei zeigt sich, dass der Körper (auch) hinsichtlich seiner Geschlechtlichkeit ein zentrales Problem für das Heranwachsen männlicher und weiblicher Jugendlicher darstellt (Rendtorff 2008),

wobei hier das „Problem“ eher als Herausforderung verstanden wird. Zudem scheint die Art und Weise, in der sich SchülerInnen dieser Herausforderung praktisch stellen, eng mit Körper- und Geschlechter**bildern** verknüpft zu sein. Diese dienen u. a. als Material zur Nachahmung oder Abgrenzung (Mietzner 2005) und evozieren darüber hinaus Choreografien auf den Körper bezogener Praxen (Klein 2011), in denen Geschlecht hergestellt wird. Ausgehend von dieser Beobachtung, die im Rahmen eines DFG-geförderten Projektes¹ gemacht wurde, unternimmt der Beitrag nicht nur den Versuch zu plausibilisieren, dass, sondern inwiefern die Herstellung von Geschlecht durch Jugendliche vor allem über körperliche Darstellungs- und Wahrnehmungspraktiken erfolgt, die auf Bildern beruhen und Bilder erzeugen. Damit wird auch die Frage nach dem Verhältnis von Körperbildern und Körperpraktiken in den Fokus gerückt.

Vor diesem Hintergrund skizzieren wir zunächst praxeologisch fundierte Überlegungen des Doing-Gender-Ansatzes, um diese anschließend durch das Prinzip der Visualität (neu) zu rahmen. Damit richtet sich der Blick auf unser methodisches Vorgehen, das als Gruppenwerkprozess das ausschließlich auf Verbalisierung beruhende Gruppendiskussionsverfahren um die visualisierenden Zugänge der Bilder-Collage und des Gruppen-Selfies erweitert. In einem nächsten Schritt diskutieren wir entlang empirischen Materials, inwiefern Körperbilder als soziale Praxis (Burri 2008) Jugendlicher die Herstellung von Geschlecht evozieren. Das Konzept von ‚Schönheit‘ ist dabei insofern von hoher Relevanz, als es Geschlechter übergreifend thematisiert, jedoch teilweise voneinander abweichend ausgedeutet wird. Exemplarisch fokussieren wir u. a. auf die Kopfhare, deren exponierte Position als Bedeutungsträger von Schönheit eine Gemeinsamkeit verschiedener Peergruppen darstellt (u. a. Faulstich-Wieland/Weber/Willems 2004). Unsere Annahme lautet, dass erst in, durch und über die Ikonizität und die Metaphorik von Körperbildern die prozessuale Herstellung bzw. Aneignung von zumeist einem Geschlecht beobachtbar wird. Das heißt, dass sich die Vorstellung von Geschlecht in Bildern materialisiert, diese über massenmedial beschleunigte Diskurse auf Heranwachsende einwirken und durch sie selbst wiederum beeinflusst werden.

2 Geschlecht als soziale Praxis von Jugendlichen

Um Geschlecht als soziale Praxis beobachten zu können, erscheint der Blick auf Jugendliche vielversprechend, da diese in der Pubertät aufgrund gravierender körperlicher Veränderungen (u. a. Göppel 2011) zur Konstruktion eines geschlechtsspezifischen Körpers aufgefordert (u. a. Flaake 2001) werden. Dabei reproduziert der Körper die Vorstellungen eines grundlegend dualistischen Geschlechterprinzips nicht nur, sondern konstituiert dieses mittels Ausgestaltung, Haltung, Formung und Bewegung etc. in spezifischer Weise. Dies soll im Folgenden als prozessuales Geschehen gefasst und über die Identifikation darin eingelassener Praktiken dargestellt werden.

1 Das Projekt „Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt“ wurde im Zeitraum von 2014 bis 2017 unter der Leitung von Michael Meuser und Jörg Thiele an der TU Dortmund durchgeführt.

2.1 Doing Gender

Da sich bereits unsere Fragestellung gegen eine Auffassung von Geschlecht als unveränderbarer Gegebenheit richtet, greifen wir auf den ethnomethodologisch verankerten Doing-Gender-Ansatz zurück (West/Zimmermann 1987; Hirschauer 1989; Meuser/Hahn 2002; Gildemeister 2010). Darin wird Geschlechtszugehörigkeit nicht als quasi natürlicher Ausgangspunkt für Unterscheidungen im menschlichen Handeln, Verhalten und Erleben betrachtet, sondern als Ergebnis komplexer sozialer Prozesse: „Nicht der ‚Unterschied‘ konstituiert die Bedeutung, sondern die Bedeutung die Differenz“ (Gildemeister 2010: 137). Der Ansatz fragt, „was wir tun, um das Geschlecht zu sein“ (Villa 2011: 89). Für unser Forschungsinteresse ist vor allem der prozessuale Charakter der Hervorbringung von Geschlecht relevant als praktisch-methodische Routine (accomplishment) (Meuser 2010). Geschlecht wird damit als soziale Praxis gefasst, die in ihrer Situiertheit vollständig öffentlich und beobachtbar ist (Hirschauer 2004: 73). Der Körper ist als Teilnehmer generell eingelassen in die sozialen Praktiken, die aus seinen bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten bestehen (Reckwitz 2003: 290). In diesem Verständnis umfasst „die Körperlichkeit des Handelns und der Praktik die beiden Aspekte der Inkorporiertheit von Wissen und der Performativität des Handelns“ (Reckwitz 2003: 290). Damit ist die praktische Herstellung von Geschlecht als Prozess dessen Verkörperung zu verstehen: „Weil Menschen mit ihren Körpern tun, was sie tun, wenn sie auf andere Menschen treffen, die mit ihren Körpern ebenfalls tun, was sie tun, entsteht eine nach zwei Geschlechtern differenzierte soziale Wirklichkeit, die permanent reproduziert wird“ (Gugutzer 2014: 95).

2.2 Visualität des verkörperten Geschlechts

Wir folgen der praxeologischen Auffassung, dass „Geschlecht im Normalfall weder erfragt noch mitgeteilt, sondern dargestellt wird“ (Hirschauer 2004: 77). Eine Darstellung wird jedoch erst durch die Wahrnehmung zu einer solchen. Dabei spielt vor allem das gegenseitige „Sich-Anblicken“ eine zentrale Rolle (Simmel 1992: 723). Auch Burri betont die Bedeutung des Visuellen in ihrem Verständnis der Performanz körperlicher Inszenierungen, „welche das Denken und Handeln in der sozialen Praxis zu beeinflussen“ (2008: 351) vermag. Daher argumentiert sie für eine verstärkte Berücksichtigung des Bildes in der Sozialwissenschaft generell: Bilder dokumentierten soziale Praxen nicht nur, sondern seien selbst bereits soziale Praxis (Burri 2008: 351). Die Autorin benennt drei Dimensionen des Bildverstehens, die in der Bildwissenschaft bislang theoretisch voneinander getrennt verortet werden: 1. das „innere“ Bild, das als Vorstellung, Idee, Eindruck von oder Erinnerung an etwas sedimentiert wird (Burri 2008: 342f.; Mietzner/Pilarczyk 2005: 133ff.). In diesem Verständnis kommt dem Körper selbst die Funktion des „Speichers“ oder des „Archivs“ zu, er ist als solcher involviert in Prozesse der Wahrnehmung und Herstellung von Bildern (Kanter 2015). So gefasst, können Bilder auch in Verbalisierungen sichtbar (gemacht) werden; 2. als Bild im Sinne eines artefaktischen Begriffs, d.h. als visuelle und materielle Objekte (Burri 2008: 342); 3. als physische Ausdrucksform, als körperliche Inszenierung und „Performance“ im Sinne einer theatralen Darstellung (Burri 2008; Fischer-Lichte 2013), womit der Körper zum agierenden Darsteller wird.

Wenn wir danach fragen, wie Jugendliche das „kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit“ erwerben und ihren eigenen Platz darin finden, müssen wir im Rahmen einer „Analyse der Praxis der Unterscheidung“ (Hagemann-White 1984, zit. n. Gildemeister 2010: 141) auch nach der Bedeutung des Bildes fragen; gegenwärtig umso mehr, als wir die genannten Prozesse auch auf den Bühnen virtueller Räume und sozialer Plattformen der digitalen Medien beobachten können (Neumann-Braun/Autenrieth 2011; Fritzsche 2007). Über die Bilderflut des Netzes wird die Bedeutung des Visuellen für die Herstellung von Geschlecht vor allem durch die jugendlichen NutzerInnen noch gesteigert. Das Konzept des Doing Gender muss in unserem Fall folgerichtig mit Visualität in Verbindung gebracht werden (u. a. Fritzsche 2007; Klika/Kleynen 2007).

3 Der Gruppenwerkprozess als praxeologische Methode

Um die kollektiven Orientierungen einzelner Peergruppen zu identifizieren, etwa wenn es um die Frage geht, *wie* Geschlecht zu machen ist, wird zunächst das Gruppendiskussionsverfahren (u. a. Loos/Schäffer 2001) als Erhebungsmethode herangezogen. Im Feld zeigt sich, dass über dieses Verfahren zwar Antworten zu evozieren sind auf Fragen nach Freizeitinteressen der Jugendlichen oder nach Abläufen des schulischen Geschehens. Es greift jedoch zu kurz, wenn es um Fragen geht, die auf den Körper zielen: Wie Geschlecht kann der Körper als solcher mittels der ausschließlich auf Verbalisierung beruhenden Methode eben nicht mitgeteilt und beobachtbar ‚gemacht‘ werden. Die Körper der Jugendlichen bleiben als Gegenstand der Diskussion stumm und sind – als leibliche Selbstverständlichkeit – reflexiv nicht ohne Weiteres verfügbar. Ein Umstand, der aufgrund divergierender sprachlicher Kompetenzen der verschiedenen Gruppen im Gespräch mit den VertreterInnen der Wissenschaft noch erschwert wird (Kirchoff 2016: 111). Um neben diesen und den oben aufgeführten Überlegungen noch der entscheidenden, aber ebenfalls unhinterfragten Rolle gerecht zu werden, die der *präsente* Körper für die Bildung von Primärgruppen im Zuge der Sozialisation spielt, gerät erneut das Bild in den Blick: Es stellt sich die Frage, mittels welcher Art von Bildern der Körper zu einem greifbaren Forschungsgegenstand werden und in bzw. über welche/n Bilder/n die Verkörperung von Geschlecht sichtbar (gemacht) werden kann. Die Beantwortung erfolgt über einen sukzessive sich entwickelnden Gruppenwerkprozess, in dessen Rahmen vier Datenarten erzeugt werden: 1) die Bilder-Collage, 2) das „Körper-Reden“, 3) das „Reden über den Körper“ und 4) das Gruppen-Selfie.

3.1 Wahrnehmen, selektieren, neu kontextualisieren: die Bilder-Collage

Die Collage beruht auf dem Prinzip produktiver Wahrnehmung, da einzelne Elemente einer bereits bestehenden Sinneinheit dekontextualisiert werden müssen, um diese in einer noch entstehenden Gesamteinheit neu oder re-kontextualisieren zu können (u. a. Kirchoff 2016). Sie wurde bereits durch Bremer (2005) und seine ForscherInnengruppe erfolgreich in die Gruppendiskussion integriert als hermeneutisches und typenbildendes Verfahren in Werkstattform. Im Zuge unseres Vorgehens werden die Bilder-Colla-

gen von den SchülerInnen etwa in der Mitte² des Gruppenwerkprozesses – dessen erste Hälfte aus Diskussion besteht – erstellt, nachdem die ForscherInnen sie dazu aufgefordert haben: „Versucht doch mal darzustellen, wie jemand aussehen muss, um von Euch gut gefunden zu werden.“

Sechs verschiedene Zeitschriften werden auf einem Tisch platziert, um den sich die SchülerInnen gruppiert haben. Zur Verfügung steht je eine Ausgabe der Titel „Bravo“, „Gala“, „Fit for fun“, „Men’s Health“, „Myself“ und „Autobild“. Diese repräsentieren u.E. weit verbreitete Bilder von Körper und Geschlecht sowie Konzepte von Schönheit im Kontext von Mode, Sport und wirtschaftlichem Status. Dass die Zeitschriftenauswahl eine starke Setzung darstellt, u. a. hinsichtlich eines stereotypen und dualistischen Geschlechterverständnisses sowie heteronormativer Beziehungs-, Sexual- und Körpervorstellungen, ist beabsichtigt (Kirchhoff 2016: 119). Es sind Setzungen wie diese, welche die fraglosen Gegebenheiten des Alltags von Jugendlichen durchdringen und die wir mittels unseres Vorgehens aufgreifen. Auf diese Weise ist zu beobachten, ob und inwiefern im initiierten Wahrnehmungs-, Selektions- und Gestaltungsprozess der SchülerInnen „Einheitsvorstellungen mitschwingen, oder ein eher kaleidoskopartiger spielerischer Umgang mit Facetten“ (Mietzner 2005: 219f.) der Körperinszenierungen. Diese lassen als neu entstandene Produkte Rückschlüsse zu auf vorangegangene Prozesse mimetischer Aneignung öffentlich verbreiteter Körperbilder als im eigenen Körper sedimentierte „innere“ Bilder (Mietzner 2005; Kirchhoff 2016). Sie sind als Hintergrundfolie relevant für die Herstellung von Geschlecht. Beobachtbar sind entlang der Bildproduktion nun Praktiken der Wahrnehmung, der Auswahl und der Aushandlung von Bildelementen, die zur Darstellung des gefragten Gegenstands beitragen sollen. Die Collage materialisiert damit die „inneren“ Bilder der SchülerInnen eines vergeschlechtlichten Körpers und dokumentiert deren Orientierungen an massenmedialen Inszenierungen.

3.2 Zeigen, verbalisieren: das „Körper-Reden“ und das „Reden über den Körper“

Während der Arbeit an der Collage wird ein weiteres verbales Datum erzeugt. Es handelt sich dabei um ein unspezifisches Reden der Jugendlichen, das während des Erstellens der Collagen scheinbar nebenbei erfolgt. Wir nennen diese Datenart „Körper-Reden“ (Kirchhoff 2016: 119f.). Es ist durch kurze Sätze oder Satzfragmente gekennzeichnet, richtet sich durchaus an andere Gruppenmitglieder, trägt dabei jedoch stellenweise die Züge einer Autokommunikation, eines ungerichteten Vor-sich-hin-Sprechens. Das „Körper-Reden“ nimmt das Prinzip der Collage auf sprachlicher Ebene auf und ist durch einen gleichermaßen zeigenden, verweisenden, mithin performativen Charakter gekennzeichnet. Als materialisierte Performanz des kulturell geformten Körpers entfaltet die Bilder-Collage im Folgenden eine katalysatorische Wirkung, indem sie nach ihrer Fertigstellung ein „Reden über den Körper“ ermöglicht (Kirchhoff 2016: 121f.). Darin sind SchülerInnen wie ForscherInnen gleichermaßen involviert: Beide erfahren die entstandenen Bildprodukte nun visuell, ‚lesen‘ in ihnen, entwickeln von ihnen ausgehend Fragen und erinnern Geschichten.

2 Die Dauer des einzelnen Gruppenwerkprozesses umfasst in der Regel etwa 90 Minuten, da die beteiligten SchülerInnen von der Schulleitung für eine Schul-Doppelstunde freigestellt werden.

3.3 Posieren, choreografieren, selbst inszenieren: das Gruppen-Selfie

Das fotografische Selbstporträt der Gruppen richtet am Ende des Gruppenwerkprozesses den Fokus auf die körperliche Inszenierung der SchülerInnen selbst. Es wird durch die ForscherInnen im Anschluss an jene Phase des Prozesses in Auftrag gegeben, in welcher die Collage produziert, das Reden der SchülerInnen durch („Körper-Reden“) und über den Körper bereits erfolgt, das Gespräch gesättigt ist. Damit konkludiert das Gruppen-Selfie den Gruppenwerkprozess, wobei ein Laptop mit besonderer Software zum Einsatz kommt, über dessen Spiegelfunktion die Jugendlichen ihre Selbstinszenierung kontrollieren können. In die Praktiken der Selfie-Produktion sind die mimetisch angeeigneten Körperbilder eingelassen und werden in der eigenen Darstellung wirksam. Das Selfie ist daher besonders aufschlussreich für das Verstehen von Praktiken der Identitätsbildung von Jugendlichen: Als „reflexive Bewegung“ erkundet und schafft das Selbstporträt „Facetten des Selbst“ und spiegelt so auch die Suche nach Identität (Mietzner 2005: 219).

3.4 Erleben und reflektieren: die Auswertung

Die Interpretationen der verbalen und der visuellen Daten erfolgen zunächst jeweils getrennt voneinander, um erst im Rahmen rekonstruktiver Fallbeschreibungen aufeinander bezogen zu werden. Dabei werden die Auswertungsschritte der Dokumentarischen Methode herangezogen (u. a. Bohnsack 2013), die hinsichtlich relevanter Diskussionsanteile nicht nur Auskunft darüber erteilen, *was* verhandelt wird, sondern *wie* dies erfolgt. Hierbei richtet sich der Fokus auf die Interaktion der DiskussionsteilnehmerInnen – auf die Diskursorganisation, womit sich den ForscherInnen zwei Datenquellen eröffnen: erstens der *Inhalt* je verschiedener Diskussionsphasen und zweitens die *Art und Weise*, in der die Diskussion gemeinsam entwickelt wird und Auskunft darüber gibt, in welchem Verhältnis die Gruppenmitglieder zueinander stehen. Damit kann auch rekonstruiert werden, welche Deutungen einer gelungenen Aufführung von Geschlecht durchgesetzt werden, wie und durch wen einander gegenüberstehende Positionen in eine Gruppenhaltung überführt werden. Hinsichtlich der visuellen Daten erfolgt ebenfalls eine Orientierung am Vorgehen der dokumentarischen Methode (u. a. Bohnsack 2009), über die hier nach dem *modus operandi* der Herstellung von Geschlecht in den Bildpraktiken der Jugendlichen gefragt wird. Das Vorgehen wird durch einen weiteren Schritt ergänzt, der sich an ein Verfahren von Breckner anlehnt und von dieser als Nachspüren der eigenen Wahrnehmung beschrieben wird (Breckner 2014). Die Collage gestaltet sich als äußerst komplexes Datum und ist vor allem hinsichtlich ihrer formalen Analyse nur schwer zu fassen. Indem die ForscherInnen ihrer leiblich-affektiven Wahrnehmung einen größeren Raum zugestehen bei der Analyse und letztere an Theorien binden, dürfen sie sich stärker auf ihr eigenes Bild-Erleben verlassen, als dies in anderen Verfahren vorgesehen ist. Auf diese Weise wird jenen Annahmen Rechnung getragen, dass Bilder auch in ihrer Wahrnehmung produziert und (zunächst) vor allem „körperlich erfahren werden“ (Wulf/Zirfas 2005: 14). Die ForscherInnen nehmen am Gruppenwerkprozess teil über dessen eigentlichen Vollzug hinaus, indem sie den eigenen Körper im Zuge der Interpretation als Co-Produzenten des Bildes berücksichtigen. Zu interpretieren bedeutet damit

auch zu selektieren, oder pointierter formuliert: Ein Bild zu sehen heißt immer auch, es zu „übersehen“ (Wulf/Zirfas 2005: 15).

4 Bilder und Diskussionsauszüge: ein Fallvergleich

Im Folgenden zeigen wir entlang von Auszügen zweier Fallbeispiele, inwiefern Körperbilder konstitutiv sind für die Herstellung von Geschlecht. Wir beginnen mit einer Beschreibung der „fußballbegeisterten Rapper“, um diese im Sinne einer maximalen Kontrastierung dem Fall der „wertkonservativen Tierliebhaberinnen“ gegenüberzustellen.

4.1 Die fußballbegeisterten Rapper³

Die *fußballbegeisterten Rapper* treffen wir im Werkraum einer ländlich gelegenen Hauptschule. Es handelt sich dabei um fünf Jungen der 7. Klasse im Alter zwischen 12 und 14 Jahren. Für die Gruppe ist typisch, dass sie „manchmal draußen rumhängen und so.“ Damit ist gemeint, dass die Gruppe in der Pause auf dem Schulhof z. B. Fußball spielt. Die Jungen „schreiben WhatsApp oder Facebook“, um sich auch außerschulisch zum Fußball zu verabreden. Als Freunde vertreten sie innerhalb ihrer Gruppe Werte wie Zusammenhalt, Verschwiegenheit und Loyalität, was bedeutet, dass sie „nicht über jemanden lästern“.

Dies bestätigt sich u. a. darin, dass die Gruppe eher ausweichend auf den Arbeitsauftrag der ForscherInnen reagiert, wenn diese zur Erstellung der Collage auffordern. Die explizite Fokussierung auf das äußere Erscheinungsbild wird hinsichtlich ihrer impliziten Bedeutsamkeit von Attraktivität relativiert. Die Reaktion der Jungen spitzt sich in der Äußerung des Schülers Em zu: „Aus-Aussehen ist mir eigentlich völlig egal“. Gleichzeitig beginnt die Gruppe jedoch damit, sich mit den ausgelegten Zeitschriften hoch motiviert, teils aufgeregt, zu beschäftigen. Attraktiv inszenierten Körpern, dem Äußeren, wird nun – auch in sexualisierter Weise – sehr wohl eine hohe Relevanz beigemessen, wie im Zuge des „Körper-Redens“ deutlich wird.

Dm: Cm, die wär was für Dich Alter. Blaue Augen, (unverständlich)
 Em: Guck ma hier.
 Dm: Ah Jennifer
 Bm: Oh Mann Air Max die sehen geil aus.
 Dm: Ah die braucht man! Zeig das! Sind die neu?
 Bm: Ja Mann.

Neben der sexuellen Attraktivität von „Jennifer“⁴ wird hier auch en passant die Bedeutung materieller Artefakte benannt, die in Form von Markenschuhen („Air Max“) Präferenzen für bestimmte Ästhetiken markieren und als Bestandteil ‚gelungener‘ Körper-

3 Wir sind uns des Problems bewusst, dass in der Namensgebung der Gruppen Geschlechterstereotype mitschwingen, jedoch ist dies nicht seitens der ForscherInnen intendiert, sondern Resultat fallrekonstruktiver Interpretationen, in denen für die jeweiligen Gruppen dominierende Orientierungen repräsentiert werden.

4 Wir gehen davon aus, dass die Schauspielerin Jennifer Lawrence gemeint ist.

aufführungen – auch im Sinne eines Statussymbols – unerlässlich sind: „Ah die braucht man!“ Beides wird auch im Rahmen der Collage sichtbar gemacht (s. Abb. 1).

Abbildung 1a und b: Collage der fußballbegeisterten Rapper



Quelle: DFG-Projekt: Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt (2014).

Generell ist die zweiseitige Collage dieser Gruppe durch eine hohe Dichte gekennzeichnet: Es wird überwiegend mit großformatigen Ausschnitten gearbeitet, die einander teilweise überlappen, mehr ausgerissen als ausgeschnitten zu sein scheinen. Auf den ersten Blick wirkt die Collage unübersichtlich und unruhig. Es ist keine einheitliche Perspektive zu erkennen, die Rückschlüsse zulässt etwa auf ein gemeinsames Vorgehen. Zudem bleibt eine Bezugnahme einzelner Elemente aufeinander – *prima vista* – unklar. Die Collage demonstriert⁵, dass hier eher individuelle Einzelinteressen durchgesetzt werden. Gleichwohl werden in dem Arrangement vergleichsweise homogene Relevanzen performiert: Beide Collagen-Teile bewegen Themenfelder wie Rapper-Welten, Sportlichkeit, heterosexuelle Partnerschaft und Wohlstand. Geschlecht wird in überwiegend stereotyper Weise dargestellt: Männlichkeit z. B. als ‚gangsterhafte‘ Darstellung in Form des starken Hip-Hop-Stars, oder im Kontext von Sport als trainierte bzw. optimierte Körper. In diesem Sinne ist Männlichkeit das Produkt äußerst präserter, dynamischer, teils durch Nacktheit heroisierter Körperbilder.⁶ Weiblichkeit wird vor allem als ‚hübsche‘ (s. Abb. 1b) Weiblichkeit hervorgebracht, insofern sie nicht mit einer aktiven Tätigkeit verbunden, sondern in Form kostümierter und posender Bemühungen um körperliches Wahrgenommen-Werden aufgeführt wird. Schönheit wird als über Kleidung und lange Haare hergestellte weibliche sowie über körperliche Stärke erzeugte männliche Attraktivität hergestellt. Die Abseitigkeit von Schönheit, welche in den beiden monsterhaft anmutenden Bildelementen zu sehen ist (s. Abb. 1a), verstärkt

⁵ Dies bestätigt sich auch in der vollständigen Aufnahme des „Körper-Redens“.

⁶ Im Rahmen des „Redens über den Körper“ (im Anschluss an die Collagen-Produktion) wird ein davon abweichendes Körperbild (junger Mann mit Kind) als negativer Gegenhorizont in die Collage eingebracht. Die Jungen bezeichnen diese abgebildete Figur in marginalisierender Weise als „schwul“.

ihre Bedeutung noch. In der Androgynität des ‚Hässlichen‘ verschwimmen die Grenzen zwischen den Geschlechtern. Dies setzt sich fort, wenn die Jungen in der Phase nach Erstellung der Collage über den Körper sprechen. Im folgenden Diskussionsausschnitt wird eine Begebenheit in der Umkleidekabine der schuleigenen Sporthalle erinnert. Es geht um die Bemühungen eines im Gruppenwerkprozesses nicht anwesenden Klassenkameraden, seinen Körper vor den Blicken der anderen zu schützen.

- Em: Der hat ja hier so so Striche, weil er so bisschen breiter is und dann
 Bm: ^LSchwangerschaftsstreifen.
 Em: der schämt sich umzuziehen. Er er zieht nur seine Hose an, er zieh-
 Bm: ^LDas hat der.
 Em: er will sich Sport – er will T-Shirt anziehen ähm ein Sport-T-Shirt, aber
 Bm: ^LUnd die Hose rutscht immer noch! (lacht)
 Y1: ^Lmhm
 Em: der lässt das andere T-Shirt aus seiner Schule an drunter (...) weil er will das weil er will sein Bauch glaub ich nicht zeigen, oder so.

Hier wird ein männlicher Körper konstruiert, der aufgrund seines Übergewichts und des Umgangs damit in den Fokus der Aufmerksamkeit gerät. Die „Striche“ werden nicht nur beschrieben, sondern als Abwertung verwendet. Über die nun eingeschobene Metapher der „Schwangerschaftsstreifen“ wird das Bild eines ad hoc angewachsenen Leibumfangs transportiert, der üblicherweise nur bei Frauen vorkommt. Der Mitschüler wird über seinen Körper ‚degradiert‘, indem dieser der weiblichen Sphäre zugeordnet wird. Über das Prinzip der Feminisierung wird mithin eine Marginalisierung bewirkt, die gleichzeitig das Weibliche als Abweichung vom Erwünschten, Normalen manifestiert. Auf diese Weise grenzt sich die Jungengruppe von dieser Art der Körperlichkeit ab, um sich der eigenen Männlichkeit zu versichern. Damit sind nun auch die folgenden Darstellungen *Ems* aller weiteren Praktiken des beobachteten Mitschülers zu verstehen. Der ungewöhnliche, von schulisch gerahmten Routinen offenbar abweichende Gebrauch des T-Shirts vor dem Sportunterricht kann so durch die Gruppe als schamhaftes Verhalten beschrieben werden. Auffällig ist, dass vor allem *Em* die Binnenperspektive des Mitschülers antizipiert, obwohl, oder gerade weil er sich selber an anderer Stelle als „dick“ bezeichnet (s. hierzu auch Abb. 2).

Die Gruppe positioniert sich gegenüber dem Ge-/Misslingen körperlicher Präsentation nicht nur über die Wahrnehmung fremder Körper, sondern auch über die Darstellung eigener Präferenzen und Praxen im Zuge der Herstellung von Schönheit. Letztere beziehen sich im Wesentlichen auf die Pflege des Körpers, vor allem der Kopfhaare.

- Em: Oder man darf keine fettigen Haare haben, ich finde das auch voll eklig.
 Am: Uäh!
 Y1: //mhm//
 Em: Oder Schuppen.
 Y1: //mhm//
 Bm: Also (.) ich würd mir jeden Tag die Haare waschen und so
 Y1: //mhm//
 Bm: Dann föhn ich die immer.

Zunächst ist hier erneut eine Distanzierung zu beobachten von Phänomenen, die als Ergebnis ‚misslungener‘ Praktiken bewertet werden kann („fettige Haare“, „Schuppen“). Diesmal wird allerdings kein Beispiel aus dem schulischen Umfeld herangezogen, sondern ein unbestimmter Fall konstruiert, der als Gegenentwurf zur eigenen Praxis dient. Die Gruppe verwendet das abschreckende Körperbild, um als Maßnahmen zur Vermeidung eines solchen auf etablierte eigene Alltagsrituale im Sinne eines (Vor-)Bildes zu verweisen. Damit wird die Zuständigkeit dafür, wie Körperlichkeit dargestellt und wahrgenommen wird, in adäquates Verhalten des je eigenen Selbst verortet. Bemerkenswert an dieser und vergleichbaren Stellen des Gruppenwerkprozesses ist, dass die unhinterfragbare Relevanz des einhergehenden Schönheitshandelns nicht geschlechtlich gerahmt wird.

Im Selfie wird die Bedeutung der ästhetisierenden Bearbeitung des Kopfhaars ebenfalls deutlich. Generell ist festzustellen, dass die Jungen im Zuge ihrer Körperinszenierung einen eher unauffälligen Eindruck machen. Die Präferenz eines auf muskulöser Stärke beruhenden, gangsterartigen Männlichkeitsstereotyps wird hier nicht (unmittelbar) sichtbar. Auffällig hingegen ist die Sorgfalt, die allem Anschein nach auf die Herstellung der Frisuren verwendet wurde, sowie die diesbezügliche Homogenität innerhalb der Gruppe: Die Kurzhaarfrisuren ihrer Mitglieder scheinen im Vorfeld in ähnlicher Weise geschnitten, gekämmt, teilweise mittels Haargel in die gewünschte Richtung geordnet worden zu sein. Männlichkeit wird hier allenfalls über die augenscheinliche Verhinderung der Überschreitung einer kurz bemessenen Haarlängen-Toleranz hergestellt.

Abbildung 2: Selfie der fußballbegeisterten Rapper



Quelle: DFG-Projekt: Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt (2014).

Bemerkenswert ist zudem die zentrale Positionierung des Jungen *Em*, dessen körperliche Präsenz im Vordergrund das Bild weitgehend dominiert. Während sich ohne Kenntnis seines Gesichtsausdrucks⁷ noch die Frage stellt, ob *Em* sich vor dem Hintergrund der Gruppe stark macht oder durch diese stark gemacht wird, ist dies mit Kenntnis seiner Mimik eindeutiger zu entscheiden. Unter Einbeziehung der Äußerungen hinsichtlich des zuvor als Übergewichtig identifizierten Mitschülers scheint hier eine Verkehrung praktiziert zu werden. Wurde dieser noch über eine feminisierende Metaphorik abgewertet, nutzt *Em* sein eigenes „dick sein“ als Material zur Selbstvergewisserung von Männlichkeit bzw. ihrer Herstellung. *Em* nimmt sich den Raum vor der Gruppe und er darf dies tun. Er muss trotz seiner zuvor noch als Abweichung von der Regel gerahmten Körperfülle nicht integriert werden, sondern nutzt die Sonderposition, um dies selber zu tun.

4.2 Die wertkonservativen Tierliebhaberinnen

Bei der Gruppe der *wertkonservativen Tierliebhaberinnen* handelt es sich um eine vierköpfige Gruppe der 7. Klasse eines konfessionell geführten Mädchengymnasiums. Im Verlauf des allgemeinen Diskussionsteils stellt sich heraus, dass drei der Mädchen – jene mit blonden Haaren – eng miteinander befreundet sind und das vierte Mädchen (auf dem Selfie als dunkelhaarig zu identifizieren, Abb. 4a/b) nicht zum Freundinnenkreis gehört. Die drei Erstgenannten bezeichnen sich als „Dreier-Pack“, das sich über die gemeinsame Beteiligung an einem Theaterstück in der 5. Klasse zusammengefunden hat: Das „Dreier-Pack“ unternimmt gerne viel zusammen, z. B. „Mädelsabende“, an denen Filme angeschaut werden. Sportliche und musikalische Interessen werden auch genannt, z. B. Reiten, Tanzen und Fußballspielen, wobei damit verbundene Tätigkeiten wegen der verschiedenen Interessenslagen nicht gemeinsam ausgeübt werden. Das vierte Mädchen betätigt sich ebenfalls gerne sportlich, jedoch eher informell. Während die Jungen dem Aufforderungsimpuls zur Erstellung der Collage durch die ForscherInnen zunächst durch eine Ausweichbewegung begegnen, beginnen die Mädchen ohne zu zögern mit deren Umsetzung. Die Betonung des äußeren Erscheinungsbildes darin scheint für diese Gruppe keine Irritation darzustellen.

Im Vergleich zur Collage der Jungengruppe fällt hier sofort die Übersichtlichkeit des hochformatigen Arrangements auf. Es strahlt Zurückhaltung aus. Die einheitliche Perspektive deutet darauf hin, dass hier gemeinsam und organisiert vorgegangen wurde. Beinahe vorsichtig wirkt die Anordnung von Bildelementen, sie berühren einander nicht. Die Darstellung vermittelt den Eindruck, als seien die Bildproduzentinnen darum bemüht, sich gegenseitig ‚ausreden‘ zu lassen. Gleichwohl verhalten sich die Bildelemente nicht beziehungslos zueinander: Über eine kreisförmig anmutende Komposition treten die Elemente dieser Collage wie Körper auf ‚Sichtkontakt‘ in Beziehung zueinander. Die Bezugnahmen sind in unterschiedlicher Weise lesbar: als diagonale Verbindungen, nebeneinander befindliche oder kreisförmige Zugehörigkeiten, die teilweise den Eindruck von Dynamik bewirken. Auffällig ist zudem, dass hier unterschiedliche Arten bildlicher Darstellungen zusammengeführt werden: Ausschnitte aus den vorge-

⁷ Aus Gründen der Anonymisierung wurden die Gesichter der Jugendlichen in größtmöglicher Weise unkenntlich gemacht.

Abbildung 3: Collage der wertkonservativen Tierliebhaberinnen



Quelle: DFG-Projekt: Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt (2015).

legten Zeitschriften werden kombiniert mit gezeichneten Symbolen und geschriebenen Worten, die mit verschiedenen Arten von Bedeutung belegt sind. Drücken die ersten vor allem Bewertungen aus, sind die zweiten eher als Bezeichnungen zu verstehen: Während etwa der Begriff des Reitens auf eine sportive Praktik verweist, drückt er in Kombination mit dem stilisierten Pferd und dem daneben befindlichen Herz-Symbol einerseits die Präferenz für diese Sportart aus, andererseits die Zuneigung zu Pferden. Dasselbe gilt für die Verbindung zwischen dem Herz-Symbol und dem abgebildeten Hund in der

Mitte der Anordnung.⁸ Hier werden Statements ikonisiert. Das dabei angewandte Prinzip der Kontrolle und der Reflexion wird auch sichtbar bei der Darstellung von Körpern: Während die Jungengruppe in ihrer Collage Männlichkeit und Weiblichkeit über eine überlappende Anhäufung von Darstellungen schöner und starker Körper in unverkennbar stereotyper Manier herstellt, erfolgt dies mit Blick auf die Mädchengruppe eher indirekt. Geschlecht bleibt unspezifisch und wird kontextualisiert durch öffentlichen Erfolg von SängerInnen, SchauspielerInnen, MusikerInnen und SportlerInnen hervorgebracht. Die Darstellung ihrer Attraktivität erfolgt in einer ‚sexuell lieben‘ Art und Weise, indem die Collage keine nackte Haut oder extreme Bekleidung präsentiert, sondern Erscheinungsbilder, die Natürlichkeit, Sportlichkeit und Gesundheit ausdrücken. Es werden zudem Ausschnitte aus Zeitschriften in die Collage integriert, die keine menschlichen oder tierischen Figuren abbilden bzw. solche, die als Statussymbole zu verstehen sind. So wird mittels eines Ausschnitts das Element Wasser verbildlicht, mit einem weiteren Herz-Symbol und dem Begriff „Meer“ in Verbindung gebracht. Wie sich in weiteren szenischen Anordnungen zeigt, wird die Frage seitens der ForscherInnen nach den bevorzugten Körperrepräsentationen durch die Schülerinnen über die Visualisierung einer ‚angemessenen‘ Lebensästhetik beantwortet, die nicht unmittelbar an Geschlecht und an die Darstellung humaner Körper gebunden ist. Gleichwohl sollte die Collage der Mädchengruppe nicht als Absage an eine Bedeutung der Attraktivität menschlicher Körper verstanden werden, wie folgender Auszug aus der Phase des „Körper-Redens“ belegt:

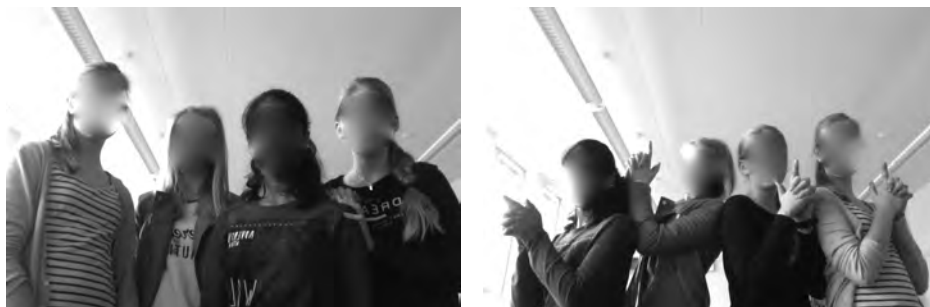
- Aw: Boah so was zum Beispiel. Is (...) doch nich hübsch, oder?
 Bw: Nein!
 Aw: Is voll nich (...) echt so, ne?
 Bw: Boah meine (...) das is ja schrecklich.
 Cw: ↳Das sieht aber mal scheiße aus, wie die guckt! ((lacht))
 Aw: ↳((lacht))
 Aw: Die is gar nich so hässlich.
 Bw: Find ich schon.

Die äußerst kritische Auseinandersetzung zweier Mädchen mit dem Bild eines offenbar weiblichen Körpers erfolgt hier unter Verwendung starker Begriffe („scheiße“) nicht mehr indirekt. Wie bei den Jungen geht es (mit Blick auf Weiblichkeit) darum, „hübsch“ zu sein, wobei hier auf den *Gesichtsdruck* fokussiert wird („wie die guckt“), nicht auf das Gesicht als an sich un/attraktives Körperteil. Die Bedeutung des körperlichen Ausdrucks wird des Weiteren stark gemacht während der Erstellung des Selfies. Die Aufforderung zum Selbstporträt wird von den Schülerinnen hoch erfreut aufgenommen:

8 Die Verbindung verschiedener materialer Elemente innerhalb des gesetzten Rahmens der Collage wird in der Kunsthistorik mit Blick auf ihre Entstehungsgeschichte und in Abgrenzung zu naturalistischen Malweisen als typisch für diese Bildart bezeichnet: „Das Einbeziehen von Buchstaben, Wörtern und Sätzen in das Bild hatte die Aufgabe, die Innovation des Bildes zu unterstreichen und bestätigte gleichzeitig die unvermeidliche Abwesenheit der repräsentativen visuellen Zeichenfunktion“ (Schaesberg 2004: 62f.). Dieser Hinweis, welcher die Substitution naturalistisch dargestellter Gegenstände („Zeichen“) durch abstrahierende Repräsentationen beschreibt, kann auf den Fall der Mädchengruppe bezogen werden. Dies bedeutet, dass die Praktiken der Bildproduktion hoch reflexiv bzw. kontrolliert und in diesem Sinne innovativ ausgeführt worden sind und umgekehrt ein gewisses Maß an Reflexivität erforderlich ist, um diese verstehend wahrzunehmen.

„Cw: Gruppen-Selfie! Kommt Leute!“⁹. Während die Jungen zwei Collagen produzieren, bieten die Mädchen nun zwei Varianten ihres Gruppen-Selfies an.

Abbildung 4a und 4b: Selfie der wertkonservativen Tierliebhaberinnen



Quelle: DFG-Projekt: Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt (2015).

Auffällig ist, dass beide Bilder durch ihre symmetrische Anordnung, starke Linienführung und dynamische Perspektivität gekennzeichnet sind. Auch hier wirkt die Komposition reflektiert und ruhig. Die in Zöpfen zusammengebundenen Haare der beiden äußeren (blonden) Mädchen auf dem linken Bild (Abb. 4a) unterstützen diesen Eindruck, indem sie die Gruppe – auf den je äußeren Schultern liegend – einzurahmen scheinen. Die Bedeutung der Kopfhare generell wird wie bei den Jungen während des „Sprechens über den Körper“ verbalisiert, hier jedoch erst im Angesicht des eigenen Spiegelbildes und in Form starker Selbstkritik:

Aw: Ja nochmal. Von unten sieht's wie sehen meine Haare sehen scheiße aus

Cw: Oh so so voll tussig: meine Haare.

Wie bereits in der Phase des Körper-Redens bewegen die Mädchen entlang eines Negativbeispiels die Frage nach ‚gelungenen‘ Körperinszenierungen. Dies entspricht insofern der Logik der Jungengruppe, als das Erwünschte mit Blick auf die Haare über einen negativen Gegenhorizont hergestellt wird. Im Gegensatz zu den Jungen konstruieren die Mädchen allerdings sich selbst als einen solchen. Der eigene Körper wird als ‚Worst-Practice‘-Beispiel vorangestellt und darüber hinaus als „tussig“ degradiert, was wir im Sinne einer übertriebenen Darstellung von Weiblichkeit verstehen. Auch hier

9 Bemerkenswert ist die Selbstläufigkeit, die das nun folgende ‚Posing‘ bestimmt. Dabei wird eine scheinbar festgelegte Abfolge der Variationen von Gestik und Mimik erprobt und – wie in weiteren Fällen – in mehr als einem Bild festgehalten. Die wiederholt zu beobachtende Abfolge von ‚erstem Versuch/Optimierung/Persiflierung‘ erweist sich als eine Choreografie ritualisierter Praktiken der Selbstdarstellung. Mit Mietzner formuliert, schließt diese an die Logik „filmischer Sequenz“ an (Mietzner 2005: 222), welche die Bedeutung des Filmischen – gegenwärtig z. B. des Videoportals Youtube – für jugendliche Lebenswelten unterstreicht. Die mimetische Nachahmung der AgentInnen-Pose belegt diese Überlegung eindrücklich (s. Abb. 4b).

wird Feminisierung als Vehikel für Abwertung eingesetzt. Entgegen der ersten Gruppe wird zudem keine Lösung angeboten, erst recht nicht über die Preisgabe ästhetisierender Körperpraktiken des Selbst. Bemerkenswert ist daher die Imitation der Agenten-Pose auf dem zweiten Selfie (s. Abb. 4b), die mindestens als eine Relativierung von („tussiger“) Weiblichkeit zu deuten ist oder – mehr noch – als spielerische Adaption männlich anmutender ‚Killer-Coolness‘ nach filmischem Vorbild. Während die Hervorbringung von Weiblichkeit hier als explizite Verwischung erfolgt, wird ein anderes Thema eindeutiger hervorgebracht: jenes der Integration. Auf dem linken Selfie (s. Abb. 4a) nimmt das Mädchen mit dunklen Haaren und dunkler Haut – in ähnlicher Weise wie oben *Em* mit seiner Körperfülle – eine Sonderposition innerhalb der Gruppe ein. Doch während *Em* seine Präsenz aktiv über die Gruppe als Hintergrund herzustellen scheint, erfolgt die exponierte Positionierung des Mädchens durch die Gruppe u. a., indem ihm die Mitschülerin auf der rechten Seite des Bildes als eine Geste der Verbindung die Hand auf die Schulter legt und es damit im Bildvordergrund fixiert. Mithin wird in den körperlichen Praktiken beider Selfies nicht nur die Herstellung von Geschlecht stark gemacht, sondern auch die Inszenierung von Zusammengehörigkeit, die – zumindest für den Augenblick der Bildentstehung – soziale Praxis ist.

5 Zusammenfassung und Ausblick

Die Fragestellung zielt auf Wahrnehmungs- und Darstellungspraktiken Jugendlicher, in denen Geschlecht hergestellt wird. Diese Praktiken werden durch Bilder beeinflusst, über Bilder verkörpert und in Bildern materialisiert. Unser Vorgehen hat sich damit in mehrfacher Hinsicht bewährt: In der methodischen Anlage des Gruppenwerkprozesses vereinen sich empirisch drei theoretische Perspektiven auf das Bild, die bislang getrennt voneinander verhandelt werden (s. Kapitel 2.2). Indem die Herstellung von Geschlecht als Prozess der Verkörperung in verschiedenen Bildpraxen beobachtbar wird, in denen sich Körper 1. wahrnehmend Bilder aneignen, auf dieser Basis 2. materiale Bilder produzieren und 3. darstellend in Bildern agieren, entsteht ein ‚gesampelter‘ Bildbegriff, innerhalb dessen die verschiedenen Dimensionen nicht mehr zu trennen sind. Damit erfolgt eine Aufwertung des Körpers gegenüber ausschließlich textbasierten Verfahren. Neben den verschiedenen Datenarten involviert der Gruppenwerkprozess weitere TeilnehmerInnen in seine Praktiken. Dazu zählen u. a. SchülerInnen und ForscherInnen, technologische Geräte wie Laptop, Aufnahmegerät und Räume. Die Reflexion des miteinander Wirkens dieser verschiedenen Entitäten als TeilnehmerInnen des Gruppenwerkprozesses gibt Hinweise darauf, wie, durch wen oder was die Inszenierungspraktiken der Jugendlichen beeinflusst werden, in denen Geschlecht ‚gemacht wird‘ (vertiefend u. a. Fritzsche 2007). Die ritualisierten Choreografien etwa beim Erstellen des Selfies sowie der selbstverständliche und kompetente Umgang mit der Technik lassen implizit Rückschlüsse zu auf die hohe Relevanz digitaler Räume für die Alltagspraxen von Jugendlichen. Laube identifiziert diese Räume in einer erneuerten Lesart von Goffmans Theatermetapher gewissermaßen als 2.0-Version der Vorder- und Hinterbühnen (Laube 2016: 290), auf denen Körper gegenwärtig (auch) Geschlecht inszenieren in Form von Bildern. Diese

praxeologische Perspektive gilt es mittels weiterer Interpretationen hinsichtlich ihrer empirischen Evidenz zu befragen.

Über das Prinzip fallinterner und -externer Komparation (u. a. Bohnsack 2007) werden Interpretationen von Daten aus – teilweise – je unterschiedlichen Phasen des Gruppenwerkprozesses aufeinander bezogen, um so gebündelt auf bestimmte Praxen der Gruppen zu schließen. Eine Praxis, die den vergeschlechtlichten Körper zur Aufführung bringt, ist hier die intensive Beschäftigung mit dem Kopfhair. Männlichkeit wird seitens der Jungen über sorgfältig frisierte und kurze Haare in verschiedenen Arten von Körperbildern ‚gemacht‘. Die Haare der SchülerInnen werden als Teile ihres Körpers zu DarstellerInnen von Geschlecht, indem sie u. a. über die Choreografien der Selbstinszenierung vor dem Bildschirm einen Bezug zur Außenwelt herstellen. Die hohe Bedeutung des Kopfhairs in Alltagspraxen geht in beiden Gruppen mit einer Verkörperung des Schönheitshandelns (Degele 2004) in Form eines „knowing how“ der Optimierung des Körpers einher. Gepflegte und schön inszenierte Haare werden als Gemeinsamkeit beider Gruppen sichtbar. Dies relativiert zunächst stereotype Differenzen zwischen den Geschlechtern insofern, als die Darstellung von Männlichkeit ebenso zur körperlichen Pflege und Verschönerung verpflichtet wird, wie dies im Hinblick auf Weiblichkeit ehemals gegeben ist (u. a. Meuser 2010). Gleichwohl arbeiten auch hier die Jungen und Mädchen auf unterschiedliche Weise an der Attraktivität des Körpers (vertiefend Penz 2010), um Geschlecht herzustellen.

Einen weiteren Befund stellen geschlechtlich konnotierte Praxen der Selbstvergewisserung dar, die sich in Körperbildern manifestieren. Das Prinzip der Feminisierung wird in Form von Metaphoriken als negativer Gegenhorizont sichtbar gemacht. Im Falle der Jungen mündet dies in das Bild der „Schwangeren“, im Falle der Mädchen in das Bild der „Tussi“. Die Jungen nutzen ein eher allgemeines Bild von Weiblichkeit zur Ausgrenzung und Abwertung eines Mitschülers. Dies trägt zur Marginalisierung der Männlichkeit des ‚Anderen‘ und zur Stabilisierung der eigenen Männlichkeit bei. Die Mädchen nutzen ein spezifisches, für sie zu extremes Bild von Weiblichkeit, das auf eine Überbetonung des Äußeren zielt, um sich einer anderen, als cool gераhten Form von Weiblichkeit zu vergewissern. In Anlehnung an Bourdieu (1997: 229) wird Weiblichkeit im Sinne eines Wahrgenommen-Seins durch das andere Geschlecht konstituiert. Das Bild der „Tussi“ pointiert aus Sicht der Gruppe die Bemühungen um dieses Wahrgenommen-Werden in ihrer Darstellung von Weiblichkeit in unangemessener Weise. ‚Coolen Mädchen‘ verbieten sich derart offensichtliche Bemühungen um die erwünschte Wahrnehmung ihrer Geschlechtlichkeit. Ihre Körperbilder sind jedoch durch die Abwertung des Weiblichen ähnlich an einer Aufwertung von Männlichkeit orientiert, wie dies bei den Jungen zu beobachten ist. In zukünftigen Forschungen kann es darum gehen, diese feinen Diversifizierungen weiblicher Körperbilder enger zu fassen und voneinander abzugrenzen.

Der Fallvergleich zeigt, dass Geschlecht in Bildpraxen von Jungen und Mädchen hergestellt wird, wobei im Bemühen um Selbstvergewisserung stereotyp anmutende Unterscheidungen zwischen den Geschlechtern sichtbar werden. Diese wurden durch das zur Verfügung gestellte Bildmaterial impulsiv zwar erst ermöglicht, jedoch positionieren sich die Jugendlichen beobachtbar in verschiedener Weise zu den Bildangeboten. Dass hier u. a. geschlechterstereotype Muster auch in neu entstehenden Körperbildern

überdauern, kann der Gruppenwerkprozess in den vielschichtigen Praxen des vergeschlechtlichten Körpers beobachtbar machen, indem er deren Bildlichkeit fokussiert und immer wieder vergleicht. Damit wird Geschlecht freilich (noch) nicht neu gedacht, hinsichtlich seiner theatralen Performanz (Wulf/Zirfas 2005) jedoch neu betrachtet. In diesem Sinne ist „Aussehen“ durchaus wichtig.

Literaturverzeichnis

- Bohnsack, Ralf (2007). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2009). *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2013). Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann & Arndt Michael Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis* (3. Aufl.), (S.75–98). Wiesbaden: VS. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_4
- Bourdieu, Pierre (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S.153–217). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Breckner, Roswitha (2014). Offenheit – Kontingenz – Grenze? Interpretation einer Porträtfotografie. In Michel R. Müller, Jürgen Raab & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Grenzen der Bildinterpretation* (S.123–153). Wiesbaden: VS. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-03996-7_7
- Bremer, Helmut (2005). *Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt. Ein Beitrag zur Methodenentwicklung in der typenbildenden Mentalitäts-, Habitus- und Milieuanalyse*. Münster, Hamburg, London: LIT.
- Burri, Regula Valérie (2008). Bilder als soziale Praxis: Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen. *Zeitschrift für Soziologie*, 37(4), 342–358. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2008-0404>
- Degele, Nina (2004). Bodification and Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln. *Sport und Gesellschaft*, 1(3), 244–268.
- Faulstich-Wieland, Hannelore; Weber, Martina & Willems, Katharina (2004). *Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen*. Weinheim: Juventa.
- Flaake, Karin (2001). *Körper, Sexualität und Geschlecht. Studien zur Adoleszenz junger Frauen*. Gießen: Psychosozial.
- Fischer-Lichte, Erika (2013). *Performativität. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Fritzsche, Bettina (2007). Sozialisation und Geschlecht in der Medienkultur. In Dagmar Hoffmann & Lothar Mikos (Hrsg.), *Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion* (S.167–184). Wiesbaden: VS. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90490-0_10
- Gildemeister, Regine (2010). *Geschlechterverhältnisse im Wandel. Empirische Vielfalt in resistenter Rahmung*. Baden-Baden: Nomos.
- Göppel, Rolf (2011). Erwachsen werden. Der pubertierende Körper aus bio-psycho-sozialer Perspektive. In Yvonne Niekrenz & Matthias D. Witte (Hrsg.), *Jugend und Körper. Leibliche Erfahrungswelten* (S.23–40). Weinheim: Juventa.
- Gugutzer, Robert (2014). Leibliche Praktiken der Geschlechterdifferenz. Eine neophänomenologische Kritik an der Körperpraxeologie in handlungstheoretischer Absicht. In Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf & Sylka Scholz (Hrsg.), *Wissen – Methode – Geschlecht:*

- Erfassen des fraglos Gegebenen. Zum Werk Michael Meusers* (S.91–106). Wiesbaden: Springer VS.
- Hirschauer, Stefan (1989). Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie*, 18(2), 100–118. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1989-0202>
- Hirschauer, Stefan (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In Karl H. Hörning & Julia Reuter Hörning (Hrsg.), *Doing Culture: neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 73–91). Bielefeld: transcript.
- Kanter, Heike (2015). Das Körpergedächtnis und die Rahmung von Bildern. Zur Gestaltung von öffentlichen Fotografien als Akte der Erinnerung. In Michael Heinlein, Oliver Dimbath, Larissa Schindler & Peter Wehling (Hrsg.), *Der Körper als soziales Gedächtnis* (S. 113–133). Wiesbaden: VS.
- Kirchoff, Nicole (2016). Reden über den Körper als Handlungsproblem von Schüler/innen. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 17(1/2), 107–131.
- Klein, Gabriele (2011). Zeitgenössische Choreografie: Textband. In Dies. (Hrsg.), *Choreografischer Baukasten* (S. 14–78). Bielefeld: transcript.
- Klika, Doyle & Kleynen, Thomas (2007). Adoleszente Selbstinszenierung in Text und Bild. In Barbara Friebertshäuser, Heide von Felden & Burkhard Schäffer (Hrsg.), *Bild und Text. Methoden und Methodologien visueller Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft* (S. 121–140). Opladen: Barbara Budrich.
- Laube, Stefan (2016). Goffman mediatisieren. Über das Zusammenspiel von Vorder- und Hinterbühne in digitalisierten Praktiken. In Hilmar Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 285–300). Bielefeld. transcript.
- Loos, Peter & Schäffer, Burkhard (2001). *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*. Wiesbaden: VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-93352-2>
- Meuser, Michael (2004). Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. *Sport und Gesellschaft*, 1(3), 197–218.
- Meuser, Michael (2010). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS.
- Meuser, Michael & Hahn, Kornelia (2002). *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*. Konstanz: UVK.
- Mietzner, Ulrike (2005). Inszenierungen des Selbst. In Christoph Wulf & Jörg Zirfas (Hrsg.), *Ikonologie des Performativen* (S. 218–231). München: Fink.
- Mietzner, Ulrike & Pilarczyk, Ulrike (2005). *Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Neumann-Braun, Klaus & Autenrieth, Ulla (2011). *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co*. Baden-Baden: Nomos.
- Penz, Otto (2010). *Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2003-0401>
- Rendtorff, Barbara (2008). Körper- und Geschlechterbilder im Jugendalter. In Karl-Siegbert Rehberg & Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006* (Band 2, S. 1777–1785). Frankfurt/Main: Campus. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssaar-152411>.
- Schaesberg, Petrus (2004). *Konzept der Collage. Paradigmenwechsel in der Entwicklung der Collage von Pablo Picasso bis Edward Ruscha*. München: Ludwig-Maximilians-Universität

München. Zugriff am 06. April 2017 unter https://edoc.ub.uni-muenchen.de/2372/1/Schaesberg_Petrus.pdf.

Simmel, Georg (1992). Exkurs über die Soziologie der Sinne. In Ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (S. 722–742). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Villa, Paula-Irene (2011). *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Wiesbaden: VS.

West, Candance & Zimmermann, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002>

Wulf, Christoph & Zirfas, Jörg (2005). Bild, Wahrnehmung und Phantasie. Performative Zusammenhänge. In Dies. (Hrsg.), *Ikonologie des Performativen* (S. 7–31). München: Fink.

Zu den Personen

Nicole Kirchhoff, Dipl.-Päd., TU Dortmund, Institut für Soziologie – Lehrgebiet „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie des Geschlechts und des Körpers, Jugend, Kindheit und Familie, Methoden der visuellen Soziologie.

Kontakt: TU Dortmund, Emil-Figge-Straße 50, 44227 Dortmund

E-Mail: nicole.kirchhoff@tu-dortmund.de

Benjamin Zander, Dr. phil., Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Sportwissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Entwicklungs- und Forschungsarbeiten zum lebensweltorientierten Sportunterricht und zur milieuspezifischen Handlungsbefähigung im und durch Sport, Forschung zum Sport im Ganztage und zur körper-, bewegungs- und sportbezogenen Sozialisation von Jugendlichen.

Kontakt: Georg-August-Universität, Sprangerweg 2, 37075 Göttingen

E-Mail: benjamin.zander@uni-goettingen.de

Anne-Laure Garcia, Ina Dietzsch

Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand. Epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“ am Beispiel des medizinischen Diskurses

Zusammenfassung

Im gesellschaftlichen Diskurs um das Stillen ist gegenwärtig, trotz fundierter sozialwissenschaftlicher Kritik, immer noch die Position als hegemonial zu bezeichnen, die das Stillen als die beste Form der Säuglingsernährung sieht. Um die Hintergründe für die Macht dieser Position besser verstehen zu können, befragt der Aufsatz medizinische Publikationen aus über einem Jahrhundert aus der wissenschaftstheoretischen Perspektive der französischen Epistemologie und zeichnet die sich darin zeigende Wissensordnung um das Stillen nach: Wie hat sich das Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand infolge der Verwissenschaftlichung der Medizin konstituiert? Wie wurde er im Kontext moderner Dichotomien zwischen dem Natürlichen und dem Sozialen positioniert? Welche Hierarchien wurden damit bedient, stabilisiert oder unterlaufen? Zentral für die Argumentation sind drei Erkenntnishindernisse im Sinne Gaston Bachelards, die im Untersuchungszeitraum des 19. Jahrhunderts eine Verschiebung des Gegenstands Stillen von einer natürlichen zu einer „natürlich sozialen Tatsache“ erschwerten: die Hybridität der Medizin als Disziplin, die kumulative Praxis der medizinischen Forschung und ihr Fokus auf die Mutter-Kind-Dyade.

Schlüsselwörter

Epistemologischer Bruch, Émile Durkheim, Gaston Bachelard, Stillen, Medizin

Summary

Breastfeeding. Epistemological reflection on medical discourses on a “naturally social fact”

Although the social sciences have over the years expressed well-founded criticism, in the contemporary public discourse in Germany breastfeeding is still considered to be the best way to feed a baby. In order to be able to better understand why this is the case, this article discusses material taken from the medical discourse in Germany during the late 19th and 20th century while exploring the potential of the epistemological concept of rupture, which originates in the French sociological tradition. The following questions will be answered: How was breastfeeding constituted as a scientific subject of research during the process of scientification of medicine? Where did this scientific subject of research end up caught between the social and the natural? What kinds of hierarchy were stabilized or subverted as a result? This line of reasoning sheds light on three epistemological obstacles which exacerbate breastfeeding shifting from being a natural to becoming a naturally social fact in the period investigated: medicine as a hybrid discipline, cumulative practices of medical research and its focus on the dyad of mother and child.

Keywords

epistemological rupture, Émile Durkheim, Gaston Bachelard, breastfeeding, medicine

1 Einleitung¹

In den vergangenen rund 100 Jahren hat sowohl das diskursive Feld um das Stillen als auch die gelebte Praxis mehrfach Verschiebungen und Paradigmenwechsel erfahren. Dennoch kann im Wesentlichen von zwei Lagern gesprochen werden, wobei die Position, dass Stillen die beste Form der Säuglingsernährung sei, als hegemonial zu bezeichnen ist. In Deutschland stellt so beispielsweise die aus Mitgliedern medizinischer Berufsverbände und stillfördernder Organisationen bestehende Nationale Stillkommission fest: „Muttermilch ist die natürliche und deshalb ideale Nahrung für Säuglinge“ (Bundesministerium für Risikobewertung 2016: o.S.). Stillen sei darüber hinaus aber nicht nur eine Ernährung, sondern auch „Nahrung für die Seele“ (Bundesministerium für Risikobewertung 2013: o.S.). Der emotionale Zusammenhalt zwischen Mutter und Kind werde damit ebenso gestärkt wie „die kindliche kognitive Entwicklung und Intelligenz“ (Bundesministerium für Risikobewertung 2016: o.S.). Dieses „Still-Normativ“ (Rose/Steinbeck 2015: 103) prägt Säuglingspflegeratgeber (u. a. Heimerdinger 2009: 103) ebenso wie die professionelle Stillberatung (u. a. Rose/Steinbeck 2015) und somit die Praxis von Eltern. Der zweite Strang des diskursiven Feldes thematisiert den hegemonialen Diskurs als Naturalisierung des Stillens und als gesellschaftlich konstruiertes Feld, in dem Macht unterschiedlich verteilt wird.² Mit Blick auf die Mutter-Kind-Dyade wird dabei kritisch festgestellt, dass die Konzentration auf das Wohlergehen des Kindes und die Optimierung seiner Entwicklungsumgebung zur Unterordnung des Wohles der Mutter führe (u. a. Freudenschuß 2012: 141; Heimerdinger 2016: 130). Mit Sicht auf Elternpaare wird zudem von „Traditionalisierungsfallen“ (Rüling 2008: 4479) gesprochen, wenn nach Familiengründungen die Arbeitsteilung aufgrund einer angenommenen natürlichen weiblichen Kompetenz zur Kinderbetreuung mit der biologischen Fähigkeit zum Gebären und zum Stillen begründet wird. Damit wird Stillen zu einem signifikanten Fall für die „Teilung der geschlechtlichen Arbeit und der geschlechtlichen Arbeitsteilung“ (Bourdieu 2005: 44), die mit Rekurs auf biologische Unterschiede weibliche Unterordnung legitimiert.³

Keine von diesen Diskurspositionen wird im Folgenden bezogen. Vielmehr wird mithilfe einer wissenschaftstheoretischen Perspektive ein Perspektivwechsel vorgenommen, der beide Stränge als Teil von spezifischen Wissensordnungen betrachtet, welche es genauer zu untersuchen gilt. Die Argumentation stützt sich dabei auf die vor allem für französischsprachige Soziolog*innen vertraute *épistémologie*. Bei der französischen

1 Wir möchten uns an dieser Stelle bei den Reviewer*innen für anregende Hinweise sowie beim Lektorat für eine kompetente Bearbeitung dieses Textes bedanken.

2 Der Begriff „Naturalisierung“ meint dabei nicht nur den Rekurs auf eine angenommene Ordnung der Natur als Erklärungsmuster für Asymmetrien und Ungleichheiten. Timo Heimerdinger bezeichnet ihn auch als „eine Art Kampfbegriff“ (Heimerdinger 2016: 127) im konstruktivistisch-orientierten Feminismus. Mit dem Begriff „Naturalisierung“ werden vor allem die Norm einer „guten Mutter“ sowie homo- und heterosoziale Hierarchien bzw. Herrschaftsverhältnisse kritisiert, die mit einer Biologisierung von Kultur und einer ahistorischen Betrachtung der Mutter-Kind-Dyade einhergehen (u. a. Vinken 2001; Seichter 2014).

3 Anzumerken ist dabei, dass eine Betrachtung dieser Asymmetrie im Sinne Bourdieus als symbolische Gewalt nicht mit einer „Viktimisierung der stillenden Mütter“ (Heimerdinger 2016: 135) vereinbar ist, sondern sich auf die Annahme einer legitimierenden und perpetuierenden Mitwirkung der Beherrschten stützt.

Epistemologie handelt es sich um eine Form von Wissenschaftstheorie, die die Ordnung von Wissen untersucht. Geleitet von der Grundannahme, dass sich Wissenschaftsdynamik durch sich wiederholende und notwendige Brüche strukturiert, untersucht die *épistémologie* Postulate, Gegenstandsdefinitionen, Forschungsdesigns und Schlussfolgerungen von wissenschaftlichen Studien im Zusammenhang mit Alltagsdenken und -erfahrung.⁴ Diese Perspektive lässt sich am Beispielfall des medizinischen Diskurses besonders gut anwenden, denn die Medizin erlebte im Europa des 19. Jahrhunderts eine symbolische Revolution, die Ähnlichkeiten mit den von französischen Wissenschaftstheoretikern bearbeiteten Fragen aufweist.

Auf der Grundlage des Konzepts des epistemologischen Bruchs ist es Ziel des folgenden Beitrags, die für die moderne Medizinwissenschaft konstitutive Wissensordnung zu skizzieren. Der erste Abschnitt des Beitrages entwickelt auf der Grundlage der Vorstellungen von Émile Durkheim und Gaston Bachelard zur Dynamik wissenschaftlichen Wissens eine theoretische Folie, aufgrund derer dann das Stillen im akademischen Diskurs von deutschsprachigen Mediziner*innen über eine Zeitspanne von etwa 100 Jahren untersucht werden kann. In einer langfristig angelegten vergleichenden Perspektive werden hierfür Veröffentlichungen medizinischer Expert*innen behandelt. Dabei wird folgenden epistemologisch interessanten Fragen nachgegangen: Wie hat sich das Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand infolge der Verwissenschaftlichung der Medizin⁵ im 19. und 20. Jahrhundert konstituiert? Wie wurde er im Kontext moderner Dichtomien zwischen dem Natürlichen und dem Sozialen positioniert? Welche Hierarchien wurden damit bedient, stabilisiert oder unterlaufen?

2 Der Bruch als zentrales Element wissenschaftlicher Erkenntnisdynamik in der französischen Epistemologie

Aus der in Frankreich wissenschaftshistorisch starken Verbindung zwischen Philosophie und Soziologie hat sich eine Tradition herausgebildet, die epistemologische Wachsamkeit zum obersten Prinzip erhebt. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Vorstellung einer „positiven“ Sozialwissenschaft zu entwickeln begonnen, die für die *école française de sociologie* charakteristisch war. Ein systematisches Verständnis verdankt die französische Soziologie vor allem Émile Durkheim (1858–1917). Dieser

4 Es wird dabei jedoch nicht davon ausgegangen, dass es „das Alltägliche“, „das Alltagsdenken“, „das Alltagswissen“ gäbe, das unveränderlich ist und allen menschlichen Akteur*innen auf gleiche Weise zur Verfügung steht. Hier deutet sich ein Weg an, der die nationalen Denktraditionen in Frankreich und Deutschland scheidet: Während sich in Deutschland mit Edmund Husserl und Alfred Schütz eine Perspektive durchzusetzen begann, die von einer gemeinsam geteilten Welt des Alltags ausgeht, bestritt Gaston Bachelard genau die Existenz einer solchen. Alltagswissen und Expertenwissen werden hier eher in einer relationalen Beziehung betrachtet, in der das eine das andere gestaltet (vgl. Diaz-Bone 2008).

5 Die jahrhundertelangen Diskussionen um Grenzziehungen zwischen Heilkunde, Philosophie, religiösem Glauben und Magie (vgl. Riedel 2004) rückten mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit der Medizin durch Ärzte nach der Aufklärung in den Hintergrund. Medizin sollte nun nicht mehr als Heilkunst, sondern als Wissenschaft definiert werden, indem die akademische Medizin „die naturwissenschaftliche Methode zur Methode der Medizin“ (Toellner 2016: 413) erhoben hatte.

bemühte sich um eine Neuverortung der Disziplin, indem er einen Paradigmenwechsel anstrebte (Durkheim 1965). Soziologisches Forschen sollte sich einerseits an ein Wissenschaftlichkeitsmuster anlehnen, das bis dahin vor allem in Physik, Chemie und Biologie vorherrschend war: Wissenschaftliches Wissen sollte aufgrund der Auswertung von empirischen Materialien produziert werden und kausal begründende Erklärungen liefern. Trotz dieser Neuanknüpfung an das in den Naturwissenschaften vorherrschende Paradigma strebte Durkheim andererseits auch eine wissenschaftliche Unabhängigkeit und Alleinstellung der Soziologie von allen anderen Disziplinen an. Gegenstand dieser als „positive Wissenschaft“ verstandenen Soziologie sollten „soziale Tatsachen“ sein, die von den forschenden Soziolog*innen nur durch einen Bruch mit dem in der Sozialisation erworbenen Vorwissen herausgearbeitet werden können. Deshalb begründete Durkheim sein Verständnis von Wissenschaftlichkeit auch darauf, solche Vorbegriffe und alltäglichen Anschauungen auszuschalten und durch rein wissenschaftliche Begriffe zu ersetzen. Im Gegensatz zur Methode des Experiments in den Naturwissenschaften sollte sich das Forschen auf vergleichsbasierte Denkeperimente beschränken, bei denen drei Strategien verfolgt werden können: (1) die Suche nach kausalen Zusammenhängen anhand systematischer Beobachtungen von konkomitanten Variationen, (2) die Gegenüberstellung unterschiedlicher Formen eines Phänomens in verschiedenen Gesellschaften im synchronen Vergleich, (3) das Nachzeichnen langfristiger Entwicklungen innerhalb einer Gesellschaft im diachronen Vergleich. Auch der Philosoph Gaston Bachelard (1884–1962) sah, aber in diesem Fall als eine Gemeinsamkeit aller wissenschaftlichen Disziplinen, die größte Herausforderung im „Gefängnis“ von lebensweltlichen Evidenzen“ (Diaz-Bone 2008: 42), aus dem Wissenschaft ausbrechen müsse, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Als Hürden im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess identifizierte er u. a. „primäre Erfahrung“ (Bachelard 1984: 54), aber auch überholtes wissenschaftliches Wissen. Um solche „Erkenntnishindernisse“ zu überwinden, riet Bachelard Wissenschaftler*innen zu einem epistemologischen Bruch mit sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft vertrauten Begriffen und Konzepten. Sein Plädoyer für solche abstrahierenden Denkopoperationen entspringt historisch einer Zeit, in der u. a. aufgrund der Entwicklungen der Quantenphysik klar wurde, dass das durch moderne Wissenschaft erzeugte Wissen auf eine Art abstrakt sein kann, in der es nicht mehr mit Praxis- oder Alltagswissen zu vermitteln ist.

Stillen aus dieser theoretischen Perspektive zu betrachten, erfordert erstens, dass die Autor*innen ihre eigene soziologische Position zum Thema klarstellen. Wenn wir das Nähren von Neugeborenen und Babys an einer weiblichen Brust hier als eine „natürlich soziale Tatsache“ bezeichnen, dann verstehen wir Stillen in einem Spannungsfeld zwischen Konstruktionen des Natürlichen und des Sozialen⁶, dessen Relationalität immer wieder neu erzeugt wird bzw. werden muss. Zweitens dient das Konzept des

6 Wobei entsprechend der Weiterentwicklung soziologischer Theorie „sozial“ Unterschiedliches bedeuten kann: Es kann, wie bei Marcel Mauss (1997), heißen, dass am Stillen neben biologischen auch psychische und soziologische Elemente, verschiedene soziale Akteur*innen und gesellschaftliche Prozesse beteiligt sind. Es kann nach konstruktivistischer Manier bedeuten, dass darüber hinaus die Stillpraxis eng mit kulturellen Vorstellungen verbunden ist, die sie mehr oder weniger als eine natürliche Tätigkeit erscheinen lassen. Und schließlich kann hier genauso eine Idee des Sozialen anschließen, die Stillen als ein Netzwerk von Menschen und Artefakten, menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen verstehen würde.

epistemologischen Bruches als Brille für die Untersuchung des Materials, indem immer wieder danach gefragt wird, inwieweit in den untersuchten medizinischen Publikationen mit herkömmlichem wissenschaftlichen wie Alltagswissen gebrochen wird bzw. wo konkrete Erkenntnishindernisse auszumachen sind. Dabei wird zudem von beständig wechselnden Übergängen zwischen alltäglichen und wissenschaftlichen Denk- und Erkenntnismustern ausgegangen. Potenzielle gesellschaftliche Grenzen der kulturellen Vermittelbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse und Hindernisse werden damit aufzeigbar.

Vor dem Hintergrund dieser wissenschaftstheoretischen Folie wird das Stillen im Folgenden als humanmedizinisch-wissenschaftlicher Gegenstand auf der Grundlage von 22 deutschsprachigen Veröffentlichungen⁷ untersucht, die das Thema behandeln und die durch Wissenschaftlichkeits- und/oder universitäre Wissensvermittlungsansprüche gekennzeichnet sind. Da es den Rahmen der Publikation sprengen würde, alle drei Forderungen Durkheims einzulösen, werden wir uns hier vor allem auf den diachronen Vergleich konzentrieren und die beiden anderen nur an besonderen Stellen streifen. Die zeitliche Auswahl der Quellen, die im späten 19. Jahrhundert beginnen und bis zur Jahrtausendwende⁸ reichen, basiert auf diesem Anspruch. Vor allem der Beginn in den 1890er-Jahren ist dabei von Bedeutung, weil sich die damaligen Autoren zu diesem Zeitpunkt in ihren Publikationen bereits als Mitglieder einer „selbstbewußt [sic] gewordenen Medizin“ (Toellner 2016: 411) präsentierten und in Deutschland der Etablierungsprozess der Medizin als akademische Wissenschaft weitgehend abgeschlossen war. Zudem hatte die Pädiatrie in den Jahrzehnten zuvor mit vielen neuen Erkenntnissen und Erfindungen dazu beigetragen, dass das Übertragen der Ernährungsaufgabe an eine Amme nicht mehr als Hauptalternative zum Selbststillen galt. Die Frauenbrust hatte Konkurrenz seitens der Babyflasche bekommen, die durch den Verkauf neuer Sterilisatoren als hygienischer betrachtet wurde und nun auch mit als gut verträglich geltender, chemisch transformierter Milch gefüllt werden konnte. Der Zugang zu Milchpumpen machte darüber hinaus die Ernährung mit Muttermilch potenziell delegierbar. Schließlich versprach die Weiterentwicklung von medizinischen Gerätschaften – wie zum Beispiel Warzenhütchen –, Schwierigkeiten bei der Stillhandlung zu reduzieren oder sogar aufzuheben, sodass die Diagnose „Hypogalaktie“⁹ nicht mehr als irreversibel betrachtet werden musste.

7 Es handelt sich hierbei um alle Publikationen der Staatsbibliothek zu Berlin von Mediziner*innen zum Thema Stillen zwischen 1894 und 2001. Die aufgrund der leitenden Frage ausgewählten Textpassagen wurden mithilfe einer qualitativ orientierten Diskursanalyse ausgewertet. Hierbei wird besonders auf hierarchisierende Vorstellungen geachtet, die manifest und nicht-manifest durch ‚Teilungen‘ – im Sinne von dichotomischen Kategorisierungen – hervorgebracht werden.

8 Diese zeitliche Grenze wurde aus forschungsökonomischen Gründen gezogen und dabei angenommen, dass 100 Jahre ausreichen, um in der humanmedizinisch-wissenschaftlichen Wissensordnung eine gewisse Stabilität nachzuweisen.

9 Unzureichende Milchproduktion durch die Brustdrüsen.

3 Die Oberhand der „Natur“ in der humanmedizinisch-wissenschaftlichen Ordnung des Stillwissens

Der Prozess der Verwissenschaftlichung des Stillwissens verlief parallel zu Neuverhandlungen über die Zuständigkeitsbereiche für die Definition der „Natur“. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren sich Medizin und Philosophie weitgehend einig, dass erstens ein gültiges Verständnis der Natur über die Vernunft zu erlangen und zweitens das „Natürliche“ hierarchisch über das „Unnatürliche“ zu stellen sei. Diese Hierarchie innerhalb der humanmedizinisch-wissenschaftlichen Wissensordnung in Deutschland wird im Fall des Stilldiskurses in der Unterscheidung von natürlicher und unnatürlicher Milch besonders anschaulich, in der die nicht-menschliche und somit für den menschlichen Säugling als nicht natürlich angesehene Milch der Muttermilch nach- bzw. untergeordnet wird (u. a. Meyer-Rüegg 1928: 193; Meyer/Nassau 1953: 125; Plenert/Lehnert 1976: 58; Bergmann/Bergmann/Hövels 1989: 95).¹⁰ Epistemologisch interessant ist es nun, herauszuarbeiten, wie diese hierarchische Teilung konkret in der Wissensordnung vor allem dann verhandelt wurde, wenn sich die Grenzziehung zwischen dem Natürlichen und dem Unnatürlichen komplexer darstellte und nicht so einfach mithilfe einer Differenzierung zwischen zwei Milch Kategorien nach Herkunft gelöst werden konnte. Einen solchen Fall stellt die wissenschaftliche Festlegung des „natürlichen“ Stillrhythmus dar. Die Grenzziehung stützte sich hier auf linear-kausale und zielorientierte Denkmuster. Eine Variante bestand darin, den Fokus auf den Verdauungskanal des Säuglings zu richten. Die Naturhaftigkeit eines Vier-Stunden-Still-Taktes wurde begründet, indem dieser Rhythmus ins Verhältnis zu einem in der gleichen Zeit beobachtbaren und messbaren Prozess des Verdauens innerhalb des Säuglingskörpers gesetzt wurde. Um die Jahrhundertwende argumentierte bspw. der Berliner Kinderarzt Max Pescatore:

„Erst nach dieser Zeit [die zwölf bis 24 Stunden bis zur ersten Nahrungsaufnahme] kann man [das Kind] an regelmässige Nahrungsaufnahme gewöhnen, und zwar an 5–6 Mahlzeiten täglich, alle 3–4 Stunden (je nach Vorschrift des Arztes). Häufigeres Anlegen, wie solches früher üblich war, ist jetzt als unnatürlich erkannt worden und wird mit Recht verworfen“ (Pescatore 1906: 42f.).

Der außerordentliche Professor an der Berliner Charité Bernhard Bendix, dessen pädiatrische Kenntnisse in seinem mehrfach aufgelegten und in mehrere Sprachen übersetzten „Lehrbuch für Kinderheilkunde“ veröffentlicht sind, lieferte darüber hinaus eine Einschätzung der mit einem Fehlverhalten verbundenen Risiken:

„Füllt man den Magen vor 3 Stunden wieder [...] mit neuem Nahrungsmaterial, so kommt es [...] zur Schwächung des Verdauungsapparates, zu Verdauungsstörungen, die bisweilen allmählich und schleichend, in anderen Fällen plötzlich und stürmisch die Gesundheit des Säuglings gefährden und seinen Tod herbeiführen können“ (Bendix 1907: 84).

¹⁰ Barbara Orland (2015) begründet diese Entwicklung mit der Hegemonie von bürgerlichen Geschlechterbildern und sozialer Distinktion, die auch über die Frage des Stillens bzw. Nichtstillens ausgetragen wurde. Da sich zur gleichen Zeit ein kapitalistischer Markt für Muttermilchsurgate entwickelte, wäre auch eine von technischer Fortschrittsgläubigkeit dominierte Präferenz für künstliche Säuglingsnahrung vorstellbar gewesen.

Auch wenn solche fatalen Folgen eines *allaitement à la demande* im Korpus nach dem ersten Weltkrieg nicht mehr erwähnt werden, bleibt die Forderung der akademischen Mediziner*innen ähnlich und bildet eine Opposition zwischen einem humanmedizinisch-wissenschaftlichen Verständnis von Natur durch Ärzt*innen einerseits und einer Fehlwahrnehmung der Mütter andererseits, deren Verstehen durch ihr „Gefühl“, ihren „Instinkt“ (Langstein 1907: 89) oder sogar ihren „Unverstand“ (Reuss 1929: 29) getrübt wird.

Die damit verbundene Hierarchie zwischen Professionellen und Lai*innen, die noch in aktuellen Untersuchungen über die ärztliche Praxis der Stillberatung beobachtbar ist, schreibt den Müttern „die Position der Lernbedürftigen“ (u. a. Ott/Seehaus 2010: 267) zu. Diese Machtbeziehung ist erstens historisch als ein Ausdruck der Geschlechterhierarchien im medizinischen Feld zu deuten. Die Professionalisierung des Arztberufs vollzog sich über eine vergeschlechtlichte Akademisierung, die bis zur Jahrhundertwende von einem Ausschluss der Frauen aus dem Medizinstudium im deutschen Reich begleitet war (Wetterer 2002). Die humanmedizinisch-wissenschaftliche Wissensordnung über das Stillen bildete sich also in einem Zeitraum heraus, als die Beziehung des Professionellen zur Ernährerin durch einen geschlechterhierarchisch geprägten „Anspruch wissenschaftlicher, ärztlicher und männlicher Autorität“ (Manz/Manz/Lennert 1997: 578) charakterisiert war. Die Opposition zwischen dem humanmedizinisch-wissenschaftlichen und dem mütterlichen Naturverständnis lässt sich zweitens als Hierarchie zwischen zeitgemäß-sachlich und archaisch-instinktiv interpretieren. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts ging diese Gegenüberstellung mit der Unterscheidung von Kultur- und Naturvölkern bzw. Zivilisation und ‚Primitiven‘ einher. So kritisieren der ehemalige Berliner Professor Ludwig F. Meyer, ein weltweit hoch anerkannter Ernährungsspezialist für Säuglinge, und sein ehemaliger Assistent, der Kinderarzt Erich Nassau, in ihrem Lehrbuch das Stillen nach Bedarf:

„Wir stehen also vor einer Rückkehr zu den Methoden des Stillens, wie sie noch vor 50-60 Jahren allgemein üblich waren und wie sie bei primitiven Völkern bis zum heutigen Tag bestehen. Der Wunsch, Unlustgefühle des Neugeborenen zu vermeiden, wird als wesentliche Begründung dieses Systems, das gleichsam eine Rückkehr zur Natur darstellt, angegeben“ (Meyer/Nassau 1953: 98).

Wenn auch die zivilisationshierarchisierende Prägung der Opposition nach und nach verschwunden ist, hat sich im gesamten Korpus eine Delegitimierung des von Generation zu Generation unter Frauen weitergegebenen Wissens perpetuiert. Die Vorstellung von archaischem Frauenwissen als weit überholt bzw. fehlerhaft im Verständnis der Natur bestätigen auch andere Untersuchungen (Toppe 1993; Seichter 2014; Wolf 2011).¹¹ Säuglingsernährung wird danach zwar als Muttersache verstanden, aber die ‚richtig natürliche‘ Stillpraxis wird auf der Basis des medizinisch-wissenschaftlichen Wissens definiert und muss durch die Mütter erlernt werden. Ein ähnliches Muster zur

11 Die Verknüpfung der beiden Deutungsmuster wird noch deutlicher im englischsprachigen Diskurs. Dort lässt sich feststellen, dass das Stillnormativ mit seiner Trennung von Kultur und Natur vor allem dazu diente, die Körper von schwarzen und proletarischen oder wenig gebildeten Frauen zu disziplinieren, deren Praktiken bürgerlichen Frauen als suspekt galten (Carter 1995). Dies führte u. a. dazu, dass „[n]on-white mothers in Britain have particular difficulties appreciating the celebration of ‘nature’ and ‘the natural’ in pro-breastfeeding discourse, as these terms are often used pejoratively to mean ‘primitive’ and ‘animalistic’ in other conversations about race“ (Wolf 2011: 13).

Sicherstellung der Oberhand der durch die Medizin definierten Natur beim Stillen lässt sich auch in Bezug auf die Mutter-Kind-Dyade beobachten. Die Hierarchie zwischen dem Natürlichen und dem Unnatürlichen wird hier schon um die Jahrhundertwende innerhalb einer Ursache-Wirkung-Beziehung erklärt:

„Wer nicht stillt, ist keine ganze Mutter. Das Stillen, durch die Natur geadelt, geheiligt, bei der die Mutter von ihrem eignen Saft in innigster Berührung von Körper zu Körper ihrem Kinde zu trinken gibt, entfacht es nicht erst recht eigentlich das Gefühl der tiefen Mutterliebe“ (Pescatore 1906: 36).

Die lineare Beziehung zwischen Säuglingsernährung und Mutterliebe wird später noch um eine weitere Komponente erweitert, indem das Stillen als Vorbedingung für die geistige Entwicklung des Kindes verstanden wird. Beispielsweise werden im jüngsten Text des Korpus „höhere Intelligenzquotienten“ und „bessere neurologische Entwicklungen“ bei Kindern, die als Säugling gestillt worden sind, nicht nur als „statistisch signifikante Zusammenhänge“ thematisiert, sondern auch als Kausalität, deren „Wirkungsmechanismus“ (Przyrembel 2001: 20) allerdings noch unbekannt ist oder nur vermutet werden kann.¹²

4 Herausforderungen für die medizinische Anerkennung des Stillens als soziale Tatsache

Obwohl Mediziner*innen in ihrem naturwissenschaftlich geprägten Ethos explizit anstreben, sich vom durch seine Selbstverständlichkeit legimierten und überzeugenden Alltagswissen zu lösen, sind reflektierende Überlegungen über potenzielle Übernahmen von Alltagsannahmen und -erfahrungen in die humanmedizinisch-wissenschaftliche Haltung im untersuchten Diskurs nur wenig konsequent oder sogar völlig abwesend.¹³ Mit dem Blick der Epistemologie lassen sich drei konstitutive Merkmale medizinischer Wissensproduktion ausmachen, mit denen dies erklärt werden kann: (1) die Orientierung an der alltäglichen Praxis in einer nach wie vor hybriden Disziplin, (2) das kumulative Wissenschaftsverständnis in der medizinischen Forschung und (3) der Fokus auf die Mutter-Kind-Dyade in der Säuglingsernährungsforschung.

Mit der Praxisorientierung des humanmedizinischen Diskurses ist gemeint, dass die akademische Medizin, obwohl sie die „ärztliche Kunst“ aus ihrem Wissensfeld

12 Die Biologisierung der Gefühle im humanmedizinisch-wissenschaftlichen Diskurs bringt also eine Hierarchisierung unter den Müttern mit sich – je nachdem, ob sie stillen oder nicht. Andere Konfigurationen als die Dyade erscheinen vor diesem Hintergrund zwangsläufig als Hürden für die bestmögliche Entwicklung des Kindes.

13 Eine Ausnahme bildet der Arzt und Direktor einer Hebammenanstalt Paul Baumm, der 1894 einen kritischen Blick auf die zu jener Zeit verfügbaren Veröffentlichungen deutschsprachiger Kollegen wirft: „Nirgends ist wohl das *post hoc* mit dem *propter hoc* häufiger verwechselt worden, nirgends hat ängstliche Fürsorge der theoretischen Kombination, oft mit Zuhilfenahme einiger Phantasien, freien Spielraum gelassen als gerade hier [bei der Formulierung von erfahrungsbasierten Annahmen über das Stillen]. Man wird daher wohlthun, solchen Erfahrungen [...] skeptisch gegenüber zu stehen“ (Baumm 1894: 1). Baumm betont mehrmals, dass die von ihm beobachteten Korrelationen nicht als Naturgesetz interpretiert werden sollten, weil die Untersuchungen unmöglich „unter absolut gleichen Bedingungen“ (Baumm 1894: 36) stattfinden können und er die Thesen von seinen Kollegen über die Wirkungsmechanismen daher so nicht übernehmen wolle.

„verbannt“ (vgl. Toellner 2016: 422) hat, Wissen liefert, welches auf verschiedene Anwendungskontexte hin aufbereitet sein muss. Im Fall des Stillens lässt sich eine solche Praxisorientierung beispielweise im Pendeln der Argumentationen zwischen zwei Prinzipien beobachten: dem Kosten-Nutzen-Prinzip und dem Vorsichtsprinzip. Wenn eine Empfehlung formuliert wird, weil die Vorteile¹⁴ größer als die Nachteile¹⁵ eingeschätzt werden, greift das erste Prinzip. Ein solches Kosten-Nutzen-Kalkül galt zum Beispiel lange für den Alkoholkonsum durch Stillende. So wurde das Trinken von größeren Biermengen um die Jahrhundertwende als förderlich für die Muttermilchbildung betrachtet (u. a. Biedert 1900: 127). Dieses wurde empfohlen, weil der erwartete Vorteil die Risiken eines Eindringens von Alkohol in den Kindeskörper überwiege (u. a. Pescatore 1906: 42). Nach einer Neubewertung der Risiken wurde nach dem ersten Weltkrieg der Konsum von alkoholischen Getränken dann als „nachteilig“ (Meyer-Rüegg 1928: 223) für die gestillten Kinder definiert. Den stillenden Müttern wurde nun Abstinenz vorgeschrieben (u. a. Plenert/Lehnert 1976: 74f.; Brüggmann/Manz/Schöch 1989: 30). Paradoxerweise gilt dies in der Bundesrepublik nach wie vor, obwohl seit über 30 Jahren die Ungefährlichkeit eines moderaten Alkoholgenußes nachgewiesen wurde (u. a. Bergmann/Bergmann/Hövels 1989: 38). Im Kontext von Selbstoptimierung (Bröckling 2007), individualisiertem Gesundheitsregime und entsprechendem Risikomanagement hat in der Gegenwart das Vorsichtsprinzip die Oberhand gewonnen, was den Alkoholkonsum der Stillenden betrifft. Schon der Verdacht, dass noch weitere unbekannte Risiken bestehen könnten, führt zur ärztlichen Aufforderung zu einem behutsamen Verhalten seitens der Stillenden.¹⁶

Ein zweites Merkmal medizinischer Wissensproduktion, welches eine reflexive Haltung und die notwendige Bruchdynamik im Sinne Bachelards erschwert, ist das kumulative Wissenschaftsverständnis. Die überwiegende Mehrheit der untersuchten Texte zeigt, dass sich ihre Verfasser*innen auf die Forschungsergebnisse anderer Ärzt*innen stützen, ohne deren Grundannahmen und Analysen kritisch zu reflektieren. Normative Hierarchisierungen konnten sich auf diese Weise unbemerkt von einer Veröffentlichung zur anderen fortpflanzen und weiterhin von den naturalisierenden Effekten profitieren, die damit einhergehen, Gegenstand naturwissenschaftlicher Analyse zu sein. Ein Beispiel im Kontext der Säuglingsernährung ist die Verwendung von Kurven, die das Gewicht und die Größe der Kinder je nach Alter klassifizieren. Unhinterfragt bleibt dabei, wie die Grenzen des Normalen definiert und welche Hierarchien durch diese Differenzierungen vermittelt werden. Anders gesagt: Vorbestehende medizinische Standpunkte werden nicht als das Ergebnis von Entscheidungen für eine Interpretation unter mehreren reflektiert, sondern als Vorwissen angenommen. Anzumerken ist auch, dass sich nur wenige Veröffentlichungen auf eine vergleichende Haltung stützen, um eine Distanzierung zu vorbestehendem Wissen herzustellen. Dabei ist vor allem ein diachro-

14 Interessant ist, dass auf der Seite der „Plus-Punkte“ nicht nur hygienische, körperliche oder psychische, sondern auch ökonomische, vorbereitungstechnische sowie ökologische Kriterien zu finden sind.

15 Nur selten ist explizit die Rede von „Nachteilen“. Falls doch, dann beziehen sie weder die üblichen Beschwerden bei den Stillenden noch den Standpunkt des zweiten Elternteils ein. Vielmehr werden vor allem organisationelle Schwierigkeiten infolge einer Mutter-Kind-Trennung thematisiert.

16 Eine Bewegung vom Vorsichtsprinzip zum Kosten-Nutzen-Kalkül ist auch möglich. Sie lässt sich z. B. in Bezug auf Umweltschadstoffe beobachten.

ner Blick auf die medizinischen Veröffentlichungen aus dem deutschsprachigen Raum eher selten. Um durch den Vergleich zu einer reflektierten Haltung zu gelangen, wird meist eine Gegenüberstellung mit zeitgenössischen medizinischen Veröffentlichungen aus anderen nationalen Kontexten vorgenommen. Zum Beispiel erklärt ein Professor für Kinderheilkunde:

„Als Studienmaterial dienen mir die einschlägigen Lehrbücher aus verschiedenen Sprachen, die ich seit Jahren gesammelt habe, und ferner die persönlichen Erfahrungen, die ich auf Auslandsreisen bei Gelegenheit von Besuchen in den verschiedensten Anstalten gemacht habe. Denn gerade dabei kommt es einem so recht zum Bewußtsein, welche krassen Differenzen nicht etwa in den Volkssitten, sondern in den Anschauungen der Universitätslehrer bestehen“ (Keller 1911: 3).

Im Fall der humanmedizinisch-wissenschaftlichen Säuglingsernährungsforschung lässt sich schließlich noch ein drittes Merkmal erkennen: der Fokus auf die Mutter-Kind-Dyade. Diese Engführung lässt sich schon im Deutschland der 1880er Jahre beobachten, als das steigende Interesse der Pädiatrie für die Erforschung der Säuglingsernährung wesentlich durch die mit dem beginnenden demografischen Übergang verkoppelte Angst vor einem „Untergang der Nation“ (Thoms 1994: 59) geprägt wurde. Die Beobachtung quantitativer Zusammenhänge zwischen Ernährung und Sterblichkeit von Neugeborenen und Babys¹⁷ machte aus dem Stillen durch die eigene Mutter den scheinbar besten Schutz vor frühzeitigen Todesfällen. Diese kausale Interpretation führte zu einem „rationalitätsorientierte[n] mechanistische[n] Bild der Mutter-Kind-Beziehung“ (Manz/Manz/Lennert 1997: 579) bei der Untersuchung der Versorgung des Kindes mit Nährstoffen, die im Laufe des 20. Jahrhunderts um psychische und psychosomatische Elemente erweitert wurde. Dabei blieb aber der Blick durchgehend auf die Mutter-Kind-Dyade gerichtet. Die verschwundene Amme bspw. wurde im Diskurs durch keine neuen Akteur*innen ersetzt. Weitere Mitverantwortliche – ob Vater, Großmutter, ältere Geschwister, Tagesmütter, Ärzt*innen oder Geburtshelfer*innen – fanden so nur wenig Beachtung¹⁸, was die Wahrnehmung des Stillens als soziale Tatsache weiterhin erschwerte.

17 Der Zusammenhang zwischen der Säuglingsmortalität und der Ernährung, der im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert beobachtet wurde, wird in aktuellen Veröffentlichungen in Verbindung mit den Vorbereitungs- und Verabreichungsverfahren der Säuglingsnahrung sowie mit den sozialen Positionen der Neugeborenen und Babys gebracht. Uneheliche Kinder hatten bspw. um die Jahrhundertwende höhere Risiken, aufgrund von bakterienverseuchtem Wasser oder unsterilen Babyflaschen zu erkranken und umzukommen (vgl. Thoms 1994).

18 Diese Reduktion auf die Mutter-Kind-Dyade lässt den Status des Kindes als Individuum und zugleich abhängiges Wesen im Unklaren. Dies ist eine Herausforderung für die medizinische Forschung, die prinzipiell als eine von statistischer Logik und einem Universalisierungsanspruch getragene Wissensproduktion charakterisiert werden kann, welche Individuen als Fälle untersucht und dann auf ganze Populationen schließt (Riedel 2004: 49).

5 Das stille Eindringen des Sozialen in die humanmedizinisch-wissenschaftliche Betrachtung der Säuglingsernährung

Die Medizin beansprucht naturwissenschaftliche Erkenntnis auf der einen Seite, beschränkt sich jedoch auf der anderen nicht auf Aussagen zu rein physiologischen Vorgängen. So wird auch Soziales in Form von Faktoren thematisiert, die das Stillen begünstigen bzw. ihm schaden. Angesprochen werden einerseits Elemente, die die Lebenssituation der Mutter-Kind-Dyade beeinflussen, wie bspw. die materielle Wohnsituation oder ein vom Zweiverdienermodell abhängiges Einkommen:

„Recht häufig sind es soziale Gründe, welche zum teilweisen Verzicht auf die Brusternährung Veranlassung geben. Die meisten Mütter, welche einen Beruf haben und von ihrer Hände Arbeit leben, sind [...] sechs bis acht Wochen nach der Entbindung gezwungen, ihre Kinder während ihrer Berufsstunden mit der Flasche ernähren zu lassen“ (Reuss 1929: 34).

Auf der Ebene der Akteur*innen wird andererseits z. B. der Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Stillverhalten thematisiert. Obwohl sich die Argumente innerhalb des untersuchten Zeitraums verschieben bzw. ändern, bleibt der Fokus auf dem Risiko von Fehlverhalten. So wird im Korpus sowohl höhere (u. a. Selter 1907: 102) als auch fehlende Bildung bzw. Intellektualität von Müttern als hinderlich für das Stillen betrachtet (u. a. Meyer/Nassau 1953: 95). Epistemologisch interessant ist, dass die sozialen Faktoren zwar angesprochen, aber den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen untergeordnet werden. Es fällt auf, dass im gesamten Zeitraum kaum Studien diskutiert werden, die das Stillen als „natürliche Tatsache“ aufgrund bestimmter sozialer Faktoren infrage stellen. So ist bspw. bekannt, dass die Unterschiede in Familien mit hohem kulturellen bzw. ökonomischen Kapital zwischen „natürlich“ und „künstlich“ ernährten Säuglingen im Hinblick auf Atemwegsinfekte, Allergien oder die motorische Entwicklung statistisch nicht signifikant sind (Bergmann/Bergmann/Hövels 1989: 34f.).¹⁹ Solche Forschungsergebnisse schaffen es jedoch nicht, in den medizinischen Diskurs aufgenommen oder dort kommentiert zu werden. Maximal führen sie zu Appellen an die Politik, die materielle Situation für Säuglinge in sozial schwachen Haushalten zu verbessern.

Vor dem Hintergrund der epistemologischen Überlegungen Durkheims und Bachelards kann schließlich beobachtet werden, dass der deutschsprachige medizinische Diskurs besonders in Bezug auf die sozialen Faktoren eine geringe Bruchdynamik aufweist. Die vorreflexive Übernahme von Alltagsverständnissen zeigt sich schon allein in der Bedeutung des Wortes *Stillen*. Ein synchroner Vergleich macht schnell deutlich, dass in der deutschen Sprache zwei verschiedene Elemente miteinander verbunden werden: die Frauenmilch und die Praktik der Brusternährung.²⁰ Mit dem Begriff verschmelzen zwei wissenschaftliche Gegenstände in einem, obwohl deren Verbindung nicht zwangsläufig in den medizinischen Diskurs hätte übernommen werden müssen. Bei der Verwendung

19 In diesem Text wird nichtsdestotrotz das Stillen empfohlen, denn es „ist in der Regel Ausdruck einer hohen Qualität der Zuwendung zum Kind“ (Bergmann/Bergmann/Hövels 1989: 40).

20 Im Gegenteil dazu betonen die englischen (*breastfeeding*), die französischen (*allaiter*) oder spanischen (*lactancia*) Äquivalente eines der beiden Elemente und blenden den anderen tendenziell aus.

des Wortes *Stillen* und somit auch bei der Konstruktion des Stillens als wissenschaftlichem Gegenstand wird neben der Produktion von Muttermilch in einem geschlechtlich konnotierten Körper automatisch eine Beziehung Stillende–Gestillte unterstellt, was es erschwert, den Vorgang, der durch die Drüsen Flüssigkeit produziert, und das Brustsaugen als wissenschaftliche Gegenstände getrennt voneinander zu behandeln. Die Alltagssprache schleicht sich hier mit ihrer Selbstverständlichkeit in das wissenschaftliche Denken ein und erschwert die Distanzierung von den vertrauten Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata. Um dies zu verhindern, plädierte Gaston Bachelard für eine „Neo-Sprache“ (Bachelard 1984: 216). Es ist anzunehmen, dass ein dezidiert fachspezifischer Wortschatz auch im Fall des Stillens andere Perspektivsetzungen und Relationen möglich machen würde, z. B.: (a) die Zusammensetzung von industriell hergestellter oder menschlicher Milch, (b) die ernährungsabhängigen Wirkmechanismen auf die hormonell bedingte Milchbildung durch die Brustdrüsen, (c) das Vorbeugen, Erkennen und Behandeln von Pathologien bei Ernährerin und Ernährten, (d) die Blick- und Körperkontakte beim Ernähren des Kleinkindes sowie (e) die geschlechtsrelevanten Interaktionen zwischen verschiedenen Sozialisationsagent*innen, wenn dem Kind vermittelt wird, dass es zur Ruhe kommen soll. Grundvoraussetzung für eine solche Reorganisation der Kognition wäre jedoch eine bruchhafte Dynamik gewesen, die die Grenzen zwischen Medizin-, Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften sprengt.

6 Ausblick

Eine Perspektive auf das Stillen als „natürlich soziale Tatsache“ mit Rekurs auf die französische Epistemologie anzulegen, hat dazu geführt, die im Kontext des Stillens humanmedizinisch-wissenschaftliche Wissensordnung im Untersuchungszeitraum als eine beschreiben zu können, die das „Natürliche“ hierarchisch über alles „Unnatürliche“ stellt. Während sich dieser Glaubenssatz als äußerst stabil erweist, sind die Inhalte und Argumente, mit denen die Trennungen zwischen natürlich und unnatürlich vorgenommen und begründet werden, flexibel. Definitionen des „Natürlichen“ verschieben und erneuern sich. Auch wenn sich also die Inhalte der Argumente beständig verändern – was in einem diachronen Vergleich, wie ihn Durkheim eingefordert hat, besonders augenfällig wird –, ändert dies an der inneren Logik, die der durch Mediziner*innen bestimmten ‚Natur‘ immer wieder die Oberhand gibt, nur wenig.

Auf der Ebene des humanmedizinisch-wissenschaftlichen Diskurses lassen sich für den Untersuchungszeitraum zudem drei Erkenntnishindernisse im Sinne Bachelards ausmachen, die dieser Wissensordnung zuarbeiten. Erstens stellt die Praxisorientierung der Medizin an das Wissen die Anforderung, sich innerhalb der Grenzen von kultureller Vermittelbarkeit zu bewegen. Es kommt in der Praxis zur Vermischung von Wissenschafts- und Alltagsexpertise. Das medizinische Wissen über das Stillen nähert sich daher nur begrenzt dem Ideal eines „rein“ akademischen naturwissenschaftlichen Wissens. Die kumulative Praxis macht zweitens das Stillwissen gegenüber Neuerungen träge. Drittens verhindert der Fokus auf die Mutter-Kind-Dyade, dass, obwohl Wissen über soziale Relationen und Prozesse durchaus Eingang findet, dies nicht in adäquater Komplexität erfolgt. Aufgrund dieser Ergebnisse plädieren wir für zukünftige Forschungen,

ganz im Sinne der französischen Epistemologie, auch in Bezug auf das Babyernähren als Forschungsgegenstand für mehr Mut, mit Gedankengebäuden zu experimentieren, die zunächst widerspenstig gegenüber dem bisher vertrauten Wissen erscheinen. Dabei wäre es zudem wünschenswert, die Grenzen zwischen medizinischer und sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion durchlässiger werden zu lassen, um neue analytische Perspektiven und Forschungsansätze zu ermöglichen.

Quellenverzeichnis

- Baumm, Paul (1894). *Die Frauenmilch, deren Veränderlichkeit und Einfluss auf die Säuglingsernährung*. Leipzig: Breitkopf und Härtel.
- Bendix, Bernhard (1907). Welche Grundsätze sollen die Mutter bei der Ernährung des Säuglings leiten? In Adolph Bangisky (Hrsg.), *Vorträge über Säuglingspflege und Säuglingsernährung* (S. 76–87). Berlin: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-642-99684-9_5
- Bergmann, Renate; Bergmann, Karl & Hövels, Otto (1989). Stillen als „alternative“ Ernährung? Eine Orientierungshilfe im Spannungsfeld zwischen Ideologie und Sachverhalten. In Eberhard Schmidt & Gerhard Schöch (Hrsg.), *Die Ernährung des Säuglings und Kindes* (S. 33–44). München: Hans Marseille Verlag.
- Biedert, Philipp (1900). *Die Kinderernährung im Säuglingsalter und die Pflege von Mutter und Kind* (4. Aufl.). Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Brüggemann, Jenny; Manz, Friedrich & Schöch, Gerhard (1989). Praktische Hinweise zum Stillen. In Eberhard Schmidt & Gerhard Schöch (Hrsg.), *Die Ernährung des Säuglings und Kindes* (S. 27–32). München: Hans Marseille.
- Heubner, Otto (1897). *Säuglingsernährung und Säuglingsspitäler*. Berlin: Hirschwald.
- Keller, Arthur (1911). *Die Lehre von der Säuglingsernährung*. Leipzig: Deutliche.
- Langstein, Leo (1907). Die Ernährung des Säuglings an der Brust. In Adolph Bangisky (Hrsg.), *Vorträge über Säuglingspflege und Säuglingsernährung* (S. 88–92). Berlin: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-642-99684-9_6
- Meyer, Ludwig F. & Nassau, Erich (1953). *Physiologie und Pathologie der Säuglingsernährung*. Basel: Krager.
- Meyer-Rüegg, Hans (1928). *Die Frau als Mutter* (14. Aufl.). Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Pescatore, Max (1906). *Pflege und Ernährung des Säuglings. Ein Leitfaden für Pflegerinnen*. Berlin: Springer.
- Plenert, Wolfgang & Lehnert, Ursula (1976). *Säuglingsernährung*. Leipzig: VEB Georg Thieme.
- Przyrembel, Hildegard (2001). Die Vorteile der Muttermilch. In Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Stillen und Muttermilchernährung* (S. 13–24). Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Reuss, August (1929). *Säuglingsernährung*. Wien, Berlin: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-7091-4712-2>
- Selter, Paul (1907). Der Wert der natürlichen Ernährung für die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. In Adolf Banginski (Hrsg.), *Vorträge über Säuglingspflege und Säuglingsernährung* (S. 93–104). Berlin: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-642-99684-9_7

Literaturverzeichnis

- Bachelard, Gaston (1984). *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis* (2. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bundesministerium für Risikobewertung (2013). *Stillen – Ernährung für Körper und Seele*. Zugriff am 17. Januar 2017 unter www.bfr.bund.de/de/presseinformation/2013/16/stillen__ernaehrung_fuer_koerper_und_seele-187045.html.
- Bundesministerium für Risikobewertung (2016). *Stillen – Fundament für eine nachhaltige Entwicklung*. Zugriff am 17. Januar 2017 unter www.bfr.bund.de/de/presseinformation/2016/39/stillen__fundament_fuer_eine_nachhaltige_entwicklung-198725.html.
- Carter, Pam (1995). *Feminism, Breasts, and Breast-Feeding*. New York: St. Martin Press. <https://doi.org/10.1057/9780230389533>
- Diaz-Bone, Rainer (2008). Die französische Epistemologie und ihre Revisionen: zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse. *Historical Social Research*, 33(1), 29–72.
- Durkheim, Émile (1965). *Die Regeln der soziologischen Methode* (2. Aufl.). Berlin: Luchterhand.
- Freudenschuß, Ina (2012). Vom Recht auf Stillen zur Pflicht der Mutter. Elemente eines globalen Stilldiskurses. *GENDER*, 3(4), 138–145.
- Heimerdinger, Timo (2009). Brust oder Flasche? – Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien. In Michael Simon, Thomas Hengartner, Timo Heimerdinger & Anne-Christin Lux (Hrsg.), *Bilder, Bücher, Bytes. Zur Medialität des Alltages* (S. 100–110). Münster: Waxmann.
- Heimerdinger, Timo (2016). Naturalisierung als Kampfbegriff. Zur diskursiven Konkretisierung des Mutterschaftsdilemmas. In Eva Tolasch & Rhea Seehaus (Hrsg.), *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge* (S. 125–140). Berlin: Verlag Barbara Budrich.
- Manz, Friedrich; Manz, Irmgard & Lennert, Thomas (1997). Zur Geschichte der ärztlichen Stillempfehlungen in Deutschland. *Monatsschrift für Kinderheilkunde*, 145, 572–587. <https://doi.org/10.1007/s001120050155>
- Mauss, Marcel (1997). Die Techniken des Körpers. In Marcel Mauss, *Soziologie und Anthropologie* (Bd. 2, S. 197–220). Frankfurt/Main: Fischer-Wissenschaft.
- Orland, Barbara (2015). Wissenschaft, Markt und Erfahrung. „Natürliche“ versus „künstliche“ Säuglingsernährung im 19. Jahrhundert. In Rhea Seehaus, Lotte Rose & Marga Günther (Hrsg.), *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft* (S. 291–306) Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Ott, Marion & Seehaus, Rhea (2010). Stillen – zum Wohle des Kindes. Reproduktion und Effekte von Stilldiskursen in Praktiken der Kindervorsorgeuntersuchungen. *Feministische Studien*, 2, 257–269.
- Riedel, Andreas (2004). *Das Leib-Seele-Verhältnis in der Medizin als Ausdruck des Verhältnisses von Wissenschaft und Unwissenschaft*. Würzburg: Ergon.
- Rose, Lotte & Steinbeck, Stephanie (2015). Die Ernährung des Säuglings an der Mutterbrust. Ethnographische Notizen zu einer Geschlechterasymmetrie qua Natur. In Rhea Seehaus,

- Lotte Rose & Marga Günther (Hrsg.), *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft* (S. 101–121). Berlin: Verlag Barbara Budrich.
- Rüling, Anneli (2008). Das Stillen: Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht? In Karl-Siegbert Rehberg & Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006* (S. 4774–4786). Frankfurt/Main: Campus Verlag. Zugriff am 27. April 2017 unter www.ssoar.info/ssoar/handle/document/18517.
- Seichter, Sabine (2014). *Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Thoms, Ulrike (1994). „Der Tod aus der Milchflasche“. Säuglingssterblichkeit und Säuglingsernährung im 19. und 20. Jahrhundert. In Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.), *Kein Kinderspiel. Das erste Lebensjahr* (S. 58–70). Münster: LWL Museumsamt für Westfalen.
- Toellner, Richard (2016). *Medizingeschichte als Aufklärungswissenschaft. Beiträge und Reden zur Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin vom 16.–21. Jahrhundert*. Berlin: Lit.
- Toppe, Sabine (1993). *Die Erziehung zur guten Mutter. Medizinisch-pädagogische Anleitungen zur Mutterschaft im 18. Jahrhundert*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg.
- Vinken, Barbara (2001). *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Wetterer, Angelika (2002). *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK Verlag.
- Wolf, Beth Joan (2011). *Is breast best? Taking on the breastfeeding experts and the new high stakes of motherhood*. New York: New York University Press.

Zu den Personen

Anne-Laure Garcia, Dr. rer. pol., 1982, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Technische Universität Dresden. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersozio­logie, Mutterschaftssoziologie und Soziologie des Arztberufs.

Kontakt: Technische Universität Dresden, Institut für Soziologie, Chemnitzer Straße 46a, 01187 Dresden

E-Mail: anne-laure.garcia@tu-dresden.de

Ina Dietzsch, Dr. phil., 1966, Privatdozentin und Lehrstuhlvertretung, Universität Basel. Arbeitsschwerpunkte: Wissensanthropologie, Mediatisierung und Digitalisierung im Alltag.

Kontakt: Universität Basel, Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Rheinsprung 9/11, 4051 Basel, Schweiz

E-Mail: ina.dietzsch@unibas.ch

Im toten Winkel – Genderdiskurs und Verkehrsmitteldesign

Zusammenfassung

Ziel des Beitrags ist, am Beispiel der Geschichte des Mobilitätsdiskurses das Gendering industrieller Massenprodukte im Fahrzeugbereich sowie dessen historische und gesellschaftliche Ausprägungen exemplarisch nachvollziehbar zu machen. Ausgangspunkt ist eine Definition von Design, die dessen diskursive Funktion fokussiert: Design selbst produziert Bedeutung und transportiert diese nicht nur. Vor diesem Hintergrund erfolgt ein diskursanalytischer Blick auf ‚Gendered Mobility‘ – vom historischen Geschlechterkampf ums Fahrrad bis zu Entwürfen von ‚Frauenautos‘ in der jüngeren Vergangenheit. Mittels einer solchen Analyse des gendered Mobilitätsdiskurses wird gezeigt, wie Design sowohl auf der Seite der Gestaltenden als auch auf der Seite der Konsumierenden an der performativen Herstellung von Geschlechtsidentität(en) und damit auch an der (Re-)Produktion der bestehenden, hierarchischen Geschlechterverhältnisse in der gegenwärtigen Wachstumsökonomie beteiligt ist – ein Vorgehen, das nicht auf Gender begrenzt ist, sondern auf weitere Diversitätsdimensionen und deren Intersektionen ausgeweitet werden kann.

Schlüsselwörter

Gendered Design, Diskursanalyse, Mobilität, Fahrrad, Auto

Summary

In the blind spot: Gender discourse and vehicle design

The article aims to analyse the gendering of industrial mass products in the automotive sector using the example of the mobility discourse and to shed light on its historical and social manifestations. The starting point is a definition of design which focuses on its discursive function: Design not only transports meanings but also produces them. Against this backdrop, a discourse analytical perspective is applied to “gendered mobility” – from the historical battle of the sexes around the bicycle to the design of “women’s cars” in the recent past. Based on such an analysis of the gendered mobility discourse, the article shows how design participates in the performative production of gender identity/identities and thus also in the (re-)production of existing hierarchical gender relations in the current growth economy, both on the part of the designers and consumers. This approach is not limited to gender but can be extended to further diversity dimensions and their intersections.

Keywords

gendered design, discourse analysis, mobility, bicycle, car

1 Einführung

Gendered Design, also die für Männer und Frauen unterschiedliche Gestaltung von Produkten, ist für uns so alltäglich wie selbstverständlich. Auch das Marketing nach Genderkriterien ist ein normaler Aspekt unserer Ökonomie. Denn das Gendersystem, nach dem wir uns, einer heterosexuellen und -normativen Matrix folgend, in Frauen und Männer aufteilen, bildet einen zentralen Anknüpfungspunkt für die Erzeugung von Bedürfnissen – und damit eine ideale Basis für die Vermarktung von Produkten. Als

Konsumentinnen und Konsumenten entscheiden wir aufgrund der gelernten kulturellen Codierung bei Formen, Farben und Texturen nach ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ bzw. danach, was gesellschaftlich für das jeweilige Geschlecht akzeptiert wird und was uns daher auch individuell akzeptabel erscheint. Hell/dunkel, eckig/rund, blau/rosa, rau/sanft, geometrisch/organisch, groß/klein usw. sind die Kriterien, von denen wir uns dabei leiten lassen. Ganz selbstverständlich wählen wir so die jeweils ‚richtigen‘ Kleider, Kosmetika, Spiel- und Fahrzeuge oder Einrichtungsgegenstände aus – inklusive der konventionellen Vorstellungen von Höher- und Minderwertigkeit, die diesen binären Begriffspaaren innewohnen (vgl. Kellner 1995: 61). Auf der Basis desselben kulturellen Alltagswissens, das diese Entscheidungen leitet, operieren auch Designerinnen und Designer.

Deshalb möchten wir am Beispiel eines Blicks in die Geschichte des gegenderten Mobilitätsdiskurses das Gendering industrieller Massenprodukte im Fahrzeugbereich betrachten und dessen historische (vertikal) und gesellschaftliche (horizontal) Ausprägungen exemplarisch-explorativ nachvollziehbar machen. Zuvor jedoch möchten wir klären, was eigentlich gemeint ist, wenn hier von Design die Rede ist, und in einem zweiten Schritt den Blick über die formale auf die diskursive Funktion von Design weiten. Zu untersuchen, welche Rolle Gender im Produktdesign spielt, kann nicht kontextlos erfolgen, weshalb wir in der Folge ‚Designing Gender‘ in Beziehung zum vorherrschenden ökonomischen System setzen. Vor diesem Hintergrund wagen wir einen Blick auf ‚Gendered Mobility‘, vom historischen Geschlechterkampf ums Fahrrad bis zu Entwürfen von ‚Frauenautos‘ in der Gegenwart.

2 Was verstehen wir hier unter Design?

Nach einer sehr allgemein gehaltenen Definition kann man heute unter Design die „Konzeption und Gestaltung aller künstlich hergestellten Produkte“ (Fiell/Fiell 2001: 4) verstehen. Etwa mit der Einführung arbeitsteiliger industrieller Produktionsmethoden verengte sich ein zunächst breiter gefasster Designbegriff (vgl. Pfeifer 2000: 216; vgl. auch Meier 2001c: 20) auf die Bedeutung des Entwurfs eines (Industrie-) Produkts (vgl. Godau 2003: 8; Hauffe 2002: 10; Heskett 1980). Im Sinne der genannten Definition bedeutet dies auch, dass es „im industriellen Kontext kein Nicht-Design geben“ (Godau 2003: 7) kann. Ergänzt werden muss dabei der Aspekt der optimalen funktionalen¹ Ausrichtung eines Entwurfs auf den Anwendungskontext, der Design nicht nur vom Kunstwerk unterscheidet, sondern auch von vielen Produkten reiner Ingenieurstätigkeit (vgl. Godau 2003; vgl. auch Reese 2005). Ein Verdienst dieser direkt aus der Produktionsform abgeleiteten Definition ist es, dass hier formal aus dem Prozess bestimmt wird, was Design *ist* und nicht zugleich festgelegt wird, was es *soll*.

1 ‚Funktional‘ wird hier mit Ettore Sottsass als der „Schnittpunkt zwischen Objekt und Leben“ (Ettore Sottsass zit. nach: Godau 2003: 19) verstanden.

3 Was ist die diskursive Funktion von Design?

Die in der Definition von Design als „Konzeption und Gestaltung aller künstlich hergestellten Produkte“ (Fiell/Fiell 2001: 4) implizit schon angelegte kulturell-kommunikative Seite von Design wollen wir im Folgenden herausarbeiten. Denn die gestalterische Tätigkeit der Produktdesignerin bzw. des Produktdesigners ist nicht Ausdruck eines rein subjektiv-schöpferischen Prozesses von Individuen, sondern sie ist immer auch sozial: Der gestaltete Gegenstand verweist auf die Gesellschaft, die den Kontext seiner Hervorbringung (z. B. als industrielles Massenprodukt) und seiner Wirkung bildet (etwa als Handelsware, Statussymbol oder Gebrauchsgegenstand). Diese Eingebundenheit in den sozialen Kontext seiner Produktion und Rezeption macht das gestaltete Objekt zum wichtigen Träger gesellschaftlicher Bedeutung (vgl. Kirkham/Attfield 1996; vgl. auch Meier 2001a), die weit über seine jeweilige Produkt-Funktion im engeren Sinne hinausweist: Zur rein denotativen Komponente des Produkts (z. B. als Sitzgelegenheit) kommt eine je nach Kontext unterschiedliche konnotative Komponente hinzu (etwa als Chefessel) (vgl. auch Schmidt 2001: 46). Innerhalb einer Kultur sind solche Bedeutungen von Objekten nur intersubjektiv erfassbar – d. h., der Sinn bzw. die z. B. soziale Funktion des gestalteten Objekts ist erst aufgrund der gemeinsamen „Konventionen der Sinnstiftung“ (Bal 2002: 118) den Angehörigen einer Gesellschaft verständlich. Denn obwohl das individuelle Subjekt sowohl bei der Herstellung wie bei der Rezeption und Nutzung eines Objekts am Anfang bzw. Ende einer sinnstiftenden Kommunikationskette steht, muss in beiden Prozessen jedes „erzeugte und interpretierte Objekt material (objektiv) wie diskursiv (semiotisch, also qua Sinn) zugänglich“ (Bal 2002: 118) sein. Mit anderen Worten: Dem Verständnis greifbar werden Gegenstände (im materiellen Sinne) dadurch, dass sie immer auch Gegenstand (im übertragenen Sinne) gemeinsamer sozialer und kultureller Wissensbestände bzw. Narrationen sind (vgl. auch Schmidt 2001: 46f.). Diese Narrationen bilden die Basis für das vielschichtige Wechselverhältnis zwischen dem Subjektiven und dem Intersubjektiven und verleihen dem Designprozess und seinen Ergebnissen erst ihren jeweiligen Sinn: Eine „Produktsprache“ (Bürdek 1991: 227) als relativ stabiles, sozial verbindliches Zeichensystem entsteht (vgl. Selle 1978: 222). Selle beschreibt das „Erlernen‘ bestimmter Produktsprachen und die Identifikation mit einem besonderen kulturellen Code [...] als Vorgang der kulturellen Sozialisation“ (Selle 1978: 222). Entgegen dem Credo des Funktionalismus, dass die Form der Funktion folge („form follows function“, Sullivan 1896), vertreten wir daher hier mit Eco (1972) die Position, dass es bei Artefakten keinen unvermittelten Zusammenhang zwischen gestalteter Form und Funktion gibt (vgl. Bürdek 1991: 54ff.), sondern dass Formen im Zusammenhang des Produktdesigns vielmehr „Konventionen für Funktionen“ und „wie Zeichen gesetzt“ (Scholz 1989: 66) sind. Die Analyse der Bedeutung(en) gestalteter Objekte muss daher immer auch auf der Folie unserer gesellschaftlichen Narrationen stattfinden, d. h., sie muss nicht nur den technologischen und designgeschichtlichen, sondern ebenso den jeweiligen sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Kontext mit einbeziehen (vgl. Fiell/Fiell 2001: 5). Das heißt auch: Zu den Basis-Funktionen des Designs – „1. seiner praktischen, technischen Funktion, 2. seiner ästhetischen Funktion und 3. seiner symbolischen Funktion“ (Hauffe 2002: 17) – muss auch seine in einem weiteren Sinne *diskursive* Funktion hinzugerechnet werden (vgl. Bürdek 1991: 217ff.).

Denn Design transportiert Bedeutung nicht nur, es produziert sie auch. Mit den Worten Bonsieppes: „Ebenso wie die Sprache neue Wirklichkeiten schafft, bringt auch das Design neue Wirklichkeiten hervor“ (Bonsieppe 1996: 223). Designforschung kann daher nicht nur die formalen Eigenschaften seriell gefertigter Objekte untersuchen. Denn das fertige Produkt/Objekt stellt die kristallisierte Form des Prozesses der Bedeutungskonstruktion im Entwurfs- und Gestaltungsprozess dar – eine Art materieller Schnittpunkt zwischen dem Subjektiven und dem Intersubjektiven.

4 Design, Theorie und Gender

Eine verstärkte Betrachtung der sozialen Auswirkungen von Design entwickelte sich in Deutschland bereits Mitte der 1960er-Jahre aus der Frankfurter Schule heraus. Dabei stand insbesondere die Kritik am Funktionalismus als für Leib und Seele schädliche und ‚lebensfeindliche‘ Gestaltungsideologie im Vordergrund.² Auch die essentialistisch-idealisierte Gegenüberstellung einer „feminin-irrationalen Gestaltung“ (Werner Nehls zit. nach Bürdek 1991: 57) gehörte in den 1960er-Jahren zur Kritik am Funktionalismus insbesondere des Bauhauses und der HfG Ulm.

Bezogen auf die ökonomischen Verhältnisse ist in den 1970er-Jahren eine historisch-kontextualisierende Perspektive in die Untersuchung von Design einbezogen worden: Die Analysen neomarxistischer Theoretiker wie Haug, die den Blick auf die Funktionen von Design in gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen richteten (Haug 1971: 60ff., 174f.), fanden seinerzeit weithin Beachtung (vgl. Bürdek 1991: 56; vgl. auch Hauffe 2002: 140). Seit den 1970er-Jahren sind es zudem ökologische Fragen, die bis heute immer wieder im Zentrum von Überlegungen zu einer Design-Ethik bzw. zur gesellschaftlichen Bedeutung von Design stehen (vgl. IDZ 1972; Rektor der Burg Giebichenstein 1994). Parallel dazu prägen auch aus dem Marketing abgeleitete Herangehensweisen die Debatten über die Möglichkeiten und Aufgaben von Design. Im anglo-amerikanischen Raum haben, anders als in Deutschland, kontextualisierende Ansätze im Rahmen der Design-Geschichte in den vergangenen 35 Jahren eine große Konjunktur erlebt. Dabei stand vor allem die Untersuchung der Produktions- und Konsumverhältnisse im Zentrum des Interesses.³ In diesem Zusammenhang und unter dem Einfluss der Cultural Studies und insbesondere der Gender Studies geriet auch die Kategorie Geschlecht zunehmend ins Blickfeld sozialwissenschaftlicher Design-Analysen (vgl. etwa die Beiträge in Kirkham 1996a). Denn Gender durchzieht unsere kulturellen Narrationen und gesellschaftlichen Verhältnisse im gleichen Maße wie unsere individuellen Identitätskonstruktionen. Und in allen diesen miteinander verwobenen Bereichen spielen gestaltete Objekte als Träger von Bedeutung eine wichtige Rolle.

Zu untersuchen, welche Rolle Gender im Produktdesign spielt, kann unter diesen Prämissen also nicht bedeuten, nach einer etwaigen ‚typisch‘ männlichen oder weibli-

2 Stellvertretend für viele steht hier Adornos Vortrag vor dem Deutschen Werkbund: „Funktionalismus heute“ von 1965 (Adorno 2003: 381).

3 Der Blick auf das einzelne Design-Objekt war hingegen mit dem Verdacht wissenschaftlich wenig ergiebiger, rein subjektiver ‚Kennerschafts‘-Äußerungen belegt. Diese Auffassung hat sich aufgrund der Rezeption postmoderner Theorien erneut gewandelt (vgl. Kirkham 1996b: xi).

chen ‚Handschrift‘ im Design zu suchen – also danach, wie sich das Geschlecht des Designers oder der Designerin in ihren jeweiligen Entwürfen ‚niederschlägt‘. Hier scheinen sozialkonstruktivistische Ansätze (vgl. Launius/Hassel 2015; vgl. auch Schmidt 2001: 46), nach denen ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ überhaupt nicht als essenzielle Kategorien verstanden werden, erkenntnisträchtiger.

Folgen wir daher einem Verständnis von Geschlecht als einer wandelbaren sozialen Konstruktion, deren Komponenten wir in unseren alltäglichen Handlungen immer wieder neu herstellen – Doing Gender (vgl. Kotthoff 2002: 2) – und die sich wechselseitig bedingen, so ist in diesem grundsätzlich relationalen Verständnis von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ als ‚Begriffspaar‘ und binäres Ordnungsprinzip Geschlecht nicht nur individuell, sondern auch „im Sinne einer Dimension von Gesellschaftsverhältnissen [...] im weitesten Sinne als Grundprinzip gesellschaftlicher Ordnung“ (Frey 2003: 26) zu sehen. Das heißt: Wir bestimmen unsere Geschlechtsidentität(en) nicht nur immer wieder neu bzw. festigen sie, sondern wir tun dies im Rahmen einer gesellschaftlichen Ordnung. Die Bewertung unserer Handlungen hängt stets von den im konkreten historischen Moment herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen und den zugehörigen kulturellen Codes ab – den überlieferten, gemeinsamen „Konventionen der Sinnstiftung“ (Bal 2002: 118). Diesem Verständnis von Geschlecht als dynamischer sozialer Konstruktion entsprechend, werden wir Gender im Folgenden als Synonym für Geschlechterverhältnisse verwenden.

Wenn nun die Geschlechterverhältnisse die Rahmenbedingungen darstellen, in denen sich unsere individuelle und kollektive Identitätsbildung vollzieht, dann hat auch die Gestaltung von für Frauen und Männer jeweils ‚richtigen‘ Produkten direkt mit den Rahmenbedingungen dieser Identitätsbildung zu tun: Design hat Teil an der performativen Erzeugung vergeschlechtlichter Identität, sowohl auf Seiten der Gestalterinnen und Gestalter wie auf Seiten und Konsumentinnen und Konsumenten. Damit ist Gendered Design Teil und Ausdruck der strategischen Verteilung von Macht in unserer Gesellschaft: der Macht, Bedeutung herzustellen.

5 Designing Gender in der Wachstumsökonomie

Zentrale Fragen einer Analyse von Gendered Design sollten daher sein: Wie viel Doing Gender steckt in unserem Umgang mit Objekten und im Prozess ihrer Gestaltung? Welche Geschlechterstereotypen transportiert das Design unserer Produktumwelt in unser Leben als Konsumentinnen und Konsumenten, Besitzerinnen und Besitzer (vgl. Kirkham/Attfield 1996: 2) oder eben als Gestalterinnen und Gestalter? Die Klärung dieser Fragen gelingt am besten am konkreten Objekt: durch die theoriegeleitete Untersuchung von Produkten bzw. Produktgruppen. Das Design von Produkten nicht im ‚luftleeren Raum‘ zu untersuchen, sondern in seinem gesellschaftlichen Kontext, bedeutet in unserer Gesellschaft vor allem: im Kontext des Warenkonsums. Denn der Großteil der uns heute umgebenden gestalteten Alltagsobjekte entsteht unter dem Primat ihrer Vermarktbarkeit (vgl. Bürdek 1991: 10). Der Effekt dieses Zusammenspiels von Design und Marketing zeigt sich in der großen Bandbreite der Designs ganz alltäglicher Objekte: Die entsprechende Vielfalt ist unter einer auf die praktischen Bedürfnisse beschränkten

bzw. funktionalistischen Perspektive nicht zu erklären. Gerade die gegenderte Gestaltung von Alltagsprodukten, wie etwa Rasierapparaten, geht bei Form- und Farbgebung bisweilen sogar an die Grenzen der Karikatur dessen, was in unserer Gesellschaft als ‚männlich‘ bzw. als ‚weiblich‘ gilt, nur um einem gerade im Bereich der Körperpflegeprodukte besonders starken Geschlechter-Marketing gerecht zu werden. Das gewählte Beispiel ist dabei keineswegs trivial, sondern es macht ein im Produktdesign weit verbreitetes Phänomen besonders plastisch erfahrbar.

Wenn es also ein Merkmal des Designs von Konsumgütern ist, den Produkten ausdrücklich eine (z. B. vergeschlechtlichte) Bedeutung etwa im Sinne des Marketings mitzugeben, dann können wir nun darüber nachdenken, die eingangs angeführte Definition von Design (Fiell/Fiell 2001: 4) mit Julius Lengert um eine intentionale Komponente zu erweitern: „Design ist das bewußte Erzeugen einer Wirkung durch die Produktgestalt. Gestalt ist die Summe aller sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften eines Produktes“ (Julius Lengert zit. nach Reese 2005: 8; vgl. auch Funk 2002: 21) – und diese wirkmächtige Produktgestalt richtet sich an klar umrissene Zielgruppen. Denn wir schreiben dem Kauf oder Besitz eines bestimmten Produktes auch eine persönliche Bedeutung zu und nutzen es als Material unserer persönlichen Identitätskonstruktionen. Eine wesentliche, der Produktgestalt zuschreibbare Wirkung liegt folglich darin, dass Produkte die ihnen eingeschriebene Bedeutung aus dem Kontext der Warenwelt in das persönliche Leben der Konsumentinnen und Konsumenten übertragen: Letztere nehmen die aus dem sozialen, ökonomischen und kulturellen Kontext kommenden Bedeutungen mit dem Kauf des Produktes im Wortsinne mit nach Hause (vgl. Partington 1994: 204f.). Daher ist es wichtig, dass Designerinnen und Designer sich bewusst machen, dass sie sich in einem ständigen Prozess der Konstruktion von Bedeutung (in einem umfassenderen Sinne) befinden, in den sie die Konsumentinnen und Konsumenten durch das Produktdesign verwickeln. Dabei nehmen letztere als Subjekte eine durchaus aktive Rolle ein: als finale Interpretationsinstanz der Produkt-Bedeutung (vgl. Meier 2001a: 118). Dieser Prozess ist also dynamisch und relational – nicht jedoch symmetrisch. Denn die Designs und Vermarktungsstrategien von Produkten offerieren nur ein eingeschränktes Spektrum an Identitätsangeboten, etwa bestimmte Geschlechterstereotypen. Hier zeigt sich erneut die Macht-Komponente von Gendered Design und Marketing im oben eingeführten Sinne: die Macht, Bedeutung und Identifikationsschablonen zur individuellen und kollektiven Identitätsbildung herzustellen. Dabei stehen auch die Gestalterinnen und Gestalter nicht außerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse und Diskurse, sie sind ebenso darin verstrickt.⁴ Das bewusste Erzeugen einer Wirkung kann daher immer nur ein Teil des Genderings von Design sein. Wie und mit welchen Voraussetzungen entsteht dann aber die Aufladung von Produkten mit vergeschlechtlichter Bedeutung?

4 Denn hier wird die „Dingmaterialität und das an ihr (dank kollektiven Wissens) Beobachtbare kognitiv zur Sinnproduktion genutzt und die Ergebnisse solcher Sinnproduktionen wieder als Medienangebote in Kommunikation investiert“ (Schmidt 2001: 50).

6 Gendered Mobility: ein diskursanalytisch geleiteter Rückblick nach vorn vom Fahrrad zum Auto

Bei der Konstruktion bestimmter Objekte als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ finden wir keineswegs immer eine so überdeterminierte Gendercodierung vor wie bei Kosmetik- und Modeartikeln. Meistens ist das Gendering von Objekten ein komplexer, subtiler Prozess, der schwerer nachzuvollziehen ist (vgl. Kirkham/Attfield 1996: 5). Ein methodischer Zugang, der eine systematische Analyse solcher weniger offensichtlichen Gendercodierungen gestalteter Produkte unserer Warenwelt am konkreten Objekt erlaubt, ist die Diskursanalyse. Sie ermöglicht es uns, die Bedeutungsproduktion qua Design in je historischen sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Kontext größerer Narrationen zu untersuchen: der Diskurse. Unter Diskursen sind Bündelungen von Wissen bzw. ganze Wissenssysteme einer Gesellschaft zu verschiedenen Bereichen zu verstehen, beispielsweise der wissenschaftliche, der politische, der medizinische, der juristische oder der journalistische Diskurs. Auf diesem Verständnis von Diskurs basiert die Methode der Kritischen Diskursanalyse (vgl. Jäger 1993), ein erprobtes Instrument zur Auswertung von Texten. Zwar ist mit ‚Text‘ als Gegenstand der Diskursanalyse in der überwiegenden Zahl der Fälle ein geschriebener oder gesprochener Text gemeint. Jedoch geht das Verständnis von Texten in der Diskurstheorie über diese Textformen hinaus und umfasst alle Kommunikationsmittel und Träger von symbolischer Bedeutung bzw. von Zeichen: „Psychologies, personalities, identities, books, films, social events can all comprise texts that can be read in a variety of different ways“ (Filmer 1998: 313). Diese Liste kann um die Produkte unserer Warenwelt erweitert werden (vgl. Krippendorff 2006: 23ff., 32ff.). Aufgrund ihrer Zeichenfunktion als Träger von Bedeutung(en) im Kontext der kapitalistischen Warenwirtschaft und u. a. der bestehenden Geschlechterverhältnisse können sie als Texte im genannten Sinne zum Gegenstand einer Diskursanalyse gemacht werden: Produkte, wenn sie gestaltet, produziert, verkauft, erworben und besessen werden, zirkulieren innerhalb sozialer Beziehungen und helfen dabei, diese herzustellen und aufrechtzuerhalten. Insofern sind sie Gegenstand bzw. Teil sozialer Kommunikation. Die Bedeutungen, die sie dabei im (bzw. in den) jeweiligen Kommunikationskontext transportieren, sind der Diskursanalyse systematisch zugänglich. Wir wollen eine solche diskursanalytisch geleitete Betrachtung von Design am Beispiel der Produktgruppen Fahrrad und Auto exemplifizieren.

Wenn man die Produktsprache des Fahrzeugdesigns in diesem Sinne im Kontext sowohl des Mobilitätsdiskurses als auch des Genderdiskurses betrachtet, stellt man schnell fest, dass der Mobilitätsdiskurs selbst deutlich vergeschlechtlicht ist und immer stark um den Begriff der Unabhängigkeit kreist. Dazu gehört ganz wesentlich die Geschichte des Fahrrads, das eine zentrale Rolle bei der Eroberung von mehr Bewegungsfreiheit von und für Frauen spielte. Schon in den 1880er-Jahren industriell produziert und damit relativ erschwinglich, ermöglichte es die Mobilität über den engen Bewegungsradius von Haus und Hof hinaus (vgl. Technisches Museum Wien 2002: 9, 63ff., 87ff.). So konnte die österreichische Frauenrechtlerin Rosa Mayreder bereits 1905 konstatieren: „Das Bicycle hat zur Emanzipation der Frau aus den höheren Gesellschaftsschichten mehr beigetragen als alle Bestrebungen der Frauenbewegung zusammen“ (Rosa Mayreder zit. nach Technisches Museum Wien 2002: 88). Tatsächlich war es bis dorthin aber ein

langer Weg mit vielen Hindernissen. Und bei allem emanzipatorischen Potenzial transportiert die Gestaltung von ‚Herren-‘ und ‚Damenrädern‘ bis heute zugleich stereotype Geschlechtervorstellungen: Schon bei den ersten Laufrädern wie auch beim Hochrad (vgl. Rauck/Volke/Paturi 1979: 48, 59) begannen gegenderte Kleidernormen und Verhaltenskodizes, sich auf Nutzung und Design auszuwirken (vgl. Rauck/Volke/Paturi 1979: 16ff.; vgl. auch Franke 1987: 10, 112). In den 1880er-Jahren wurde das Hochrad vom niedrigeren Safety-Bike abgelöst, das mit dem *diamond frame* – dem Rahmen ‚mit Stange‘ – im Wesentlichen bis heute die übliche Formgebung des Herrenrades bestimmt. Wegen der Kleiderkonventionen (vgl. Wolter 1994: 153–169) wurden für Frauen schon bald Varianten des Safety-Bikes mit *dropped frame*, also gesenkter Oberstange, eingeführt, die das Auf- und Absteigen mit Rock und in ‚schicklicher‘ Haltung ermöglichten (vgl. Rauck/Volke/Paturi 1979: 67; vgl. auch Oddy 1996: 62; Jaffé 2003: 107ff.). Um 1898 war das Fahrraddesign mit diesen gegenderten Rahmenbauweisen *diamond frame* und *dropped frame* für die nächsten Jahrzehnte geschlossen.⁵ Zugleich wurde die unabhängige weibliche Mobilität weithin als Bedrohung für traditionelle Wertvorstellungen angesehen, galt körperliche Ertüchtigung von Frauen im ausgehenden 19. Jahrhundert doch *per se* schon als suspekt: Medizinischer und moralischer Diskurs der Zeit verbanden sich in Warnungen vor der ‚Vermännlichung‘ der Radlerinnen und vor der Beeinträchtigung der Gebärfähigkeit durch das Fahrradfahren sowie vor weiteren negativen gesundheitlichen Folgen. Sorge bereitete auch die vermutete ‚Gelegenheit zu vielfacher und unauffälliger Masturbation‘ der Radlerin durch den Sattel (vgl. Franke 1987: 78f.). Damit der Fahrradausflug für Frauen folglich nicht direkt ‚in die Gosse‘ führte, wurden sogar Spezialsättel angeboten, die aus zwei einzelnen Sitzschalen für die Gesäßbacken oder einem gepolsterten Sitzring bestanden.⁶ Auch bei damaligen Dreirädern für Kinder ist eine durch gegenderte Kleider- und andere Normen unterschiedliche Sitzbauweise – Sattel für Jungen, Sitzbank für Mädchen – nachweisbar (vgl. z. B. Dover Publications Inc. 1969: 562). Bereits diese wenigen Beispiele machen deutlich, dass das ‚Damenrad‘ von Beginn an als vom ‚normalen‘ Fahrrad abgeleitete Form, d. h. als Anpassung an die ‚speziellen Bedürfnisse‘ von Frauen gesehen wurde – und damit aufgrund der Geschlechterhierarchie von Anfang an als eher minderwertige Variante galt (vgl. Franke 1987: 80). Diese Ungleichwertigkeit zeigt sich bis heute daran, dass Frauen zwar das Fahrrad ‚mit Stange‘ massenhaft erobert haben, Männer hingegen das auch für sie beim Auf- und Absteigen praktischere Rad ‚ohne Stange‘ nur selten fahren. Denn bis heute ist Damenrad-Fahren für Männer wie Rock-Tragen: ein Schritt auf eine niedrigere Stufe im sozio-symbolischen Gendersystem (vgl. Kirkham/Attfield 1996: 6; vgl. auch Whiteley 1998: 137). Der Blick in aktuelle Fahrradkataloge zeigt, dass darüber hinaus ein Gendering sogar eigentlich konstruktionsgleicher Räder vor allem durch Farben und Accessoires – also auf der Ebene des Produkt-Stylings – erreicht wird, zum Beispiel durch technische Auslegung für eine eher wettkampforientierte Mobilität einerseits und praktisches Zubehör für die Alltagsmobilität andererseits.

5 Mit ‚Schließung‘ ist der Punkt gemeint, ab dem ein dominantes Design de facto zum Normtyp wird, an dem alle anderen Typen gemessen werden und als Varianten des Normtyps erscheinen (vgl. Oddy 1996: 68).

6 Ein Werbepokal von ca. 1897 preist einen ähnlichen Sattel der Firma Christy als ‚anatomisch und hygienisch‘ an (vgl. Franke 1987: 90; vgl. auch Rauck/Volke/Paturi 1979: 142).

In den 1960er-Jahren verdrängte das massenproduzierte Auto das Fahrrad als selbstverständlichstes Verkehrsmittel (vgl. Technisches Museum Wien 2002: 65). Die entsprechende gegenderte Unterscheidung in einen sportlichen Mobilitätsbezug einerseits und eine alltagspraktische Zuordnung andererseits findet sich aber auch in der Wahrnehmung des Autos: mit Sportcoupé bis Rennreiselimousine auf der einen und dem stadtauglichen Kleinwagen auf der anderen Seite. Verkehrssoziologische Untersuchungen zeigen einen entsprechenden Unterschied ebenfalls beim Auto-Nutzungsverhalten: Frauen fahren im Alltag typischerweise Wegekettten mit mehreren Haltepunkten, während Männer in der Regel sehr direkt von A nach B unterwegs sind. Dies leitet sich aus der noch immer vorherrschenden traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter ab: Egal, ob Frauen berufstätig sind oder nicht, in Partnerschaft und Familie bleiben sie fast immer zuständig für den Bereich der Reproduktionsarbeit. Und dazu gehören nicht nur Einkäufe, sondern auch die Fahrten zu Kindergarten, Schule oder Kinderärztinnen und -ärzten sowie soziale und pflegerische Besuche bei älteren Verwandten – beider Partner. Männer hingegen bleiben zumeist ausschließlich für die Erwerbsarbeit zuständig und pendeln daher ohne Unterbrechungen zwischen Wohnort und Arbeitsstätte (vgl. Buhr 1999: 116ff.; Hodenius 1999: 177ff.). Dennoch wird die eigene Automobilität in Umfragen von der großen Mehrheit der Frauen als ein extrem wichtiger Aspekt ihrer persönlichen Unabhängigkeit bewertet. Diese wird zumeist am Steuer eines Kleinwagens erlebt, da Frauen aufgrund der genannten asymmetrischen Aufgabenverteilung und der nicht zuletzt deswegen bestehenden Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern meistens stadtkverkehrtaugliche (Zweit-)Wagen fahren (vgl. Buhr 1999: 117f.). Auch die Wahrnehmung der weiblichen Automobilität wird bis heute von stereotypen Interpretationsmustern überlagert. Der Spruch „Frau am Steuer – das wird teuer“ ist zwar faktisch längst widerlegt und hat sich sogar als direkte Verkehrrung der Tatsachen erwiesen, wie die Unfallstatistiken (vgl. Hodenius 1999: 174) und die Tarifklassen der Kfz-Versicherungen zeigen. Dennoch sind solche Vorurteile im Alltag weiterhin vorhanden und Teil des komplexen Geflechts von Ursachen, die zum stereotypen Bild vom ‚Frauenauto‘ geführt haben.

Dieser Rückblick auf den gegenderten Mobilitätsdiskurs lohnt sich daher auch und gerade für eine Bewertung des bewusst gegenderten Automobildesigns.⁷ Denn nachdem der männliche Teil der Bevölkerung in Deutschland schon seit Mitte der 1980er-Jahre quasi vollmotorisiert ist (vgl. Hodenius 1999: 171), wurden Frauen von Autoherstellern um die Jahrtausendwende nicht nur in Marketing-Studien und Werbung, sondern auch per Design zunehmend als Zielgruppe angesprochen (vgl. Buhr 1999: 110f.; Hodenius 1999: 170; Brandes 2001: 197; Hetzel 1999). Dabei führte auch hier oft ein auf überkommenen Zuschreibungen beruhendes Gendermarketing den Designerinnen und Designern die Hand – und instrumentalisierte existierende Geschlechterstereotype zur Diversifikation und Ausschöpfung ungenutzter Marktnischen (vgl. Steffen 2000: 126). So gab bei dem Versuch, Frauen mittels Design als Autokäuferinnen zu gewinnen, in der Vergangenheit ein stereotyper Umgang mit den herrschenden kulturellen Geschlechterbildern den Ton an: Dies reicht vom rosaroten Flop ‚La Femme‘ aus dem Hause Dodge in den 1950er-Jahren (serienmäßig mit passender Handtasche und Puderdose) über die

7 Einen – allerdings stark androzentrisch gefärbten – Überblick über die Prozesse im Automobil-design geben Labonte (2001: 211ff.), Kieselbach (1998) und Forum für Fahrzeuggeschichte (2015).

‚Feminisierung‘ des Opel Corsa Ende der 1980er-Jahre⁸ bis hin zu Entwürfen, die ganz bewusst kein ‚Frauenauto‘ sein sollten, wie das 2004 auf dem Genfer Autosalon vorgestellte ‚Your Concept Car‘ (YCC) von Volvo. Warum selbst das letztere – Resultat der Arbeit eines neunköpfigen Designerinnen-Teams von Volvo – hinter dem eigenen Anspruch zurückblieb, hat seine Ursache ebenfalls im nicht ausreichend reflektierten Umgang mit den Implikationen der Kategorie Gender. Neu an YCC war in diesem Zusammenhang zwar, dass die Volvo-Designerinnen nicht „den üblichen Klischees von wegen kinderfreundlich, nagellackschonend und Getränkekasten-konform“ folgten, wie die ADAC-Motorwelt vermerkte (ADAC Verlag 2004: 10). Neu war auch der Weg, den Volvo mit einem rein weiblichen Team ging, denn nach wie vor haben es nur wenige Frauen bei den Herstellern in die Führungsetagen und an die Spitzen der Designteams geschafft (vgl. Engels/Schubert 2002; vgl. auch Vieser/Gabelt 1996: 118ff.). Und wirklich scheint zwischen YCC und dem Dodge La Femme weit mehr als nur ein halbes Jahrhundert zu liegen: Wenigstens auf den ersten Blick ist YCC bei Form, Features und Leistung ein emanzipatorisches Statement zur Vielfältigkeit weiblicher Lebensentwürfe, zu denen die traditionelle Familienkutsche nach Ansicht der Designerinnen offenbar nur noch bedingt passte.

7 Traditionelles Gendering auch bei YCC

Das Ziel bei YCC war es, ein Auto für eine weibliche Zielgruppe jenseits der Frauenauto-Stereotype, aber keineswegs nur ‚nach dem Lastenheft‘ zu gestalten. Neben PS- und CW-Wert sollten alltagspraktische Features für die Fahrerin besondere Beachtung finden. Nach Aussage der Projektleiterin Camilla Palmertz sei auf dieser Basis ein Auto „für die moderne, selbstständige und unabhängige Frau – und damit auch [...] für alle Männer“ (Camilla Palmertz zit. nach Pander 2004) entstanden.⁹ Dieses Leitbild ist jedoch zugleich Ursache mehrerer konzeptioneller Probleme, derentwegen YCC letztlich seinem Anspruch nicht gerecht wurde. Stattdessen präsentierte sich YCC als das Ergebnis einer Haltung, die vor allem klischierte Erwartungen an ein von Designerinnen entworfenes ‚Frauenauto‘ bewusst unterlaufen wollte. Paradoxe Weise blieb es damit aber (negativ) direkt bezogen auf die stereotype Erwartungshaltung an ‚männliches‘ und ‚weibliches‘ Automobildesign. Dies führte zu einem Entwurf, der eher eine traditionalistisch geprägte Hybridlösung darstellte als ein konzeptionelles Überschreiten des üblichen Genderings im Automobildesign: Von außen ist YCC ein sportliches 3-Türer-Coupé mit einer schmutzabweisenden Lackierung in changierenden Metalltönen. Die Flügeltüren öffnen sich über herunterklappenden Schwellern. Der Kraftstoff und auch das Scheibenwaschwasser werden über Kugelventile von außen zugeführt, da das als quasi wartungsfrei angepriesene Konzeptauto keine Motorhaube hat. Insgesamt bietet YCC ein den 215 PS Motorleistung entsprechendes dynamisches Erscheinungsbild. Von innen besticht das Auto durch gute Überblickbarkeit der Fahrzeugenden so-

8 Dazu Hideo Kodama, einer der verantwortlichen Designer, im Opel-Magazin: „[D]ieses Auto sollte die Damenwelt ansprechen. Frauen mögen weiche Linien, also verpassten wir dem Corsa ein weiches Design, schufen sozusagen einen Teddybären“ (Hideo Kodama zit. nach: Buhr 1999: 111).

9 Zum Entstehungsprozess des YCC vgl. Jaffé (2005: 73ff.).

wie Fenster mit guter Rundumsicht. Auf eine elektronische Hilfe zum Vermessen der Parklückengröße wurde dennoch nicht verzichtet. Wie schon mit den Kugelventilen wurde auch im Fahrzeuginneren viel Wert auf Bedienfreundlichkeit gelegt: Bereits hinter den Vordersitzen findet sich viel Platz zum Transport von Einkäufen, da die Sitze der Hinterbank wie Kinosessel hochgeklappt sind. Auch lässt sich der Stauraum durch Umklappen der gesamten hinteren Bank mühelos vergrößern. Platz für kleinere Gepäckstücke bietet eine als „Handtaschenfach“ apostrophierte Vertiefung in der Mittelkonsole zwischen den Sitzen, wofür die Schaltung ans Lenkrad verlegt wurde. Dieses Fach war jedoch zugleich Teil einer Reihe aus traditionellen Genderstereotypen abgeleiteter Features des YCC – und deren ebenso genderstereotyper Begründung: Wäre der unabhängigen Business-Frau nicht ein Laptop-Fach angemessener gewesen statt der Etikettierung dieses Faches als Handtaschenfach? Bedurfte es wirklich der Sinnstiftung einer Kopfstützenkerbe als „für Frauen mit Pferdeschwanz-Frisuren“? Hat eine verstellbare Fersenstütze zum bequemeren Erreichen der Pedale wirklich die Begründung „für High Heels“ nötig, wo sie doch auch allen kleinen Fahrerinnen und Fahrern eine Hilfe ist – unabhängig von der gegenderten Präferenz des Schuhwerks? Gerade hier wird, ähnlich wie beim Fahrrad, die Ableitung der angeblichen Notwendigkeit einer Designlösung aus der gegenderten Mode deutlich – obwohl die Lösung viel weiter darüber hinausweisende Vorteile bietet. Denn einerseits machten gerade solche, zum Teil von den Volvo-Designerinnen selbst in Statements mitgelieferten, stereotypisierenden Begründungen bestimmter Features YCC (vgl. Jaffé 2005: 73ff.) wieder als ‚Frauenauto‘ im negativen Sinne interpretierbar: Intelligente Lösungen wurden zurückgenommen hinter die traditionelle Interpretation der imaginierten Fahrerin als eines konsumfixierten Luxusgeschöpfes. Andererseits wurden emanzipatorische Gestaltungsaussagen direkt gebrochen durch andere Designfeatures im Dienste eines stereotypisch ‚weiblichen‘ Bildes der Benutzerin: Motorleistung und dynamische, aggressive Karosserielinien werden etwa von floralen Dekors auf den modisch wechselbaren Sitzauflagen flankiert. Destruktiv für den Versuch, kein typisches ‚Frauenauto‘ zu schaffen, war auch die „Wartungsfreiheit“ des Wagens:¹⁰ Diese verschärft die Abhängigkeit von externem Support zumindest auf symbolischer Ebene deutlich – und spricht der Fahrerin auf diese Weise implizit Technik-Kompetenz ab, die bei Frauen ja schon von vornherein kulturell noch immer weithin negiert wird.¹¹ Dabei sind hier jedoch nicht nur Fragen der Reproduktion von Geschlechterstereotypen im Design berührt, sondern auch Fragen der Konsumentinnen- und Konsumenten-Souveränität im Allgemeinen. Auch unter dieser Perspektive hilft der Blick durch die „Genderbrille“ vielfach, problemorientierte von Marketing-induzierten Designlösungen zu unterscheiden – gerade weil im Bereich des Gendered Design das Marketing eine so entscheidende Rolle für die Gestaltung von Produkten spielt. Denn Design reflektiert nicht nur den Zustand der Geschlechterverhältnisse zu einem gegebenen Zeitpunkt, es wirkt auch konservativ auf diese ein, indem es existierende Stereotypen im Sinne des Gendermar-

10 Die Motorhaube ist nur durch die Markenwerkstatt zu öffnen – bei der sich der Wagen auch selbstständig zu Wartungsterminen anmeldet etc. (vgl. Jaffé 2005: 74).

11 Jaffé zufolge etwa „stellt dieser Ansatz [der Wartungsfreiheit] schmutzige Hände und abgebrochene Fingernägel für alle Zeiten ab“ (Jaffé 2005: 74). Ein Lob der Autorin, das unsere hier vertretene These eher stützt.

ketings reproduziert und so dazu beiträgt, diese länger zu erhalten, als sie von realen Menschen tatsächlich gelebt werden (Thomas Rurik zit. nach Meier 2001a: 26).

8 Und in Zukunft?

Unserem Beitrag haben wir eine Definition von Design zugrunde gelegt, die dessen diskursive Funktion in den Mittelpunkt stellt. In diesem Sinne haben wir argumentiert, dass Design sowohl auf der Seite der Gestaltenden als auch auf der Seite der Konsumierenden an der performativen Herstellung von Geschlechtsidentität(en) und damit auch an der (Re-)Produktion der bestehenden, hierarchischen Geschlechterverhältnisse in der gegenwärtigen Wachstumsökonomie beteiligt ist. Dies lässt sich sehr deutlich am vergeschlechtlichten Mobilitätsdiskurs vom Fahrrad bis zum Auto nachvollziehen.

Die angeführten Beispiele zeigen auch, dass das Problem genderstereotypen Designs nicht dadurch lösbar ist, dass ein Produkt z.B. von einem Designerinnen-Team entworfen wird. Denn die Geschlechterverhältnisse reproduzieren sich durch konformes Handeln in diesem System – unabhängig von der Geschlechtsidentität der Handelnden. Und sie bilden einen ganz entscheidenden Rahmen für unsere individuelle wie kollektive Identitätsfindung. Dabei kontrollieren Männer bis heute materielle Ressourcen und Entscheidungen in weitaus höherem Maße als Frauen. Auch sozio-symbolisch wird (hegemoniale) Männlichkeit regelmäßig höher bewertet als Weiblichkeit. Gerade diese Ebene von Gender ist bei der Konzeption und Gestaltung von Designlösungen mitzudenken, denn wo Design Bedeutung unreflektiert (re-)produziert, trägt es zum Erhalt von Stereotypen bei – und damit auch von Vorstellungen über die Ungleichwertigkeit der Geschlechter. Damit wir in der Design-Praxis zu einem in diesem Sinne freieren Spiel mit Genderstereotypen gelangen, sie wirklich bewusst einsetzen oder konterkarieren können, müssen wir immer zuerst klären, welche Formen (im Wortsinne) sie im Design annehmen können und wie sie das tun. Will man also verstehen, warum ‚Frauenautos‘ klein und PS-schwach sind und dies zudem als minderwertig gilt, dann muss man sich mehr anschauen als nur die neuesten Trendanalysen der Marktforschung. Designerinnen und Designer sollten vor diesem Hintergrund den Konstruktionsmechanismen von Gender genauer auf den Grund gehen, statt Geschlechterstereotype unreflektiert zur Grundlage von Lösungskonzepten zu machen. Ein in diesem Sinne innovatives Design müsste bereits existierende emanzipierte Lebensweisen mit nützlichen Produkten unterstützen und gestaltbar machen – ein Vorgehen, das nicht auf die Kategorie Geschlecht begrenzt ist: Die Untersuchung der Gendercodierung von Produkten ist sehr gut geeignet, die Möglichkeiten einer Analyse der Bedeutung von Design im sozialen Kontext grundsätzlich auszuloten und auf andere Diversitäts- bzw. Ungleichheitsdimensionen zu erweitern. In diesem Sinne wäre es auch wünschenswert, wenn bei der Untersuchung von Gendered Design Ansätze aus der Designtheorie und -methodologie ergänzt würden um aktuelle theoretische und methodische Ansätze aus der sozialwissenschaftlichen Genderforschung und aus der Medien- und Diskursanalyse. Denn heute existiert nicht nur ein theoretisch fundiertes und erprobtes Instrumentarium der Design-Methodologie, das eine systematische Analyse der Produkt-Symbolik und -Semantik auch unter Genders Gesichtspunkten erlaubt. Auch bei den Politik-, Sozial- und Medienwis-

senschaften steht ein breites Spektrum an Theorien und Methoden zur Verfügung, das für eine kontextualisierende Design-Analyse nutzbar gemacht werden kann (vgl. Meier 2001c: 24). Diese Ansätze könnten so nachhaltig in eine disziplinäre Theorie des Designs überführt werden und schließlich auch die Praxis bereichern: Im Sinne einer „Reflexivität, die in Entwurfs- und Gestaltungsprozessen problematisierend und damit aufklärerisch zur Geltung kommt“ (Meier 2001a: 15). Um beim Beispiel Mobilität zu bleiben: Augen auf, wenn man im Verkehrsmitteldesign etwas bewegen möchte – denn gerade dort liegen die Genderaspekte noch zu oft im toten Winkel.

Literaturverzeichnis

- ADAC Verlag (Hrsg.). (2004). *ADAC Motorwelt* (Ausgabe 4/2004). München: ADAC Verlag.
- Adorno, Theodor W. (2003 [1965]). Funktionalismus heute. In Theodor W. Adorno, *Kulturkritik und Gesellschaft I* (S. 375–395). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bal, Mieke (2002). *Kulturanalyse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bonsieppe, Gui (1996). *Interface. Design neu begreifen*. Mannheim: Bollmann.
- Brandes, Uta (2001). Designing Gender. Das Drama der Geschlechter in der Logo-Gestaltung. In Guido Zurstiege & Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Werbung, Mode und Design* (S.197–212). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-07810-4_15
- Buhr, Regina (1999). Neue Nutzungskontexte – Zur Bedeutung des Autos im Alltag von Frauen. In Regina Buhr, Weert Canzler, Andreas Knie & Stephan Rammner (Hrsg.), *Bewegende Moderne. Fahrzeugverkehr als soziale Praxis* (S. 105–131). Berlin: edition sigma.
- Bürdek, Bernhard E. (1991). *Design. Geschichte, Theorie und Praxis der Produktgestaltung*. Köln: Birkhäuser.
- Dover Publications Inc. (1969 [1895]). *Montgomery Ward & Co. Catalogue and Buyer's Guide*, No. 57, Spring and Summer 1895; an unabridged reprint of the original edition with a new introduction by Boris Emmet. New York: Dover Publications Inc.
- Eco, Umberto (1972). *Einführung in die Semiotik*. München: Wilhelm Fink.
- Engels, Bettina & Schubert, Ennio (2002). Design von innen nach außen – Automobile von Anne Asensio. In Britta Jürgs (Hrsg.), *Vom Salzsteuer bis zum Automobil: Designerinnen* (S. 201–211). Berlin: Aviva.
- Fiell, Charlotte & Fiell, Peter (2001). *Design des 20. Jahrhunderts*. Köln: Taschen.
- Filmer, Paul (1998). Text/Image. In Chris Jenks (Hrsg.), *Core Sociological Dichotomies* (S.299–314). London: Sage Publications Ltd. <https://doi.org/10.4135/9781446222041.n19>
- Forum für Fahrzeuggeschichte (Hrsg.). (2015). *Archiv für Fahrzeuggeschichte: Fahrzeugdesign: eine Geschichte zwischen Technik und Mode*. Bielefeld: Delius Klasing.
- Franke, Jutta (1987). *Illustrierte Fahrradgeschichte*. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
- Frey, Regina (2003). *Gender im Mainstreaming. Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Diskurs*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer.
- Funk, Lois Ferdinand (2002). *Hypertrophiertes Design und Konsumverhalten*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Godau, Marion (2003). *Produktdesign. Eine Einführung mit Beispielen aus der Praxis*. Basel: Birkhäuser.
- Hauffe, Thomas (2002). *Design*. Köln: Dumont Literatur und Kunst Verlag.

- Haug, Wolfgang Fritz (1971). *Kritik der Warenästhetik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Heskett, John (1980). *Industrial Design*. London: Oxford University Press.
- Hetzel, Patrick (1999). *Stereotyping Gender Differentiation in Marketing and Product-Design: the "Construction" of "Female" Customers in Contemporary French Automotive Industry*. Paper submitted to the Third International Conference – European Academy of Design – Sheffield Hallam University, 30th March–1st April 1999.
- Hodenius, Birgit (1999). Frauen fahren anders! – Zum Wandel der Relevanz und Aktualität eines Themas. In Gert Schmidt (Hrsg.), *Technik und Gesellschaft, Jahrbuch 10: Automobil und Automobilismus* (S. 167–182). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- IDZ (Internationales Design Zentrum Berlin e. V.) (1972 [1970]). *Design? Umwelt wird in Frage gestellt*. Berlin: IDZ.
- Jaffé, Deborah (2003). *Ingenious Women. From Tincture of Saffron to Flying Machines*. Stroud/Gloucestershire: The History Press Ltd.
- Jaffé, Diana (2005). *Der Kunde ist weiblich*. Berlin: Econ.
- Jäger, Siegfried (1993). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Duisburg: DISS.
- Jenks, Chris (1998). *Core Sociological Dichotomies*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Kellner, Douglas (1995). *Media Culture. Cultural studies, identity, and politics between the modern and the postmodern*. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203205808>
- Kieselbach, Ralf J. (Hrsg.). (1998). *The drive to design. Geschichte, Ausbildung und Perspektiven im Automobildesign*. Stuttgart: avedition.
- Kirkham, Pat (Hrsg.). (1996a). *The Gendered Object*. Manchester, New York: Manchester University Press.
- Kirkham, Pat (1996b). Preface. In Pat Kirkham (Hrsg.), *The Gendered Object* (S. xi–xiv). Manchester, New York: Manchester University Press.
- Kirkham, Pat & Attfield, Judy (1996). Introduction. In Pat Kirkham (Hrsg.), *The Gendered Object* (S. 1–11). Manchester, New York: Manchester University Press.
- Kotthoff, Helga (2002). Was heißt eigentlich „doing gender“? Zu Interaktion und Geschlecht. In Jiřina van Leeuwen-Turnovcová (Hrsg.), *Gender-Forschung in der Slawistik* (Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 55, 1–27) Wien: Verlag der Gesellschaft zur Förderung slawistischer Studien.
- Krippendorff, Klaus (2006). *The semantic turn: a new foundation for design*. Boca Raton: CRC Press.
- Labonte, Christian (2001). Über die Produzenten der Zeichen. Status quo und Ausblick am Beispiel Automobildesign. In Cordula Meier (Hrsg.), *Design Theorie. Beiträge zu einer Disziplin* (S. 208–217). Frankfurt/Main: Anabas.
- Launius, Christie & Hassel, Holly (2015). The Social Construction of Gender. In Christie Launius & Holly Hassel (Hrsg.), *Threshold Concepts in Women's and Gender Studies* (S. 24–33). New York: Routledge.
- Meier, Cordula (Hrsg.). (2001a). *Design Theorie. Beiträge zu einer Disziplin*. Frankfurt/Main: Anabas.
- Meier, Cordula (2001b). Einleitung. In Cordula Meier (Hrsg.), *Design Theorie. Beiträge zu einer Disziplin* (S. 12–15). Frankfurt/Main: Anabas.
- Meier, Cordula (2001c). Design Theorie. Grundlagen einer Disziplin. In Cordula Meier (Hrsg.), *Design Theorie. Beiträge zu einer Disziplin*. (S. 16–37). Frankfurt/Main: Anabas.
- Möller, Simon (2004). Back to the Future. In Rat für Formgebung (Hrsg.), *design report 10/04* (S. 62–65). Leinfelden-Echterdingen: BLUE C. Verlag.

- Oddy, Nicholas (1996). Cosmetics: a Clinique case study. In Pat Kirkham (Hrsg.), *The Gendered Object* (S. 60–69). Manchester, New York: Manchester University Press.
- Pander, Jürgen (2004). *Volvo YCC. Der kleine Unterschied*. Zugriff am 03. April 2017 unter www.spiegel.de/auto/aktuell/volvo-ycc-der-kleine-unterschied-a-289004.html.
- Partington, Angela (1994). Perfume: pleasure, packaging and postmodernity. In Pat Kirkham (Hrsg.), *The Gendered Object* (S. 204–218). Manchester, New York: Manchester University Press.
- Pfeifer, Wolfgang (2000 [1995]). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. München: dtv.
- Rauck, Max J. B.; Volke, Gerd & Paturi, Felix R. (1979). *Mit dem Rad durch zwei Jahrhunderte*. Aarau, Stuttgart: AT Verlag Aarau.
- Reese, Jens (Hrsg.). (2005). *Der Ingenieur und seine Designer. Entwurf technischer Produkte im Spannungsfeld zwischen Konstruktion und Design*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Rektor der Burg Giebichenstein (Hrsg.). (1994). *Design & Ethik: 15. Designwissenschaftliches Kolloquium*. Halle/Saale: Burg Giebichenstein.
- Schmidt, Siegfried J. (2001) Sprache oder die Vereinbarkeit des Unvereinbaren. In Cordula Meier (Hrsg.), *Design Theorie. Beiträge zu einer Disziplin* (S. 38–51). Frankfurt/Main: Anabas.
- Scholz, Gudrun (1989). *Die Macht der Gegenstände. Designtheorie. 3 Essays* (HdK-Materialien, Bd. 89,4). Berlin: Pressestelle der Hochschule der Künste.
- Selle, Gert (1978). *Die Geschichte des Designs in Deutschland von 1870 bis heute. Entwicklung der industriellen Produktkultur*. Köln: DuMont.
- Selle, Gert (2007). *Geschichte des Designs in Deutschland* (akt. und erw. Neuausg.). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Steffen, Dagmar (2000). *Design als Produktsprache. Der „Offenbacher Ansatz“ in Theorie und Praxis*. Frankfurt/Main: Verlag form.
- Sullivan, Louis H. (1896). The Tall Office Building Artistically Considered. *Lippincott's Magazine* #57, (March), 403–409.
- Technisches Museum Wien (Hrsg.). (2002). *Fahr!Rad – Von der Draisine zur Hightech-Maschine*. Wien: TMW.
- Vieser, Susanne & Gabelt, Beate (1996). *Frauen in Fahrt. Ingenieurinnen, Designerinnen, Rennfahrerinnen machen Autogeschichte*. Frankfurt/Main: Eichborn.
- Whiteley, Nigel (1998). *Design for Society*. London: Reaktion Books.
- Wolter, Gundula (1994). *Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose*. Marburg: Jonas Verlag.

Zu den Personen

Eva Maria Hinterhuber, Prof. Dr., 1973, Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Genderforschung, Hochschule Rhein-Waal, Campus Kleve. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, politische Soziologie, Partizipations- und Zivilgesellschaftsforschung, Friedens- und Konfliktforschung. Kontakt: Hochschule Rhein-Waal, Marie-Curie-Straße 1, 47533 Kleve
E-Mail: eva-maria.hinterhuber@hochschule-rhein-waal.de

Simon Möller, Dipl.-Pol., 1970, Werbetexter. Arbeitsschwerpunkte: Gendermarketing und Gendered Design, antifeministische Mediendiskurse, Diskursanalyse. Kontakt: Parkstraße 15, 13086 Berlin
E-Mail: simon.moeller@posteo.de

Frauen in der Informatik: Können sie mehr als sie denken? Eine Analyse geschlechtsspezifischer Erfolgserwartungen unter Informatikstudierenden¹

Zusammenfassung

Obwohl ein Anstieg des Frauenanteils in den Informatikstudiengängen zu verzeichnen ist, gilt die IT-Branche nach wie vor als Männerdomäne. Der weibliche Anteil in deutschen IT-Abteilungen beträgt knapp 10 Prozent (Weitzel et al. 2017). Ein Grund für die mangelnde Präsenz der Frauen im IT-Bereich könnte die geringere Erfolgserwartung der Studentinnen im Studium sein. In diesem Beitrag wird untersucht, ob vorangegangene Schulleistungen sowie intrinsische Motivation für die Studiengangswahl, nämlich Begabung und Interesse für das Fach, die subjektive Einschätzung des Studienerfolgs von Informatikstudierenden beeinflussen. Obwohl Studentinnen sich im Vergleich zu ihren Kommilitonen in ihren durchschnittlichen Mathematikleistungen nicht signifikant unterscheiden und sie im Durchschnitt die bessere Abiturabschlussnote erzielen, unterschätzen sie sich in ihrem persönlichen Studienerfolg signifikant, insbesondere in stark techniklastigen Informatikstudiengängen. Ebenso können Studentinnen von einer hohen intrinsischen Motivation, hinsichtlich ihrer Erfolgseinschätzungen im Studium nicht profitieren. Die durchgeführte Analyse bezieht sich auf das Datenmaterial aus dem ESF-Forschungsprojekt „Alumnae Tracking“.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Informatik, Studienerfolg, Schulische Leistungen, Intrinsische Motivation

Summary

Women in computer science: Are they more capable than they think? An analysis of gender-specific expectations of success among computer science students

The IT industry is still regarded as being male dominated. In Germany, the share of women in IT departments is just under 10% (Weitzel et al. 2017). One reason for the lack of female professionals in this field could be female computer science students' lower expectations of success. This article examines whether previous school performance and intrinsic motivation, especially a talent for and interest in the subject (which were important when choosing a degree course), influence computer science students' assessments of academic success. The analysis shows that average final grades in Mathematics do not differ statistically significantly between male and female students. In fact, the study shows that female students achieve a significantly higher average final grade in high school. Nevertheless, female students, particularly in very technical computer science courses, significantly underestimate their academic success. Likewise, female students are unable to rate their academic success positively, even when their motivation is intrinsically high. The data presented here were taken from the ESF research project "Alumnae Tracking".

Keywords

gender, computer science, academic success, school performance, intrinsic motivation

1 Wir bedanken uns herzlich bei Prof. Dr. Sandra Buchholz und Dr. Anja Gärtig-Daugis für wertvolle Diskussionen und bei Susanne Gall, Verena Pfeiffer und Sophie Vollmar für ihre Unterstützung bei der Datenerhebung und -aufbereitung.

1 Einleitung

Das Fehlen von Fachkräften in der Informatik wird seit mehreren Jahren sowohl in der Politik als auch in der Wirtschaft diskutiert (Bundesregierung 2013; Bundesverband Informationswirtschaft Telekommunikation und neue Medien e. V. 2014). Trotz intensiver Bemühungen haben bildungs-, hochschul- und wirtschaftspolitische Fördermaßnahmen zur Kompensation des Nachwuchsmangels in der Informatik bisher nicht zum gewünschten Erfolg geführt (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009). Ein besonderes Ziel war es dabei auch, dem Nachwuchsmangel durch eine Erhöhung des Frauenanteils in IT-Berufen und Informatikstudiengängen zu begegnen (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009). Bereits frühere sowie neuere Ergebnisse deuten darauf hin, dass Frauen im IT-Bereich unterrepräsentiert sind (Kempf 2012; Weitzel et al. 2017). Der bundesweite Anteil der Studentinnen in Informatikstudiengängen ist in den vergangenen Jahren zwar gestiegen: 1997 waren 18,5 % der Studierenden in Informatikstudiengängen weiblich; im Wintersemester 2015/2016 waren es knapp 25 % (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2016). Allerdings sind Studentinnen häufiger in interdisziplinär ausgerichteten als in reinen Informatikstudiengängen anzutreffen (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2014). Eine zentrale Ursache für die geringere Beteiligung von Frauen in der Informatik wird darin gesehen, dass die Informatik noch immer als Männerdomäne wahrgenommen wird (Schneider/Stenke 2016) und weibliche Vorbilder fehlen (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2014). Hinzu kommt, dass junge Frauen ihre Eignung für den MINT-Bereich systematisch unterschätzen (Struwe 2017). So zeigt eine Studie der TU München, dass 80 % der befragten jungen Erwachsenen sich darüber einig waren, dass IT ein Berufsfeld für Männer und nicht für Frauen ist (Broy/Denert/Engeser 2008). Dass es berufsspezifische Geschlechterstereotype gibt, ist bekannt und wurde in verschiedenen Studien dokumentiert (Deutscher Gewerkschaftsbund 2014; Middendorff et al. 2013; Hachmeister/Harde/Langer 2007). Während junge Frauen Studiengängen der Sprach- und Kulturwissenschaften den Vorrang geben, favorisieren junge Männer den MINT-Bereich (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2015; Middendorff et al. 2013).

Dieser Beitrag setzt an dem Punkt an, an dem sich junge Männer und Frauen bereits für ein Informatikstudium entschieden haben. Ziel der vorliegenden empirischen Studie ist es, zu untersuchen, ob Studentinnen und Studenten ihre Chancen, das Informatikstudium erfolgreich abzuschließen, unterschiedlich wahrnehmen. Insbesondere geht es darum, zu verstehen, inwiefern geschlechtsspezifische Unterschiede im erwarteten Studienerfolg dadurch zu erklären sind, dass Studierende unterschiedliche Fähigkeiten (Abitur- und Mathematikleistungen) mitbringen und in der Studienwahl von einer unterschiedlichen intrinsischen Motivation² (Interesse und Begabung für das Fach) geleitet werden.

Die Frage ist hier: Unterschätzen sich Studentinnen stärker in techniklastigen Informatikstudiengängen wie z. B. der Angewandten Informatik?

2 In Anlehnung an Publikationen des HIS (Heine et al. 2005; Hachmeister et al. 2007) wird auch hier intrinsische Motivation mit Interesse und Begabung für das Fach operationalisiert.

Es liegen bereits vielfältige Befunde zur geschlechtsspezifischen Selbsteinschätzung sowie zu Erfolgserwartungen vor (Kling et al. 1999; Skaalvik/Skaalvik 2004; Kessels 2012; Skorepa/Greimel-Fuhrmann 2009; Hannover 2007; Zimmer/Burba/Rost 2004; Klieme/Neubrand/Lüdtke 2000; Hannover/Bettge 1993; Heatherington et al. 1993). Nach unseren Recherchen fehlt bislang jedoch eine explizite Untersuchung für den Bereich Informatik, vor allem, da entsprechende Daten bisher nicht vorlagen, die eine solche Analyse ermöglicht hätten. In der vorliegenden empirischen Untersuchung wird deshalb auf neu verfügbare Daten aus dem Forschungsprojekt „Alumnae Tracking“³ zurückgegriffen. In diesem Projekt wurden Studierende verschiedener Informatikstudiengänge der Fakultät Wirtschaftsinformatik und Angewandte Informatik (WIAI)⁴ an der Universität Bamberg u. a. zu objektiven Merkmalen (wie z.B. Schulnoten) und subjektiven Merkmalen (wie Erfolgserwartungen im Studium und motivationalen Aspekten bei der Studienwahl) befragt.

Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut: Im ersten Schritt findet eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand und bisherigen Befunden statt. Daraus werden die Forschungshypothesen entwickelt. Daran anschließend wird das Forschungsdesign, d. h. die genutzten Daten, Methoden und Operationalisierungen, vorgestellt. Diesem Teil folgen die Ergebnisse der empirischen Analysen. Der Beitrag endet mit einer kurzen Zusammenfassung und Diskussion der Erkenntnisse.

2 Theoretischer Hintergrund und bisherige Erkenntnisse

In diesem Beitrag geht es darum, zu untersuchen, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede in der persönlichen Einschätzung des Studienerfolgs gibt und ob schulische Leistungen sowie Interesse und Begabung für das Fach Informatik geschlechtsspezifische Einschätzungen beeinflussen.⁵ Auf der Grundlage des theoretischen Konzepts von Deaux und LaFrance (1998), die in ihrem theoretischen Modell die Bedeutung von Geschlechterrollen betonen, soll der Zusammenhang der geschlechtsspezifischen Selbsteinschätzung und der eigenen Leistungsfähigkeit diskutiert werden. Dazu ist es notwendig, in einem weiteren Schritt die Entwicklung des akademischen Selbstkonzepts mithilfe des „Internal/External Frame of Reference“-Modells nach Marsh (1986) näher zu beleuchten.

Deaux und LaFrance (1998) gehen in ihrem theoretischen Ansatz davon aus, dass Geschlecht eine bedeutende Rolle bei aktiven Wahrnehmungs-, Erwartungs- und Bewertungsprozessen spielt. Flexibles geschlechtstypisches Verhalten in einer aktuellen Situation wird von der Selbst- und Fremdwahrnehmung bestimmt (Deaux/LaFrance

3 Alumnae Tracking: <https://www.uni-bamberg.de/wiai/gremien/frauenbeauftragte/alumnaetracking/> (Zugriff: 03.11.2017). Gefördert wurde das Projekt vom Europäischen Sozialfonds (ESF), dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Integration (vormals Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen) sowie der Technologie-Allianz Oberfranken (TAO).

4 Die Fakultät WIAI wurde erst 2001 errichtet. Sie besitzt einen interdisziplinären Zuschnitt, der die auf den Wirtschaftswissenschaften und der Informatik aufbauende Wirtschaftsinformatik mit der kultur- und humanwissenschaftlich ausgerichteten Angewandten Informatik verbindet. Ebenso existieren klassische Fachgebiete der Theoretischen und Praktischen Informatik.

5 Der ausgewählte Literaturüberblick stellt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, sondern dient der Herausbildung überprüfbarer Hypothesen.

1998). Folgende drei Aspekte bestimmen, ob das Geschlecht in einer konkreten Interaktion bedeutsam wird oder nicht: Erstens bringt sowohl die wahrnehmende Person als auch die agierende Person ihr Wissen über Geschlecht, im Sinne von Geschlechterstereotypen, mit in die konkrete Aktion ein. Zweitens wird dieses Wissen als selbstbezogenes Selbstwissen in Abhängigkeit der aktuellen Situation aktiviert. Drittens steuern die Wahrnehmung und das Verhalten der betreffenden Personen wie bedeutsam Geschlecht in einer Situation ist. Aktivierende Situationsattribute können beispielsweise die Kleidung, Gestik oder Sprache der Akteur_innen sein. Wird eine Situation als geschlechtsrelevant eingestuft, werden relevante Geschlechtsschemata aktiviert und die Personen handeln entsprechend (Deaux/LaFrance 1998). Dies gilt auch für die eigene Einschätzung der Fähigkeiten (Deaux/LaFrance 1998).

Es gibt zahlreiche Studien, die zeigen, dass Frauen sich im Gegensatz zu Männern unterschätzen bzw. Männer/Jungen sich überschätzen. Insbesondere im mathematischen und technischen Bereich – ein Bereich, der traditionell eher als „männlich“ wahrgenommen wird – unterschätzen sich Mädchen/Frauen in ihren Kompetenzen (Kessels 2012; Skorepa/Greimel-Fuhrmann 2009; Hannover 2007; Zimmer/Burba/Rost 2004; Klieme/Neubrand/Lüdtke 2000; Hannover/Bettge 1993; Heatherington et al. 1993).

Tatsächliche Leistungsunterschiede zwischen Jungen und Mädchen in Mathematik belegen die Studien PISA, TIMSS oder Recherchen des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB). Jungen erreichen im Schnitt die besseren Schulleistungen im Fach Mathematik (Zimmer/Burba/Rost 2004; Schroeders et al. 2013; Bonsen/Lintorf/Bos 2008). Der Leistungsvorsprung betrug 2012 beim nationalen Ländervergleich im Durchschnitt etwa zwei Drittel Schuljahre (Schroeders et al. 2013). Beim internationalen Vergleich gehört Deutschland 2015 sogar zu den OECD-Staaten, in denen die Diskrepanz der mathematischen Kompetenz zwischen den Geschlechtern am größten ist (Hammer et al. 2015).

Dabei werden Leistungsunterschiede in Mathematik in Zusammenhang mit geringerem Selbstvertrauen aufgrund von Geschlechterstereotypen gebracht (Keller/Dauenheimer 2003; Spencer/Steele/Quinn 1999). So zeigen die Ergebnisse der PISA-Studie, dass Jungen höhere Werte hinsichtlich ihres Selbstvertrauens in die eigene Mathematikleistung haben. Das wiederum führt zu motivationsrelevanten Größen wie starkes Interesse am Fach und einer erhöhten Selbstwirksamkeit. Diese Größen bleiben auch bei auftretenden Schwierigkeiten konstant (Klieme/Neubrand/Lüdtke 2000). Im Gegensatz dazu zeigen verschiedene Untersuchungen von Kindern in der Grundschule, dass die objektiven Leistungen der Mädchen in Mathematik nicht mit deren Fähigkeitseinschätzung übereinstimmen (Hannover/Bettge 1993), was wiederum auf die frühe Sozialisation und das Rollenverhalten im Elternhaus zurückgeführt wird (Rohe/Quaiser-Pohl 2010; Watt 2007; Frome/Eccles 1995).

Ähnlich argumentiert Heatherington et al. (1993) im Bereich der Hochschulforschung. Sie untersuchten bei Collegestudierenden aus verschiedenen Fachrichtungen das tatsächliche Abschneiden in Prüfungen mit der subjektiven Selbsteinschätzung der Studierenden. Bei den faktisch erreichten Ergebnissen zeigte sich kein Geschlechtsunterschied. Im Gegensatz dazu zeigte sich jedoch ein signifikanter Geschlechtereffekt bei den subjektiven Einschätzungen der Proband_innen. Frauen sagten sich signifikant schlechtere Ergebnisse voraus als Männer.

Hypothese 1: Männliche und weibliche Informatikstudierende unterscheiden sich in der persönlichen Einschätzung ihres Studienerfolges. Dabei schätzen sich die Studentinnen im Vergleich zu ihren Kommilitonen signifikant schlechter ein.

Die Selbsteinschätzung von Frauen soll dabei systematisch vom Studiengang abhängen. Deshalb gilt:

Hypothese 2: Insbesondere in stark techniklastigen Informatikstudiengängen unterschätzen sich die Studentinnen in der persönlichen Einschätzung ihres Studienerfolges im Vergleich zu ihren Kommilitonen, da technische Fähigkeiten nach wie vor eher Männern zugeschrieben werden.

Auf der Grundlage der existierenden Forschung, die den Zusammenhang von Selbsteinschätzung und Leistungsfähigkeit darlegt, soll im nächsten Schritt der Zusammenhang zwischen schulischen Leistungen sowie intrinsischen Motiven und Einschätzung des Studienerfolges bei Informatikstudierenden diskutiert werden. Nach Marsh (1986) wirken schulische Leistungen auf das akademische Fähigkeitskonzept und umgekehrt. Dazu ist es notwendig, die Entwicklung eines akademischen Fähigkeitskonzeptes näher zu beleuchten. Als theoretische Grundlage für die Untersuchung der schulischen Leistungen dient das „Internal/External Frame of Reference“-Modell nach Marsh (1986), das zunächst geschlechtsneutral die Entwicklung des akademischen Fähigkeitskonzeptes diskutiert.

Der Kernaspekt dieses Modells betrifft die Entwicklung von fähigkeitsbezogenen Selbstkonzepten aufgrund internaler und externaler Leistungsvergleiche (Marsh 1986). Bei den internalen Vergleichen geht es darum, dass Leistungen in unterschiedlichen Fächern miteinander verglichen werden. Wenn nun die Noten z. B. bessere Leistungen in Deutsch als in Mathematik widerspiegeln, werten Personen ihre Fähigkeiten in Mathematik aufgrund der besseren Noten in Deutsch ab. Bei den externalen Vergleichen handelt es sich um den Leistungsvergleich zwischen Personen in einer fachspezifischen Domäne (Marsh 1986). Die eigene Leistung einer Person in einem spezifischen Fach wie z. B. Mathematik wird mit der Leistung einer anderen Person im selben Fach verglichen und bildet die Grundlage des eigenen mathematischen Fähigkeitskonzeptes. Stärken und Schwächen für eine spezifische Fachdomäne werden reflektierend aus der eigenen Bewertung abgeleitet. Soziale Abwärts- und Aufwärtsvergleiche führen zu hohen oder niedrigen Fähigkeitseinschätzungen (Marsh 1986).

Eine Untersuchung von Möller (2000) liefert Befunde dazu, inwiefern internaler Leistungsvergleiche an der Ausbildung eines fähigkeitsbezogenen Selbstkonzeptes mitwirken. Die Proband_innen gelangten zu einer höheren bzw. niedrigeren Fähigkeitseinschätzung und Leistungszufriedenheit in einer Aufgabe, wenn sie in dieser Aufgabe besser oder schlechter abschnitten. An dieser Stelle wiederum fließen nach Deaux und LaFrance (1998) geschlechtsspezifische Stereotype und Wahrnehmungen in den Bewertungsprozess mit ein. Steele (1997) geht in seiner theoretischen Annahme zu „Stereotype-Threat“ davon aus, dass Leistungserfolg in einer beliebigen fachlichen Domäne nur dann möglich ist, wenn eine persönliche Identifikation mit den eigenen Leistungen erfolgt ist. Als Voraussetzung für eine Identifikation gilt die Überzeugung, die nötige Begabung und das Interesse für die fachliche Disziplin mitzubringen. Zudem ist es wichtig, dass das soziale Umfeld die betreffende Person in diesem Wissensgebiet anerkennt. Aufgrund kultureller, sozialer und traditioneller Strukturen fällt es Mädchen

schwerer, sich in männlich konnotierten fachlichen Disziplinen mit ihren Leistungen zu identifizieren (Steele 1997). Frühere Studien liefern Evidenzen für den Zusammenhang zwischen schulischen Leistungen, akademischen Fähigkeitskonzepten sowie intrinsischen Motiven und Selbsteinschätzung des Studienerfolges.

So kamen in einer empirischen Untersuchung die Autor_innen Köller et al. (2006) zu dem Ergebnis, dass die Entscheidung für das Fach Mathematik als Leistungskurs zusätzlich zu guten Noten und einem hohen mathematischen Fähigkeitskonzept vom Interesse für das Fach beeinflusst wird. Zudem ergaben externale Vergleiche mit leistungsstärkeren Personen, dass die Selbstkonzepte im fortlaufenden Prozess absinken. Dagegen waren geringfügig positive Effekte auf der Motivationsebene erkennbar, auch wenn die Individuen einer besonders leistungsfähigen Gruppe angehörten. Dies wurde auf die Wertschätzung der Person innerhalb der eigenen Gruppe zurückgeführt (Köller et al. 2006). Die Befragung des Hochschulinformationssystems bestätigt den Befund, dass intrinsische Motive mit Erfolgserwartungen verknüpft sind und entsprechend die Studiengangswahl beeinflussen (Heine et al. 2005). Die Autoren unterscheiden zwischen intrinsischen, extrinsischen und sozialen Motiven. Insbesondere intrinsische Motive, die dominant sind, zeigen sich im Wunsch nach Entfaltung, bestimmten Zielen und Erwartungen. 50 % der Männer und Frauen lassen sich im Entscheidungsprozess für ein Studium von motivationalen Aspekten leiten (Heine et al. 2005).

Ebenso postuliert Guggenberger (1991), dass – neben soziodemografischen Merkmalen – Fähigkeiten und Interesse für das Fach wichtige Determinanten in der Entscheidungsphase für ein Studium sind. Nach Guggenberger werden diese Entscheidungen nicht bewusst getroffen, sondern von Vorstellungen und Erfolgserwartungen bestimmt. Auch Skorepa und Greimel-Fuhrmann (2009) betonen neben dem Einfluss von Noten und Fähigkeitskonzepten die Bedeutung von Interesse für das Fach. Dazu wurden in einer Längsschnittstudie an der Wirtschaftsuniversität Wien 1 618 Personen (60,3 % Frauen) zu ihrer Studienerfolgserwartung befragt. Dabei schätzten die Studentinnen ihre akademischen Fähigkeiten im Hinblick auf den Studienerfolg geringer ein als die Studenten (Skorepa/Greimel-Fuhrmann 2009).

Unter Berücksichtigung der rezipierten Theorien von Marsh (1986), Deaux und LaFrance (1998) und Steele (1997) sowie der diskutierten empirischen Ergebnisse wird angenommen, dass ein Zusammenhang zwischen schulischen Leistungen, intrinsischen Motiven und der subjektiven Einschätzung des Studienerfolges besteht. Mit folgenden Hypothesen wird überprüft, inwiefern schulische Leistung und intrinsische Motive die persönliche Einschätzung des Studienerfolges beeinflussen. Daraus ergibt sich:

Hypothese 3: Schulische Leistungen und intrinsische Motive für die Studiengangswahl beeinflussen die Erfolgserwartung im Informatikstudium.

Aufgrund von Geschlechterstereotypen und der Befundlage, dass Frauen sich insbesondere im MINT-Bereich unterschätzen, wird angenommen, dass Frauen, selbst wenn sie sehr gute schulische Leistungen vorweisen, nicht bzw. weniger davon profitieren können. Aufgrund dessen wird folgende geschlechtsspezifische Hypothese abgeleitet:

Hypothese 4: Schulische Leistungen und intrinsische Motive für die Studiengangswahl haben für Informatikstudenten eine größere positive Wirkung auf die Einschätzung ihres Studienerfolgs als für Informatikstudentinnen.

3 Forschungsdesign, Daten und Methoden

Um geschlechtsspezifische Erfolgserwartungen unter Informatikstudierenden zu untersuchen, wird auf Daten der Studie „Alumnae Tracking“ der Universität Bamberg zurückgegriffen. In dieser Studie wurden Informatikstudierende, Graduierte und Unternehmen aus der IT-Branche befragt. Dabei ist es erwähnenswert, dass der Frauenanteil in den Informatikstudiengängen der Universität Bamberg über dem bundesweiten Durchschnitt liegt. Von ca. 16 % im Jahr 2008 stieg der Frauenanteil im Jahr 2013 auf 24,24 % und erreichte im Wintersemester 2016/2017 bei einer Gesamtzahl von 1 207 Studierenden 27,8 %. Der hohe Anteil von Studentinnen in der Bamberger Informatik ist wahrscheinlich auf die Interdisziplinarität der Studiengänge zurückzuführen. Die Informatik wird in Bamberg häufig mit Studieninhalten aus den Kultur-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften verbunden. Studien haben gezeigt, dass der Frauenanteil in solchen Bindestrich-Studiengängen (wie Bio- und Medieninformatik und Medizinische Informatik) höher ist als in reinen Informatikstudiengängen (Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit 2014).

Die Befragung der Studierenden erfolgte sowohl online als auch in allen Pflichtveranstaltungen der Informatikstudiengänge jeweils im Sommersemester 2013, 2014 und 2015. Die Rücklaufquote der Befragung betrug über die drei Jahre hinweg durchschnittlich ca. 13 %. Insgesamt lag der Frauenanteil über die drei Wellen bei 34,3 %. Unter anderem wurden die Studierenden gefragt, wie sie ihren persönlichen Studienerfolg im Vergleich zu ihren Mits Studierenden einschätzen. Auf der Basis dieser Frage wurde die abhängige Variable der Analysen gebildet. Gaben die Studierenden an, ihren Studienerfolg im Vergleich zu ihren Mits Studierenden durchschnittlich, besser oder deutlich besser einzuschätzen, wurden sie für die nachfolgenden Analysen mit 1 kodiert. Um den Einfluss der Fähigkeiten zu modellieren, wird auf die erhobenen Daten zu den vorangegangenen akademischen Leistungen, nämlich die Abitur- und Mathematikabschlussnote, zurückgegriffen. Zwar stellen Mathematik und Informatik zwei verschiedene Fächer dar, dennoch gelten gute Leistungen in Mathematik als Voraussetzung für ein erfolgreiches Studium der Informatik (Broy/Denert/Engeser 2008). Der mögliche Einfluss intrinsischer Motive wird abgebildet durch die erhobenen Gründe zur Studiengangswahl, nämlich Begabung und Interesse für das Fach Informatik (Heine et al. 2005; Hachmeister et al. 2007). Eine Zusammenstellung der Operationalisierung findet sich in Tabelle 1⁶. Die ursprünglich fünfstufigen Items (ordinal skaliert) wurden für die multivariate Analyse in binäre unabhängige Variablen (nominal skaliert) umgewandelt, da nicht alle Zellen ausreichend besetzt waren. Dies geschah durch die künstliche Dichotomisierung anhand des Medians. Es wurde mit allen Werten einer Likertskala so verfahren, denn es kann keine Äquidistanz zwischen den vorgegebenen Abstufungen angenommen werden (Bortz/Döring 2006: 68, 708). Auch wenn bei diesem Prozess Informationen verloren gehen und die Genauigkeit etwas sinkt, erscheint diese Vorgehensweise als praktikable Alternative sinnvoll.

6 Quellen zur Itemkonstruktion: Briedis et al. (2010); Willich et al. (2011); Ortenburger (2013).

Tabelle 1: Operationalisierung der Variablen

Konstrukt	Operationalisierung	Skala/Merkmalsausprägung
Geschlecht	Selbstangabe des Geschlechts	männlich, weiblich
Erfolgserwartungen	Subjektive Einschätzung des Studienerfolgs im Vergleich zu Kommilitonen	5-stufige Likertskala (1: deutlich schlechter; 5: deutlich besser) Für die Analysen dichotomisiert 1, 2: schlechte Erfolgserwartungen 3, 4, 5: durchschnittliche bis hohe Erfolgserwartung
Studiengang	Selbstangabe des Studiengangs	nominal skaliert
	BA Angewandte Informatik (BA-AI) BA Software System Science (BA-SoSySc) MA Angewandte Informatik (MA-AI)	stark techniklastige Studiengänge
	BA Wirtschaftsinformatik (BA-WI) MA Wirtschaftsinformatik (MA-WI)	Wirtschaftsinformatik
	Nebenfach Angewandte Informatik im BA (BA-AI-NF) BA International Information Systems Management (BA-IISM) MA Wirtschaftspädagogik mit Schwerpunkt Wirtschaftsinformatik (MA-WiPäd/WI+WiPäd/WI Dipl.) MA Computing in the Humanities (MA-CitH)	wenig techniklastige Studiengänge
Schulische Leistungen	Abiturabschlussnote Mathematikabschlussnote	1,0 bis 4,0 für die Analysen dichotomisiert 1,0 bis 2,3: sehr gut bis gut 2,7 bis 4,0: durchschnittlich bis schlecht 1,0 bis 6,0 für die Analysen dichotomisiert 1,0 bis 2,3: sehr gut bis gut 2,7 bis 4,0: durchschnittlich bis schlecht
Intrinsische Motivation	Begabung für das Fach Fachinteresse	5-stufige Likertskala (1: sehr gering; 5: sehr hoch) für die Analysen dichotomisiert 1, 2, 3: sehr gering bis durchschnittlich 4, 5: Hoch bis sehr hoch 5-stufige Likertskala (1: sehr gering; 5: sehr hoch) für die Analysen dichotomisiert 1, 2, 3: sehr gering bis durchschnittlich 4, 5: Hoch bis sehr hoch

Quelle: eigene Darstellung.

Nach Ausschluss von Personen mit fehlenden Werten in den analytischen Variablen umfasst das Sample 252 Informatikstudierende, davon sind 86 weiblich. Diese Studierenden verteilen sich wie folgt auf die verschiedenen Studiengänge in der Informatik:

84 studierten in stark techniklastigen Studiengängen (25 Frauen), 65 studierten in wenig techniklastigen Studiengängen (37 Frauen), 103 studierten in der Wirtschaftsinformatik (24 Frauen).

Im ersten Schritt der empirischen Analyse werden deskriptive Befunde für die persönliche Einschätzung des Studienerfolgs, schulische Leistungen und intrinsische Motive nach Geschlecht und Studiengang dargestellt. Die Unterschiedshypothesen werden mit parameterfreien Signifikanztests geprüft (Wilcoxon Rangsummentest). Dabei sind signifikante Ergebnisse folgendermaßen gekennzeichnet: */**/** signifikant auf 10/5/1 %-Niveau. Daran schließen sich logistische Regressionen zum selbst eingeschätzten Studienerfolg an. Dabei wird zunächst ein Modell geschätzt, in welches nur das Geschlecht einfließt (Modell 1). Anschließend werden Modelle für die verschiedenen Studiengänge (Modell 2a) sowie mit einer Interaktion aus Studiengang und Geschlecht (Modell 2b) geschätzt. Im dritten Schritt wird der Einfluss der Schulleistungen (Modell 3a) sowie die Interaktion aus Schulleistungen und Geschlecht (Modell 3b) geschätzt. Weiterhin wird der Einfluss der intrinsischen Motive (Modell 4a) sowie der Interaktion aus intrinsischen Motiven und Geschlecht (Modell 4b) überprüft. Um eventuelle Korrelationen zu berücksichtigen, wird im letzten Schritt ein Gesamtmodell präsentiert, in dem zunächst alle Kovariablen (Modell 5a) und anschließend deren Interaktionen mit Geschlecht (Modell 5b) einfließen.

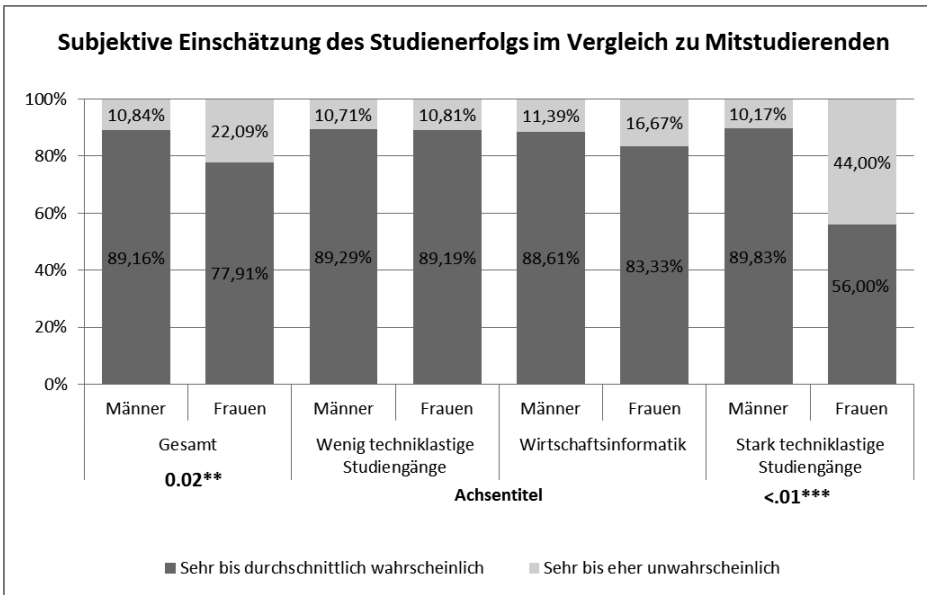
4 Ergebnisse

4.1 Deskriptive Ergebnisse

Das Ziel der vorliegenden empirischen Analyse ist es, mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der subjektiven Einschätzung des Studienerfolgs⁷ in der Informatik zu untersuchen. Abbildung 1 zeigt die deskriptiven Ergebnisse, wie Informatikstudentinnen und Informatikstudenten ihren Studienerfolg im Vergleich zu ihren Mitstudierenden beurteilen. Während ca. 89 % der Studenten davon überzeugt ist, das Studium erfolgreich abzuschließen, gilt dies nur für knapp 78 % der Studentinnen. Die weiterführende Analyse zeigt, dass dieser Unterschied von ca. 11 Prozentpunkten signifikant ist (WRS = 2.388; $p = 0.02^{**}$). Das Ergebnis unterstützt die *Hypothese 1*. Weiterhin wird ersichtlich, dass sich deutliche Unterschiede zwischen den Studiengängen zeigen. Insbesondere in stark techniklastigen Studiengängen zeigen sich Geschlechterunterschiede: Während gute 90 % der Studenten von ihrem Studienerfolg überzeugt sind, gilt dies gerade einmal für 56 % der Frauen (WRS = 3.507; $p = <.01^{***}$). Dieser Befund wird als Evidenz für *Hypothese 2* gewertet. Kein Geschlechterunterschied zeigt sich dagegen in wenig techniklastigen Informatikstudiengängen.

7 Die Merkmalswerte für Studienerfolg, Abiturleistungen und Begabung sind normal verteilt. Hingegen lassen die Merkmalswerte der Mathematikleistungen eine Rechtsschiefe bzw. für Fachinteresse eine Linksschiefe erkennen.

Abbildung 1: Subjektive Einschätzung des Studienerfolgs im Vergleich zu Mitstudierenden, getrennt nach Studiengang



Quelle: eigene Berechnungen auf der Basis von „Alumnae Tracking“.

Im nächsten Schritt werden die schulischen Leistungen der Studierenden in den Blick genommen (Tabelle 2). Dabei zeigt sich, dass Informatikstudierenden gesamt betrachtet im Durchschnitt die besseren Abiturabschlussnoten sowie die besseren Mathematikabschlussnoten vorweisen als Informatikstudenten. Der Geschlechterunterschied bei der Abiturabschlussnote ist signifikant (WRS = 1.876; $p = 0.06^*$). Auch wenn die Mathematiknoten der Studentinnen leicht besser sind als die ihrer Kommilitonen, sind diese aber nicht signifikant. Auffallend ist, dass Männer und Frauen in weniger technikleistigen Informatikstudiengängen im Durchschnitt schlechtere Mathematikabschlussleistungen erzielten als in Wirtschaftsinformatik und stark technikleistigen Informatikstudiengängen. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Entscheidung für einen wenig technikleistigen Informatikstudiengang auch in Abhängigkeit von der schulischen Leistungen erfolgt.

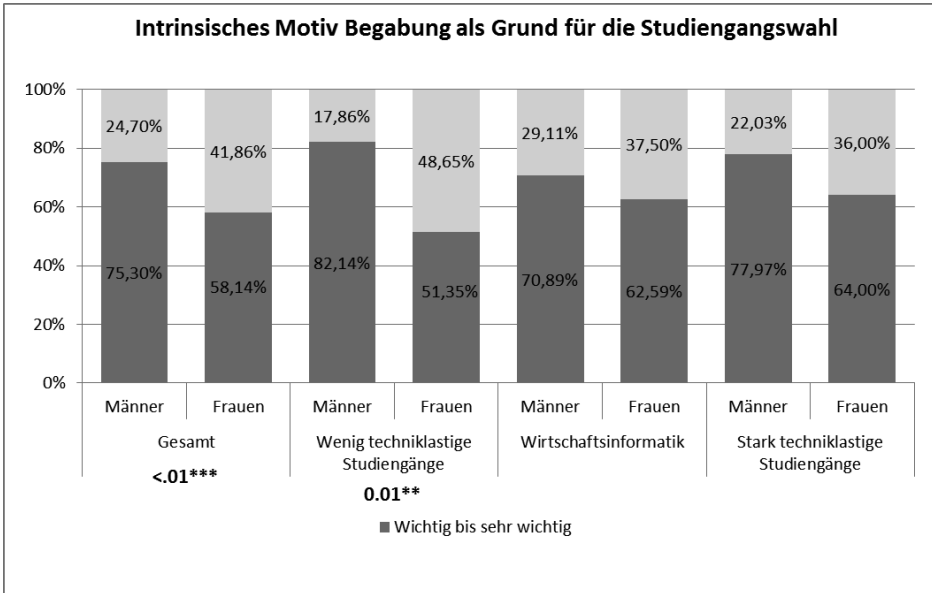
Tabelle 2: Durchschnittliche schulische Leistungen von Informatikstudierenden nach Geschlecht und Studiengang

Schulische Leistungen	Männer Ø	SD	Frauen Ø	SD	WRS-Test	p-Wert
Alle Informatikstudierenden						
Mathematikabschlussnote	2.29	1.10	2.24	0.94	0.049	0.96
Abiturabschlussnote	2.48	0.57	2.30	0.64	1.876	0.06*
Stark techniklastige Informatikstudiengänge						
Mathematikabschlussnote	2.27	1.06	2.16	0.69	0.160	0.87
Abiturabschlussnote	2.44	0.65	2.30	0.53	0.917	0.36
Wirtschaftsinformatik						
Mathematikabschlussnote	2.20	0.98	2.00	0.93	0.907	0.36
Abiturabschlussnote	2.52	0.52	2.35	0.76	0.556	0.58
Weniger techniklastige Informatikstudiengänge						
Mathematikabschlussnote	2.57	1.45	2.46	1.07	-0.021	0.98
Abiturabschlussnote	2.44	0.61	2.26	0.64	0.970	0.33

Quelle: eigene Berechnungen auf der Basis von „Alumnae Tracking“.

Im dritten Schritt werden Geschlechterunterschiede der intrinsischen Motive untersucht (Abb. 2). Insgesamt geben ca. 75 % der Männer an, dass sie sich für das Studium entschieden haben, weil sie sich für begabt halten. Dies gilt nur für ca. 58 % der Frauen. Dieser Unterschied ist hoch signifikant (WRS = 2.799; $p = <.01$ ***). Nach einer Differenzierung des Studiengangs wird deutlich, dass dieser signifikante Geschlechterunterschied für die Gesamtpopulation durch die Studierenden in wenig techniklastigen Studiengängen verursacht wird (WRS = 2.551; $p = 0.01$ **). Für Wirtschaftsinformatik und stark techniklastige Informatikstudiengänge sind die Geschlechterdifferenzen nicht signifikant.

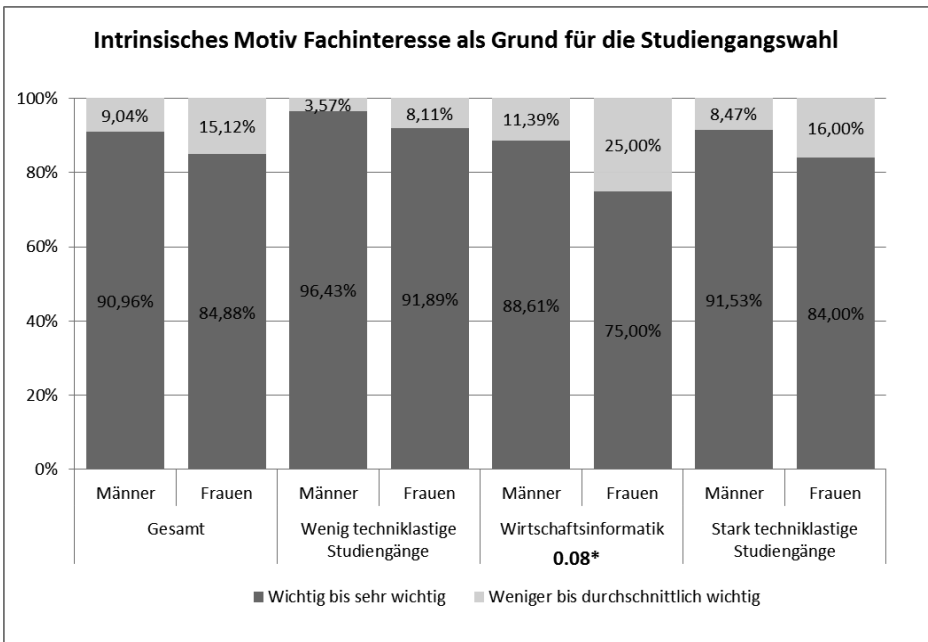
Abbildung 2: Intrinsisches Motiv „Begabung“ als Grund für die Studiengangswahl, getrennt nach Studiengang



Quelle: eigene Berechnungen auf der Basis von „Alumnae Tracking“.

Im letzten Schritt der deskriptiven Analyse wird das Fachinteresse von Informatikstudentinnen und Informatikstudenten in den Blick genommen. Obschon Studenten stärker als Studentinnen Fachinteresse als zentralen Grund für die Studiengangswahl nennen, so sind diese Unterschiede für die Gesamtpopulation nicht signifikant. Differenziert nach Studiengängen findet sich ein signifikanter Geschlechterunterschied bei der Wirtschaftsinformatik (WRS = 1.727; $p = 0.08^*$). Etwas über 88 % der Männer in Wirtschaftsinformatikstudiengängen geben an, dass das Interesse für das Fach Informatik ein wichtiges Entscheidungskriterium für die Studiengangswahl war. Hingegen hat diese intrinsische Motivation nur 75 % der Frauen beeinflusst.

Abbildung 3: Intrinsisches Motiv „Fachinteresse“ als Grund für die Studiengangswahl, getrennt nach Studiengang



Quelle: eigene Berechnungen auf der Basis von „Alumnae Tracking“.

4.2 Multivariate Ergebnisse

Mit den multivariaten Analysen soll nun untersucht werden, ob die schlechtere Selbsteinschätzung des Studienerfolgs von Informatikstudentinnen systematisch durch geschlechtsspezifische Wahrnehmungen der eigenen schulischen Leistungen und intrinsische Motivation erklärt werden kann, und ob sie in den unterschiedlichen Studiengängen variiert. In den Ergebnissen werden bewusst Odds ratios und keine beta-Koeffizienten ausgewiesen, da die Aussagekraft von beta-Koeffizienten nur sehr begrenzt ist. Letztendlich geben sie nur Auskunft darüber welche Richtung ein Effekt hat. Sie sagen jedoch nichts über die Stärke des Effekts aus. Odds ratios erlauben dagegen Aussagen über die Stärke von Effekten. Die Odds ratios werden jedoch über die beta-Koeffizienten ermittelt und sind Grundlage der dargestellten Odds ratios. Die Ergebnisse der logistischen Regressionen finden sich in Tabelle 3.

Wie bereits in den deskriptiven Analysen deutlich wurde, schätzen sich Informatikstudentinnen im Vergleich zu ihren Kommilitonen schlechter ein (Modell 1). Dies gilt jedoch nur für stark techniklastige Informatikstudiengänge, wie die Interaktionseffekte und der verschwindende Geschlechtereffekt in Modell 2b zeigen. Somit kann erneut die *Hypothese 2* bestätigt werden. Dieses Ergebnis ist ein Hinweis dafür, dass Frauen in

stark techniklastigen Informatikstudiengängen das Studium offenbar als anspruchsvoller für sich wahrnehmen.

Die Modelle 3a und 3b modellieren die Bedeutung der schulischen Leistungen. Bei Hinzunahme der Abitur- und Mathematiknote reduziert sich der Effekt von Geschlecht zwar, bleibt aber weiterhin signifikant (Modell 3a). Zudem zeigt sich, dass Studierende mit starken Abiturleistungen und Mathenoten ihren Studienerfolg signifikant besser einschätzen. Studierende mit sehr guten oder guten Mathematikleistungen haben eine ca. zweifach höhere Chance, ihren Studienerfolg hoch einzuschätzen, als Personen mit durchschnittlichen oder schlechten Mathematikleistungen. Bei sehr guten oder guten Abiturabschlussnoten ist die Chance sogar dreifach erhöht. Somit kann die Annahme (*Hypothese 3*) bestätigt werden, dass schulische Leistungen die Studienerfolgserwartung signifikant beeinflussen. Hier gibt es aber klare geschlechtsspezifische Unterschiede, wie das Modell 3b zeigt. Im Vergleich zu Informatikstudenten mit sehr guten oder guten Abiturleistungen bewerten Informatikstudentinnen mit gleichen Abiturleistungen ihre Chance, das Studium erfolgreich abzuschließen, signifikant geringer. Somit zeigt sich, wie in der *Hypothese 4* angenommen wurde, dass vorangegangene schulische Leistungen eine größere positive Wirkung auf die Selbsteinschätzung von Informatikstudenten als auf die Selbsteinschätzung von Informatikstudentinnen haben.

Im weiteren Schritt der multivariaten Analysen (Modelle 4a und 4b) wird nun der Einfluss der intrinsischen Motivation überprüft. Spielten sowohl die Begabung als auch das Fachinteresse eine bedeutende Rolle bei der Studiengangswahl, so erhöht sich die Chance, dass Informatikstudierende glauben, dass sie ihr Studium erfolgreich abschließen werden (Modell 4a). Auch dies bestätigt wieder die *Hypothese 3*. Jedoch zeigen sich auch hier erneut klare Geschlechterunterschiede, wie die Hinzunahme von Interaktionseffekten im Modell 4b verdeutlicht. Denn Studentinnen, die Begabung bei der Studiengangswahl als wichtig erachteten, haben im Vergleich zu Kommilitonen, für die Begabung ähnlich zentral war bei der Studiengangswahl, eine signifikant geringere Chance, ihren Studienerfolg positiv zu bewerten. Dies unterstützt erneut die *Hypothese 4*. Für Fachinteresse zeigt sich dagegen keine geschlechtsspezifische Wirkungsweise. Das Gesamtmodell (Modell 5a) zeigt, dass die zuvor berichteten Haupteffekte größtenteils signifikant bleiben (mit Ausnahme der Mathenote). Die Interaktionen des Gesamtmodells (5b) bleiben für die Abiturabschlussnote auf einem mittleren und für Begabung auf einem hohen Niveau signifikant. Der Geschlechtereffekt verschwindet, bleibt aber für die Interaktionseffekte in stark techniklastigen Informatikstudiengängen und für Begabung bestehen.

Tabelle 3: Regression Einschätzung durchschnittliche bis deutlich bessere Chancen, das Studium erfolgreich abzuschließen im Vergleich zu Mitstudierenden

	Modell 1	Modell 2a	Modell 2b	Modell 3a	Modell 3b	Modell 4a	Modell 4b	Modell 5a	Modell 5b
Frauen (1)	0.429**	0.361***	0.99	0.263***	0.6156	0.456**	0.839	0.335**	0.319
Studiengang									
Stark techniklastige Studiengänge (2)	0.350**	0.350**	1.06	0.231***	0.279**	0.322**	0.376*	0.245**	1.365
Studiengänge Wirtschaftsinformatik (2)	0.581	0.581	0.933	0.483	0.549	0.648	0.826	0.583	1.631
Interaktion Frauen (1) X Stark techniklastige Studiengänge(2)			0.146**						0.807**
Interaktion Frauen (1) X Studiengänge Wirtschaftsinformatik (2)			0.649						0.481
Schulleistungen									
Abiturabschlussnote (3)				3.098***	9.193***			2.742**	6.246**
Mathematikabschlussnote (3)				2.202**	2.566			1.919	2.712
Interaktion Frauen (1) X Abiturabschlussnote (3)				0.149**					0.351
Interaktion Frauen (1) X Mathematikabschlussnote (3)				0.749					0.673
Intrinsische Motivation									
Begabung (4)						3.058***	8.015***	2.131*	5.392***
Fachinteresse (4)						2.429*	2.136	2.517*	2.088
Interaktion Frauen (1) X Begabung (4)							0.116***		0.123**
Interaktion Frauen (1) X Fachinteresse (4)							1.915		2.438
Konstante	8.222***	16.275***	8.333***	8.967***	5.833***	3.583*	2.081	2.456	0.4077
Log. Likelihood	-102.390	-99.994	-97.585	-91.327	-88.663	-92.546	-89.068	-86.627	-78.310
Iterationen	4	4	4	4	5	4	5	4	5
Pseudo-R ²	0.0260	0.0488	0.0717	0.0717	0.1566	0.1197	0.1527	0.1741	0.2551

//**/**** signifikant auf 10/5/1 % Niveau; Anzahl der Beobachtungen = 252

Quelle: Projekt Alumnae Tracking Studierendenbefragung; eigene Berechnungen; Odds Ratios dargestellt; Referenzkategorien: (1) Männer; (2) wenig techniklastiger Studiengang ; (3) durchschnittliche/schlechte Leistungen; (4) weniger wichtig;

5 Zusammenfassung und Diskussion

Im Zentrum dieses Beitrags steht die Frage, ob Studentinnen und Studenten der Informatik ihre Chancen, das Informatikstudium erfolgreich abzuschließen, unterschiedlich wahrnehmen. Ausgangspunkt war dabei die These, dass sich Informatikstudentinnen unterschätzen und mehr können als sie denken. Um sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, wurden neue verfügbare Daten einer Studierendenerhebung genutzt, die es erstmals ermöglichten, Geschlechterdifferenzen unter Informatikstudierenden zu untersuchen.

Sowohl die deskriptiven als auch die multivariaten Ergebnisse haben gezeigt, dass Informatikstudentinnen ihren Studienerfolg signifikant schlechter einschätzen als ihre Kommilitonen, und das, obschon sie bessere schulische Leistungen vorweisen können. Insbesondere in stark techniklastigen Studiengängen schätzen Studentinnen die Chancen geringer ein, ihr Studium erfolgreich abzuschließen. In wenig techniklastigen Informatikstudiengängen zeigen sich dagegen keine signifikanten Geschlechterunterschiede.

Dies deutet darauf hin, dass Stereotype, hier im Sinne von unterstellten Anforderungen an technische Fähigkeiten, einen bedeutsamen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung der Frauen haben. Es scheint somit einen Wirkungsmechanismus zwischen geschlechtsstereotypen Wahrnehmungen und geschlechtsbezogenem Selbstwissen zu geben (Deaux und LaFrance 1998). Die kulturelle und soziale Rekonstruktion von Geschlechterstrukturen führen anscheinend dazu, dass es Frauen schwerfällt, sich mit ihren technischen Fähigkeiten zu identifizieren.

Weiterhin zeigen die Ergebnisse, dass die untersuchten Informatikstudentinnen signifikant bessere Abiturleistungen vorweisen können als ihre Kommilitonen. Nach Marsh (1986) sollten sehr gute/gute Leistungen der Studentinnen sich positiv auf die Einschätzung ihrer Fähigkeiten auswirken. In dieser Analyse jedoch schätzen sie sich trotz sehr guter/guter Schulleistungen signifikant schlechter ein als Männer. Es finden externe Vergleichsprozesse mit Studenten statt, im Zuge derer die eigene Leistung abgewertet und die eigenen Fähigkeiten geringer eingeschätzt werden. Dabei steht die eigene Einschätzung der Studentinnen im Widerspruch zu deren tatsächlichen Leistungen im Studium, insbesondere in techniklastigen Informatikstudiengängen, wie sich anhand von Klausurergebnissen einer früheren Untersuchung zeigt (Schmid/Gärtig-Daug/Förtsch 2015). Ebenso zeigen weitere Analysen aus der Kohorte der Ehemaligenbefragung keinen signifikanten Geschlechtsunterschied in der Studiumsabschlussnote (Förtsch et al. 2018).

Mit Blick auf die intrinsischen Motive zeigt sich eine geschlechtsspezifische Wirkungsweise, nämlich, dass Informatikstudenten sich ihrer Selbstwirksamkeit bewusster sind und sich sicherer sind, eine besondere Begabung für das Fach zu besitzen. Auch hier wirken geschlechtsstereotypische Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse. Die Ergebnisse sind vergleichbar mit den Befunden aus der PISA-Studie 2000 (Klieme/Neubrand/Lüdtke 2000). Hier haben Jungen im Gegensatz zu Mädchen höhere Werte hinsichtlich ihres Selbstvertrauens in die eigene Mathematikleistung, was wiederum zu motivationsrelevanten Größen wie starkes Interesse und Begabung führt.

Auch wenn die Selbstwirksamkeitserwartungen der Studierenden nicht im Fokus der Analysen dieses Beitrags stehen, könnten positive Rückmeldungen auf Leistungen

sowie eine Selbstreflexion im Studium die Selbstwirksamkeitserwartungen von Informatikstudentinnen erhöhen. Weiterführende, im Rahmen dieses Beitrags nicht abgebildete Analysen mit den Daten von „Alumnae Tracking“ zeigen, dass sich Informatikstudentinnen über studiumsrelevante Fähigkeiten signifikant unsicherer sind als ihre Kommilitonen. Ebenso sind sie weniger gelassen bei auftretenden Schwierigkeiten im Studium und haben größere Schwierigkeiten, angestrebte Ziele zu verwirklichen (Förtsch/Gärtig-Daugs 2015).

Sicherlich wird die Selbsteinschätzung noch von weiteren Faktoren (wie z. B. Fachkompetenz, emotionale Kompetenz, Resilienz) beeinflusst. Diese zu untersuchen muss jedoch die Aufgabe künftiger Forschung sein, da dies mit den genutzten Daten nicht möglich ist. Es stellt sich die Frage, welche Konsequenzen sich aus den Ergebnissen ableiten lassen? Geschlecht ist ein nach wie vor nicht zu vernachlässigendes soziales Konstrukt. Geschlecht produziert und reproduziert sich im gesellschaftlichen Alltag. Damit Mädchen lernen, ihre Leistungen auch in Männerdomänen positiv zu bewerten und realistisch einzuschätzen, ist es wichtig, dass Eltern und Lehrkräfte bei guten schulischen Leistungen frühzeitig ein positives Feedback geben. Berufsspezifische Geschlechterstereotype, die nach wie vor Erwartungen und Ziele von Mädchen und jungen Frauen beeinflussen, könnten so abgebaut werden. In Bamberg gibt es inzwischen verschiedene institutionelle Angebote, beginnend im Kindergarten (wie z. B. die Experimentierkiste Informatik 2016), bis hin zur gymnasialen Oberstufe (z. B. Make IT Informatik Mentoring 2016), die es Mädchen ermöglichen, sich im informatischen Bereich auszuprobieren. Dementsprechend sollten Eltern, Erzieherinnen und Erzieher sowie Lehrkräfte Mädchen, die Interesse und Begabung für das Fach Informatik zeigen, dahingehend unterstützen, dass sie diese Angebote nutzen, um sich ihre persönlichen Ziele bewusst zu machen. Auch führten die Befunde aus der Studie „Alumnae Tracking“ dazu, dass die Bamberger Dozentinnen und Dozenten dafür sensibilisiert wurden, dass ein positives Feedback bei guten Leistungen für Informatikstudentinnen wichtig ist. Zudem wird derzeit ein Coaching-Programm eingeführt, mit dem Studierende lernen, ihre Leistungen besser einzuschätzen, und so ihre Selbstwirksamkeitserwartung stärken können.

Literaturverzeichnis

- Bonsen, Martin, Lintorf, Katrin, & Bos, Wilfried (2008). Kompetenzen von Jungen und Mädchen. In Wilfried Bos, Martin Bonsen, Jürgen Baumert, Manfred Prenzel, Christoph Selter & Gerd Walther (Hrsg), *TIMSS 2007. Mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich* (S. 125–140). Münster: Waxmann.
- Bortz, Jürgen & Döring, Nicola (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (4. Aufl.). Heidelberg: Springer Verlag.
- Briedis, Kolja; Fabian, Gregor & Rehn, Torsten (2010). *Hochqualifiziert und auf dem Weg – eine Befragung von Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen des Prüfungsjahrgangs 2008/2009* (HIS Forum Hochschule). Hannover: HIS Hochschul-Informationssystem GmbH.
- Broy, Manfred; Denert, Ernst & Engeser, Stefan (2008). Informatik studieren! – Warum nicht? *Spektrum Informatik*, 31, 619–628.

- Bundesregierung (2013). *Dringend gesucht: MINT-Fachkräfte*. Zugriff am 05. September 2016 unter <https://www.bundesregierung.de/ContentArchiv/DE/Archiv17/Artikel/2013/10/2013-10-28-mint.html>.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2009). *Forschungsergebnisse der Förderung „Frauen an die Spitze“*. Zugriff am 04. November 2017 unter https://www.google.de/search?q=Frauen+an+die+spitze+was+ist+zun+tun&ie=utf-8&oe=utf-8&client=firefox-b-ab&gfe_rd=cr&dcr=0&ei=3-9WZcXBIBExt37hIgf#.
- Bundesverband Informationswirtschaft Telekommunikation und neue Medien e. V. (Bitkom) (2014). *Report: IT-Strategie – Digitale Agenda für Deutschland zum Digitalen. Deutschland Wachstumsland entwickeln*. Zugriff am 04. November 2017 unter <https://www.bitkom.org/Bitkom/Publikationen/Bitkom-legt-IT-Strategie-vor.html>.
- Deaux, Kay & LaFrance, Marianne (1998). Gender. In Daniel Todd Gilbert, Susan Fiske & Lindzey Gardner (Hrsg.), *The handbook of social psychology* (S. 788–827). New York: McGraw Hill.
- Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB) (2014). *Fachkräftenachwuchs: Geschlechtsspezifische Berufswahl von jungen Frauen auch innerhalb der MINT-Berufe*. Zugriff am 05. September 2016 unter www.dgb.de/themen/++co++20627542-c183-11e3-a8f5-52540023ef1a.
- Experimentierkiste Informatik* (2016). Zugriff am 10. November 2016 unter <https://www.uni-bamberg.de/kogsys/research/projects/feli-forschungsgruppe-elementarinformatik/>.
- Förtsch, Silvia & Gärtig-Daug, Anja (2015). *The influence of self-efficacy beliefs and self-assessment of professional skills on scientific career aspirations of computer scientists* (Präsentation auf der Gender Summit 7 Europe 2015). Zugriff am 04. November 2017 unter <https://www.uni-bamberg.de/index.php?id=119027>.
- Förtsch, Silvia; Gärtig-Daug, Anja; Buchholz, Sandra & Schmid, Ute (2018 [im Erscheinen]). Keep it going, Girl! An Empirical Analysis of Gendered Career Chances and Career Aspirations Among German Graduates in Computer Sciences. *International Journal of Gender, Science and Technology*.
- Frome, Pamela & Eccles, Jacquelynne (1995). Underestimation of Academic Ability in the Middle School Years. Conference Paper. University of Michigan. Zugriff am 05. November 2017 unter www.rcgd.isr.umich.edu/garp/articles/eccles95i.pdf.
- Guggenberger, Helmut (1991). *Hochschulzugang und Studienwahl* (Bd. 24). Klagenfurt: Kärtner Druck- u. Verlagsgesellschaft.
- Hachmeister, Cort-Denis; Harde, Maria E. & Langer, Markus (2007). *Einflussfaktoren der Studienentscheidung. Eine empirische Studie von CHE und EINSTIEG* (Arbeitspapier Nr. 95). Gütersloh: CHE Centrum für Hochschulentwicklung gGmbH.
- Hammer, Sabine; Reiss, Kristina; Lehner, Matthias C.; Heine, Jörg-Henrik; Sälzer, Christine & Heinze, Aiso (2015). Eine Studie zwischen Kontinuität und Innovation. Mathematische Kompetenz in PISA 2015: Ergebnisse, Veränderungen und Perspektiven. In Kristina Reiss, Christine Sälzer, Anja Schiepe-Tiska, Eckhard Klieme & Olaf Köller (Hrsg.), *PISA 2015. Eine Studie zwischen Kontinuität und Innovation* (S. 219–248). Münster: Waxmann.
- Hannover, Bettina (2007). Vom biologischen zum psychologischen Geschlecht. In Alexander Renkl (Hrsg.), *Die Entwicklung von Geschlechtsunterschieden* (S. 1–150). Bern: Verlag Hans Huber.
- Hannover, Bettina & Bettge, Susanne (1993). *Mädchen und Technik*. Göttingen: Verlag Hogrefe.

- Heatherington, Laurie; Daubman, Kimberly; Bates, Cynthia; Ahn, Alicia; Brown, Heather & Preston, Camille (1993). Two investigations of female modesty in achievement situations. *Sex Roles*, 29(11–12), 739–754. <https://doi.org/10.1007/BF00289215>
- Heine, Christoph; Spangenberg, Heike; Schreiber, Jochen & Sommer, Dieter (2005). *Studienanfänger in den Wintersemestern 2003/04 und 2004/05. Wege zum Studium, Studien- und Hochschulwahl, Situation bei Studienbeginn* (HIS/Hochschul-Informationssystem-Hochschulplanung, Bd. 180). Hannover.
- Keller, Johannes & Dauheimer, Dirk (2003). Stereotype threat in the classroom: Dejection mediates the disrupting threat effect on women's math performance. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 29, 371–381. <https://doi.org/10.1177/0146167202250218>
- Kempf, Dieter (2012). *Dauerbrenner Fachkräftemangel. Bitkom-Umfrage*. Zugriff am 05. September 2016 unter <https://www.computerwoche.de/a/dauerbrenner-fachkraeftemangel>, 2526474.
- Kessels, Ursula (2012). Selbstkonzept: Geschlechtsunterschiede und Interventionsmöglichkeiten. In Heidrun Stöger, Albert Ziegler & Michael Heilemann (Hrsg.), *Mädchen und Frauen in MINT. Bedingungen von Geschlechterunterschieden und Interventionsmöglichkeiten* (S. 213–228). Berlin: Verlag LIT.
- Klieme, Eckhardt; Neubrand, Michael & Lüdtke, Oliver (2009). Mathematische Grundbildung: Textkonzeption und Ergebnisse. In Jürgen Baumert, Eckhardt Klieme, Michael Neubrand, Manfred Prenzel, Ulrich Schiefele, Wolfgang Schneider, Petra Stanat, Klaus-Jürgen Tillmann & Manfred Weiß (Hrsg.), *PISA 2000: Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich* (S. 141–191). Opladen Leske + Budrich.
- Kling, Kristen C.; Hyde, Janet Shibley; Showers, Carolin J. & Buswell, Brenda N. (1999). Gender differences in self-esteem: a meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 125(4), 470–500. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.125.4.470>
- Köller, Olaf; Trautwein, Ulrich; Lüdtke, Oliver & Baumert, Jürgen (2006). Zum Zusammenspiel schulischer Leistung, Selbstkonzept und Interesse in der gymnasialen Oberstufe. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 20(1/2), 27–39. <https://doi.org/10.1024/1010-0652.20.12.27>
- Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit (2014). *Themenspecial: Frauen in der Informatik*. Zugriff am 30. März 2017 unter www.komm-mach-mint.de/Presse/Themenspecial/Themenspecial-Frauen-Informatik.
- Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit (2015). *MINT-Studiengänge: Zahl der Studienanfängerinnen und Studienanfänger steigt weiter an*. Zugriff am 27. März 2017 unter www.komm-mach-mint.de/Presse/Pressemitteilungen/PM-2015-Zahl-der-Studienanfängerinnen-und-Studienanfänger-steigt-weiter.
- Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit (2016). *MINT-Fächer stark nachgefragt* (Pressemitteilung vom 19.12.2016). Zugriff am 19. Juli 2017 unter www.komm-mach-mint.de/MINT-News/MINT-Faecher-stark-nachgefragt.
- Make IT Informatik Mentoring* (2016). Zugriff am 10. November 2016 unter <http://nachwuchs.wiai.uni-bamberg.de/make-it.html>.
- Marsh, Herbert W. (1986). Verbal and math self-concepts. an internal/external frame of reference model. *American Educational Research Journal*, 23, 129–149. <https://doi.org/10.3102/00028312023001129>
- Marsh, Herbert W.; Kong, Chit-Kwong & Hau, Kit-Tai (2000). Longitudinal multilevel models of the big fish little pond effect on academic self-concept. *Journal of Personality and Social Psychology*, 78(2), 337–349. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.78.2.337>

- Middendorff, Elke; Apolinarski, Beate; Poskowsky, Jonas & Kandula, Maren (2013). *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012* (20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks). Berlin.
- Möller, Jens (2000). Effekte dimensionaler und sozialer Vergleiche auf Fähigkeitseinschätzungen und die Zufriedenheit mit der Leistung. *Zeitschrift für Experimentelle Psychologie*, 47, 67–71. <https://doi.org/10.1026//0949-3964.47.1.67>
- Ortenburger, Andreas (2013). *Beratung von Bachelorstudierenden in Studium und Alltag. Ergebnisse einer HISBUS-Befragung zu Schwierigkeiten und Problemlagen von Studierenden und zur Wahrnehmung, Nutzung und Bewertung von Beratungsangeboten*. HIS Hochschul-Informationen-System GmbH. Berichtsband. Zugriff am 04. November 2017 unter www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201303.pdf?pk_campaign=ZDM.
- Schroeders, Ulrich; Penk, Christiane; Jansen, Malte & Pant, Hans Anand (2013). Geschlechtsbezogene Disparitäten. In Hans Anand Pant, Petra Stanat, Ulrich Schroeders, Alexander Roppelt, Thilo Siegle & Claudia Pöhlmann (Hrsg.), *IQB-Ländervergleich 2012. Mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenzen am Ende der Sekundarstufe I*. (S. 249–270). Münster u. a.: Waxmann.
- Rohe, Anna M. & Quaiser-Pohl, Claudia (2010). Prädiktoren für mathematische Kompetenzen zu Beginn der Grundschule – Gibt es Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen? In Claudia Quaiser-Pohl & Martina Endepohls-Ulpe (Hrsg.), *Bildungsprozesse im MINT-Bereich. Interesse, Partizipation und Leistungen von Mädchen und Jungen* (S. 13–26). Münster u. a.: Waxmann.
- Schmid, Ute; Gärtig-Daug, Anja & Förtsch, Silvia (2015). Introvertierte Studenten, fleißige Studentinnen? – Geschlechtsspezifische Unterschiede in Motivation, Zufriedenheit und Wahrnehmungsmustern bei Informatikstudierenden. *Informatik Spektrum*, 38(5), 379–395. <https://doi.org/10.1007/s00287-014-0784-6>
- Schneider, Julia & Stenke, Gero (2016). *Diversität als Chance für Forschung und Entwicklung in Unternehmen. Studie Stifterverband: Männlich – Deutsch – MINT*. Zugriff am 10. April 2017 unter https://www.stifterverband.org/maennlich_deutsch_mint.
- Skaalvik, Sidsel & Skaalvik, Einar M. (2004). Gender Differences in Math and Verbal Self-Concept, Performance Expectations, and Motivation. *Sex Roles*, 50, 241–252. <https://doi.org/10.1023/B:SERS.0000015555.40976.e6>
- Skorepa, Martina & Greimel-Fuhrmann, Bettina (2009). *Studienziele und -interesse, Lernmotivation, Lernstrategien und Fähigkeitskonzept von Erstsemestrigen an der Wirtschaftsuniversität Wien* (Tagungsband zum 3. Österreichischen Wirtschaftspädagogik-Kongress. Festschrift für Dieter Mandl & Gerwald Mandl). Wien: Manz-Verlag Schulbuch. Zugriff am 04. November 2017 unter https://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:duqE6hgOeh0J:https://static.uni-graz.at/fileadmin/sowi-institute/Wirtschaftspaedagogik/Festschrift_WP-Kongress_2009/wipwww-17skorepa_greimel-fuhrmann_lernmotivation.pdf+&cd=9&hl=de&ct=clnk&gl=de.
- Spencer, Steven J.; Steele, Claude M. & Quinn, Diane M. (1999). Stereotype Threat and Women's Math Performance. *Journal of Experimental Social Psychology*, 35, 4–28. <https://doi.org/10.1006/jesp.1998.1373>
- Statistisches Bundesamt (2015). *H 201 – Hochschulstatistik. Schnellmeldungsergebnisse der Hochschulstatistik. Vorläufige Ergebnisse – Wintersemester 2014/2015*. Zugriff am 05. September 2016 unter <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungFor>

schungKultur/Hochschulen/SchnellmeldungWSvorlaeufig.html;jsessionid=00E63A5E4BAF3C662FFC5BCE4F2796C3.cae3.

- Steele, Claude M. (1997). A threat in the air: How stereotypes shape intellectual identity and performance. *American Psychologist*, 52, 613–699. <https://doi.org/10.1037/0003-066X.52.6.613>
- Struwe, Ulrike (2017). *Frauen bringen Vielfalt in die MINT-Berufe: Interview mit Dr. Ulrike Struwe*. „Das ist nichts für dich“. Zugriff am 10. April 2017 unter https://www.mitmischen.de/diskutieren/topthemen/politikfeld_bildung/MINT/Interview_Struwe_MINT/index.jsp.
- Watt, Helen M.G. (2007). A trickle from the pipeline: Why girls under-participate in maths. *Professional Educator*, 6(3), 36–41.
- Weitzel, Tim; Eckhardt, Andreas; Laumer, Sven; Maier, Christian; Oelhorn, Caroline; Weinert, Christoph & Wirth, Jakob (2017). *Recruiting Trends 2017. Women in IT. Eine empirische Untersuchung mit den Top 1000 Unternehmen aus Deutschland sowie den Top 300 Unternehmen aus den Branchen Finanzdienstleistung, Health Care und IT*. Centre of Human Information Systems (CHRIS). Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Zugriff am 19. Juli 2017 unter <https://www.uni-bamberg.de/isdl/transfer/e-recruiting/recruiting-trends/recruiting-trends-2017/>.
- Zimmer, Karin; Burba, Desiree & Rost, Jürgen (2004). Kompetenzen von Jungen und Mädchen. In Manfred Prenzel, Jürgen Baumert, Werner Blum, Rainer Lehmann, Detlev Leutner, Michael Neubrand & Ulrich Schiefele (Hrsg.), *PISA 2003. Ergebnisse des zweiten internationalen Vergleichs*. PISA-Konsortium Deutschland (S. 211–222). München: Waxmann.

Zu den Personen

Silvia Förtsch, M. Sc. Empirische Bildungsforschung, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Fakultät Wirtschaftsinformatik und Angewandte Informatik. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Fragestellungen im Bereich der Bildungs- und Genderforschung.

Kontakt: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, An der Weberei 5, 96047 Bamberg

E-Mail: silvia.foertsch@uni-bamberg.de

Ute Schmid, Prof. Dr., Professorin für Angewandte Informatik, insb. Kognitive Systeme, Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Arbeitsschwerpunkte: kognitive künstliche Intelligenz.

Kontakt: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, An der Weberei 5, 96047 Bamberg

E-Mail: ute.schmid@uni-bamberg.de

Zeit-Nischen oder Familienzeit? Väter und der Umgang mit den Widersprüchen flexibler Arbeitsformen

Zusammenfassung

Flexible Arbeitsmodelle gewinnen heute an Bedeutung – ebenso wie die Vorstellung einer „involvierten“ Vaterschaft. Hinsichtlich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie erweisen sich flexible Formen der Arbeit für Väter jedoch als ambivalent: Einerseits bieten sie Vätern neue Spielräume, andererseits stehen sie für problematische Trends der Arbeitsverdichtung, denen insbesondere Männer aufgrund traditioneller Arbeitsnormen ausgeliefert sind. Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie Väter die Widersprüche flexibler Arbeitsmodelle im Kontext von Vereinbarkeitsansprüchen handhaben. Empirische Grundlage bilden problemzentrierte Interviews mit 32 Vätern aus familienfreundlichen Unternehmen und Verwaltungen der Schweiz. Die Resultate zeigen, dass flexible Arbeitsmodelle Vaterschaftspraxen nur auf symbolischer Ebene verändern, wenn sie von traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit und Familie begleitet sind. Erst verknüpft mit partnerschaftlich-egalitären Vorstellungen und unterstützt von einer Arbeitskultur, welche der Sorgeverantwortung von Vätern ausdrücklich Rechnung trägt, können flexible Arbeitsformen auch bei Vätern zu einem Mehr an Familienzeit im Sinne einer gleichberechtigt(er)en Teilhabe an der Kindererziehung führen.

Schlüsselwörter

Vaterschaft, Arbeitsorganisation, flexible Arbeitsmodelle, Vereinbarkeit, Zeitnormen, Sorgearbeit

Summary

Time niches or family time? How fathers deal with the contradictions inherent in flexible working arrangements

Flexible working arrangements are gaining importance today, as is the idea of “involved” fatherhood. However, flexible forms of work are ambivalent when it comes to fathers’ ability to reconcile work and family life: On the one hand, they offer fathers new opportunities; on the other hand, they represent problematic trends as regards work intensification, to which men in particular are exposed due to traditional norms at the workplace. This article examines how fathers deal with the contradictions inherent in flexible working arrangements, and in the context of claims about reconciling family life and work. The analysis starts from problem-centred interviews with 32 fathers in family-friendly businesses and public administrations in Switzerland. The results show that flexible working models transform fatherhood practices only superficially if they are framed by traditional notions of masculinity and family. It is only in combination with egalitarian ideas and supported by a working culture, which values fathers’ care responsibilities that flexible forms of work can help increase fathers’ family time in the sense of leading to their equal involvement in parenting.

Keywords

fatherhood, work organization, flexible working arrangements, reconciling work and family life, time norms, care work

1 Einleitung

Die Arbeit in modernen Betrieben zeichnet sich heute vielfach durch vertragliche Vereinbarungen aus, die zeitlich flexible Arbeitsmodelle wie Teilzeit- oder Vertrauensarbeitszeit, Zeitkonten (z. B. in Form von Gleitzeit oder Jahresarbeitszeit) sowie die örtliche Flexibilisierung von Arbeit durch Telearbeit oder Arbeit im Homeoffice beinhalten (vgl. Geisel 2014). Die Bedeutung flexibler Arbeitsmodelle für die Beschäftigten ist allerdings umstritten. So erscheinen sie einerseits ein guter Weg, um Anforderungen aus beiden Lebenssphären gerecht zu werden, denn sie bieten Eltern Gestaltungsspielräume bei der Arbeitszeiteinteilung. Andererseits jedoch stehen sie für problematische Trends der Verdichtung und Entgrenzung von Arbeit (z. B. Jurczyk et al. 2009).

Während zahlreiche Studien die zeitlich oder örtlich flexible Organisation von Arbeit als einen wichtigen Ansatz zur Lösung der Vereinbarkeitsprobleme von Frauen bzw. Müttern diskutieren, werden sie in ihrer Bedeutung für Männer bzw. Väter bisher erst selten ins Zentrum gerückt. Dabei gewinnt flexible Arbeit auch mit Blick auf die Vereinbarkeitswünsche von Männern zunehmend an Gewicht: Seit Mitte der 1980er-Jahre lässt sich in vielen westlichen Ländern ein Trend zu einer aktiveren, „involvierten“ Rolle des Vaters (erstmalig Lamb/Pleck/Levine 1985) beobachten. Dem Bild des Vaters als ‚Versorger‘ der Familie gesellt sich ‚Fürsorglichkeit‘ als integraler Bestandteil einer guten Vaterschaft hinzu. In wachsendem Maße wollen sich Väter heute an der Erziehung ihrer Kinder beteiligen und sich im Binnenraum der Familie engagieren. Damit geraten ihre Lebensentwürfe in Widerspruch zu den Verfügbarkeitsansprüchen des Arbeitsmarktes, dessen Laufbahn- und Karrieremuster sich nach wie vor am wirkungsmächtigen Leitbild einer erwerbszentrierten Männlichkeit orientieren (Meuser/Behnke 2012). Gerade die im Rahmen von flexibler Arbeit erfolgenden Verdichtungstendenzen können zu einer Potenzierung leistungsbezogener Normen führen. Versuche, den gesteigerten Anforderungen beider Sphären gerecht zu werden, führen vermehrt auch bei Vätern zu belastenden Dauerkonflikten und Vereinbarkeitsproblemen (Possinger 2013).

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie Väter heute die durch eine flexible Organisation von Arbeit potenziell entstehenden Möglichkeiten der Vereinbarkeit erleben und handhaben. Basis bildet eine auf qualitativen Verfahren beruhende empirische Studie zu männlichen Erwerbstätigen mit Sorgeverpflichtungen, die in Unternehmen und Verwaltungen der Schweiz tätig sind und Zugang zu flexiblen Arbeitszeitmodellen besitzen.

2 Zur Ambivalenz flexibler Arbeitsmodelle für eine engagierte Vaterschaft

In den vergangenen Jahren ist das Bedürfnis nach einer flexiblen Gestaltung von Arbeitszeit und der damit verknüpften Zeitsouveränität in der Bevölkerung gestiegen (Geisel 2014; Lott 2014). Nicht nur werden flexible Arbeitsmodelle von der Arbeits-, Familien- oder Geschlechterforschung seit vielen Jahren mit Blick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf diskutiert (Hofäcker/König 2013), auch in Politik (vgl. BMFSFJ 2014; Eidg. Personalamt 2010) und Arbeitsorganisationen gelten sie angesichts der steigenden Nachfrage nach qualifizierten Fachkräften als wichtiges Instrument, um qualifizierte Ar-

beitskräfte anzuwerben und zu binden (Peper et al. 2014). Einiges spricht dafür, dass auch erwerbstätige Männer durch flexible Arbeitsmodelle Spielräume für eine aktive Vaterschaft gewinnen: So legen internationale Studien nahe, dass sich ein Teil der zwischen 1977 und 1997 beobachtbaren Steigerung des väterlichen Engagements in der Kinderbetreuung auf eine wachsende Autonomie von Vätern bei der *Gestaltung der Arbeitszeit* zurückführen lässt (vgl. Maume 2006, 2011). Eine *Arbeitszeitreduktion* ist jedoch für die meisten europäischen Männer keine Option (vgl. European Commission 2014). Gerade Väter arbeiten oft nicht nur länger als Mütter, sondern auch länger als kinderlose Männer (vgl. Anxo/Franz/Kümmerling 2012). Die in den letzten Jahrzehnten beobachtbare Erhöhung der Zeit, die Väter mit Kindern verbringen (Bianchi 2011), lässt sich vor allem mit einem väterlichen Engagement in den Randzeiten, am Abend und am Wochenende erklären (Dommermuth/Kitterød 2009). An der asymmetrischen Arbeitsteilung der Geschlechter in Haushalt und Beruf (Anxo/Franz/Kümmerling 2012) und der Tatsache, dass Frauen den Großteil der Hausarbeit übernehmen (Treas/Drobníč 2010), änderte dies wenig.

Zugleich sind flexible Arbeitszeiten hinsichtlich ihres Problemlösungspotenzials für Vereinbarkeitsprobleme umstritten. Vor allem, wenn ‚Flexibilität‘ einseitig im ArbeitgeberInneninteresse definiert wird, kann sie der Zeitsouveränität der Beschäftigten und damit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie entgegenwirken. Insbesondere im Kontext neuerer, stark auf Eigeninitiative und Selbstverantwortung abstellender Formen der Arbeitsorganisation gehen flexible Arbeitsformen mit einer Entgrenzung von Arbeit einher (vgl. Moldaschl/Voß 2002). Die Übertragung von unternehmerischer Verantwortung auf kleine Projektteams kann zu erhöhtem Arbeitsdruck bei gleichzeitig größeren Handlungsspielräumen führen (Kvande 2009).

Dabei erweisen sich Männer besonders vulnerabel hinsichtlich der für flexible Arbeitsmodelle charakteristischen, informellen Verfügbarkeitsansprüche (Lott 2014): Sie zeigen ein hohes Risiko, Arbeitsflexibilität und Zeitautonomie für Überzeit und Arbeitsintensivierung zu nutzen. So besitzt Vaterschaft bis heute nicht nur eine andere kulturelle Bedeutung als Mutterschaft (Kortendiek 2010), es dominiert weiterhin die Norm eines männlichen „ideal worker“ (vgl. Williams 2000), der sein Leben weitgehend unbelastet von familiären Aufgaben primär der Erwerbsarbeit widmet. Mit diesen Normierungen sind vergeschlechtlichte Lebensverläufe und Arbeitszeitarrangements von Männern und Frauen verkoppelt: Während Frauen ein Mehr an Arbeitszeitautonomie primär dazu nutzen, um Freiheiten für andere Lebensbereiche zu gewinnen, verwenden Männer diese oft, um ihre Arbeitsmarktfähigkeit zu steigern (Hofäcker/König 2013). Gerade hochqualifizierte Männer arbeiten oft in Kontexten, in denen überlange Arbeitszeiten als Einsatz für den Beruf und Zeichen von Männlichkeit gedeutet, Sorgeaktivitäten jedoch stigmatisiert werden (Williams/Blair-Loy/Berdahl 2013). In den auf hohem Einsatz der Beschäftigten aufbauenden, „post-bürokratischen Wissensorganisationen“, so Kvande (2009), verleiten eine „verkörperlichte internalisierte Disziplin“ und Verpflichtungen gegenüber dem Team Väter dazu, überlang zu arbeiten – mit negativen Konsequenzen für eine aktive Vaterschaft (Liebig/Peitz 2017). Paradoxerweise werden gerade in diesen Kontexten gleichzeitig Normen involvierter Vaterschaft vertreten (Damaske et al. 2014; Williams/Blair-Loy/Berdahl 2013).

Mit Blick auf Karriere und Familie lassen sich somit auch bei Männern „competing devotions“ (vgl. Blair-Loy 2003) beobachten. Studien weisen darauf hin, dass bei

Vätern Vereinbarkeitskonflikte zum Teil sogar stärker ausgeprägt sind als bei Frauen, die ihren Konflikt – unter Inkaufnahme von Karrierenachteilen – eher durch Arbeitszeitreduktionen mildern (Anxo/Franz/Kümmerling 2012; Hofäcker/König 2013). Vor allem jene Männer, die völlig frei über ihre Arbeitszeit bestimmen können, sind relativ unzufrieden mit ihrer Work-Life-Balance (Lott 2014). Privilegien wie gute Bezahlung und Karrieremöglichkeiten sowie ein Mehr an Zeitautonomie werden offenbar mit einem Weniger an Vereinbarkeit bezahlt (Beham/Drobníč/Prag 2014). Dennoch werden normative Vorstellungen der Vollverfügbarkeit inzwischen auch infrage gestellt: Zunehmend thematisieren Väter gegenüber Erwerbsorganisationen ihre Sorgeverantwortung (Gatrell/Cooper 2016) und können Familienzeit durch die Nutzung örtlich oder zeitlicher flexibler Arbeitsmodelle geltend machen.

Die noch unbestimmte und widersprüchliche Bedeutung von flexiblen Arbeitsmodellen für eine involvierte Vaterschaft bildet den Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen. Dabei wird danach gefragt, *wie* Väter flexible Arbeitszeiten handhaben, um das spannungsvolle Verhältnis zwischen Familie und Beruf zu bewältigen. Inwieweit fordern sie damit traditionelle Konzeptionen von Arbeit und Männlichkeit heraus? Führen Erfahrungen mit Fürsorge im Privaten zu veränderten Auffassungen von (männlicher) Arbeit? Welche Haltungen und Identitäten stehen hinter neuen Formen des Umgangs mit Arbeit? Wie bereits in einer Studie zur Elternzeit in Deutschland festgestellt, bilden grundsätzliche Anschauungen und Repräsentationen von Männlichkeit und Weiblichkeit einen Teil jener „Kontextgebundenheit der Ausgestaltung von Vaterschaft“ (Richter 2012: 3), ohne welche die Praxis des Vaterseins nicht verstanden werden kann. Anknüpfend an Studien, die in Bezug auf die *Elternzeit* spezifische „Nutzungsmuster“ (vgl. Pfahl/Reuyß 2009) oder „Elternzeitstrategietypen“ (Richter 2012) ausgemacht haben, sollen an dieser Stelle Umgangsformen mit *flexibler Arbeit* rekonstruktiv erschlossen werden.

Der Schweizer Kontext erweist sich hier als aufschlussreich. Anders als in den Nachbarstaaten haben in der Schweiz Männer bislang keinerlei gesetzlichen Anspruch auf einen bezahlten Vaterschaftsurlaub bzw. auf freie Tage im Rahmen von Elternzeitregelungen, womit eine legitime staatliche Anerkennung ihrer Rolle als Sorgeverantwortliche fehlt und vergeschlechtlichte Vorstellungen von Elternschaft mit der Mutter als primäre Sorgeverantwortliche institutionell verankert werden (Valarino/Gauthier 2016). Allerdings bieten viele private und öffentliche Arbeitsorganisationen von sich aus mehrtägige bis mehrwöchige Vaterschaftsurlaube an und die väterliche Sorgeverantwortung wird zunehmend Thema des öffentlichen Diskurses (hierzu Valarino/Gauthier 2016), wovon eine 2015 lancierte Volksinitiative zur Einführung eines vierwöchigen bezahlten Vaterschaftsurlaubs zeugt. Flexible Arbeitsformen im Allgemeinen (Dorsewagen et al. 2012) und Teilzeit im Besonderen sind weit verbreitet. Obwohl es eine große Geschlechterdifferenz in der Nutzung von Teilzeit gibt – nur 17% der Männer (aber 60% aller erwerbstätigen Frauen) sind in einem (meist hohen) Teilzeitpensum tätig (BfS 2017) –, ist der Anteil teilzeiterwerbstätiger Männer in den letzten Jahren stetig gestiegen und erscheint gerade für jüngere Männer eine Option (Baumgarten et al. 2017). Teilzeitarbeitende Männer und damit auch die Väter unter ihnen, von denen etwa 10% Teilzeit arbeiten (Baumgarten et al. 2017), sind keine Seltenheit mehr, sondern eine sichtbare Minderheit.

3 Methoden

Ausgangspunkt dieser explorativ ausgerichteten Untersuchung bilden problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 2000) mit 32 Vätern aus neun Schweizer Erwerbsorganisationen, die als „familienfreundliche ArbeitgeberInnen“ bezeichnet werden können. Die Interviewform ist aufgrund ihrer Problemzentrierung vorstrukturiert, zugleich beinhaltet sie narrative Elemente im Sinne von Erzählaufforderungen, die über die Leitfragen hinausreichend Erkenntnisse zu gewinnen erlauben. Die Interviews wurden 2014 geführt und beinhalteten Fragen zur Partnerschafts- und Familiensituation, zum Umgang mit neuen Arbeitsformen wie Homeoffice und flexiblen Arbeitszeitmodellen sowie zum Verhältnis von Arbeits- und Privatleben. Ein Kurzfragebogen diente der Erhebung soziodemografischer Angaben.

14 Väter waren in der Verwaltung, 18 Väter in der Privatwirtschaft tätig. Ihr Durchschnittsalter betrug zum Zeitpunkt der Erhebung 38 Jahre, das Alter der von ihnen zu betreuenden Kinder lag zwischen 3 Monaten und 14 Jahren. Drei Väter lebten von ihren Partnerinnen getrennt. 23 Väter (69,7%) verfügten über ein tertiäres Bildungsniveau und 19 (57,6%) hatten eine Vorgesetztenposition inne, womit die hier beschriebenen Resultate in besonderer Weise für Hochqualifizierte stehen.¹

30 der 32 Interviewten nutzen flexible Arbeitszeiten (Gleitzeit, Teilzeit) und/oder nehmen regelmäßig Möglichkeiten zur Arbeit im Homeoffice bzw. mobile Telearbeit (insgesamt 16) in Anspruch. Sieben Väter (21,2%) hatten zudem ihr Arbeitspensum auf 80% reduziert, weitere 4 (12,1%) auf 90%. Die Auswertung der transkribierten Interviews erfolgte mit Unterstützung des Computerprogramms Atlas.ti. sowie in weiten Teilen orientiert am qualitativ-inhaltsanalytisch Auswertungsverfahren (vgl. Mayring 2010). Für die Interpretation der narrativen Passagen wurde die „dokumentarische Methode der Interpretation“ (dazu Nohl 2013) herangezogen, mittels der methodisch kontrolliert neben dem „offensichtlichen“ Gehalt von Aussagen auch unmittelbar nicht artikulierbares Erfahrungswissen erschlossen werden kann. Besondere Aufmerksamkeit gewannen an dieser Stelle handlungsleitende Orientierungen zu Vaterschaft und Beruf sowie deren Vereinbarung.

4 Resultate

Wie die Gespräche darlegen, möchten auch die hier untersuchten Väter vermehrt an der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder teilhaben (vgl. dazu Meuser 2009). Die Befragten skizzieren die eigene Haltung zur Vaterschaft dabei klar als Gegenentwurf zu traditionellen Entwürfen, wenn sie sich ausdrücklich von „Schönwettervätern“, „Wochenendvätern“ oder „Managern, die ihre Kinder nicht kennen“ abgrenzen. Zum Selbstverständnis als Vater gehört eine emotionale Beziehung zu den Kindern sowie die Selbstverpflichtung, einen aktiven Beitrag zu familiären Aufgaben zu leisten.

1 Geringqualifizierte konnten selten für die Teilnahme an den Interviews gewonnen werden. Aufgrund der Standortgebundenheit ihrer Arbeitsplätze und den aus finanziellen Gründen eingeschränkten Möglichkeiten zur Arbeitszeitreduktion sind flexible Arbeitsmodelle für diese Väter kaum ein Thema.

Gleichwohl messen die meisten Väter ihrem Beruf einen hohen Stellenwert zu. Nicht nur kommt in den Gesprächen eine starke Erwerbsorientierung der Befragten zum Ausdruck, deutlich wird auch, dass sie in den meisten Fällen für die Ernährung der Familie hauptverantwortlich sind. Widersprüchliche Anforderungen aus Beruf und Familie stellen damit eine zentrale Herausforderung dar. Der Anspruch, „allen Seiten gerecht zu werden“, tritt in den Interviews immer wieder als Problem für die Befragten zutage:

„Also häufig ist das dann, also die Folge nicht gerade immer, aber ja, zum Teil kann das eine Belastung sein, dass es einen wie zerreisst. Also, dort und dort und dort und dort und irgendwann, denke ich, selber, sich selber sein irgendwo kommt dann zu kurz. [...] Es ist ein Aufreiben und alle fordern“ (Versicherungsmathematiker, 37, 2 Kinder, 4 und 6 Jahre).

Die Möglichkeit, die berufliche Arbeit zeitlich flexibel und autonom zu gestalten, um allen Seiten gerecht zu werden, gilt für die meisten der befragten Väter als unverzichtbar und bildet ein wichtiges Kriterium für die Wahl des Arbeitgebers. „Nie mehr ohne gleitende Arbeitszeit“ lautet etwa das Credo eines Vaters, der zuvor in einem zeitlich unflexiblen Arbeitsmodell arbeitete.

4.1 Der Umgang mit flexibler Arbeitszeit

Die mit flexiblen Arbeitsmodellen verknüpften potenziellen Zeitspielräume für die Familie werden von den Vätern unterschiedlich genutzt. Dabei lässt sich bei den hier befragten Männern oft eine Gleichzeitigkeit alter und neuer Maskulinitätsideale und deren ambivalente Verkoppelung mit innovativen Formen flexibler Arbeitsorganisation beobachten (vgl. dazu auch Burnett et al. 2010). In idealtypischer Weise (vgl. dazu Gerhardt 2001; Nohl 2013) lassen sich zwei spezifische Formen des Umgangs mit diesen Widersprüchen erkennen, die hier als „Nischenstrategie“ einerseits, eine Strategie der „Familienzeit“ andererseits bezeichnet werden sollen. Als *Nischenstrategien* seien hier Bewältigungsformen beschrieben, bei denen Väter – oft im Rahmen von Gleitzeitmodellen – Zeitfenster für die Familie reservieren, das offizielle Arbeitspensum aber nicht reduzieren. Als grundlegend für die hier gewählte Strategie erweist sich eine Haltung, die sich weiterhin an der väterlichen Erwerbstätigkeit als Hauptaufgabe des Mannes orientiert. Diese Väter hoffen, mittels geringfügiger Verschiebungen der Arbeitszeit mehr Freiräume für die Familie zu gewinnen. Arbeit im Homeoffice wird hier vor allem genutzt, um verpasste Arbeit am Abend oder am Wochenende nachzuholen. Die zweite hier beschriebene Gruppe von Vätern setzt flexible Arbeitsmodelle so um, dass sie für sich selbst verbindliche Zeitblöcke von jeweils 1 bis 2 halben Tagen pro Woche bzw. 1 Tag pro Woche für *Familienzeit* reservieren. Diese Strategie kann, muss aber nicht mit einer Arbeitszeitreduktion verbunden sein; sie kann die Arbeit im Homeoffice einschließen oder in einer spezifischen Organisation der wöchentlichen Arbeitszeit bestehen, in deren Rahmen ein halber oder ganzer Tag für die Familie bleibt.

Insgesamt ließen sich anhand der Gespräche 13 Väter (alle arbeiten 100%) ermitteln, die ausschließlich Nischenstrategien nutzten, sowie 15 Väter in der zweiten Gruppe, die ausdrücklich ein Zeitkontingent für die Familie bzw. Familienzeit für sich

beanspruchen.² In der letzteren Gruppe haben vier Väter ihr Arbeitszeitpensum auf 90 % und sieben auf 80 % reduziert. Sodann werden vier Väter zu dieser Gruppe gezählt, die zwar weiterhin 100 % arbeiteten, an einem festgesetzten Werktag jedoch im Homeoffice sind. Gerade die Arbeit im Homeoffice charakterisiert allerdings unklare Grenzziehungen zwischen Arbeit und Privatleben (Myrie/Daly 2009). Die Väter, die Homeoffice im Sinne von Familienzeit nutzen, tun dies jedoch mit dem expliziten Anspruch, auch tagsüber Sorgeverantwortung übernehmen zu wollen (z. B. Mittagessen kochen, Mittagsbetreuung). Auch von den Vätern dieser Gruppe, die ihr Arbeitspensum reduziert hatten, nutzen fünf zusätzlich Homeoffice-Tage.

Zeit-Nischen für die Familie

Väter, die flexible Arbeitszeiten ausschließlich zum Generieren von Zeitnischen verwenden, sind in der Regel die Haupternährer der Familie; ihre Partnerinnen sind entweder (in 4 Fällen) nicht oder (in 6 Fällen) geringfügig bis zu 50 % erwerbstätig oder sie arbeiten in einem höheren Teilzeitpensum (60–80 %, 4 Fälle). Die „modernisierte Versorgerehe“ (Pfau-Effinger 2005), welche Frauen die Hauptverantwortung für Haushalt und Kindererziehung, Männern jene für Erwerbsarbeit zuweist, bildet in diesen Fällen vielfach unhinterfragte Folie des partnerschaftlichen Arrangements.

Bei hoher Arbeitsbelastung versucht die Gruppe dieser befragten Väter, neben dem Erwerbsalltag Zeit für die Familie aufzubringen. Neben dem Wunsch, einmal *spontan* zu Hause zu sein, geht es ihnen um einen *Zeitgewinn in den Randzeiten* des Arbeitstags – sei es am Morgen oder am Abend. Dabei steht nicht nur Spielen auf dem Plan, sondern auch alltägliche Rituale wie Zähneputzen oder das Erzählen von Gute-Nacht-Geschichten:

„Und das, was ich am Allermeisten mache ist einfach sehr früh am Morgen ins Büro, damit ich nachher noch vor dem Abendessen mit den Kindern, dann sind sie meistens draussen, noch eine knappe halbe Stunde vor dem Abendessen spielen kann, mit ihnen draussen und nachher Abendessen und ins Bett bringen.“ (Elektroingenieur, 47, 3 Kinder, 2, 4 und 5 Jahre)

Obwohl einige Väter versuchen, abends Hausarbeiten – vor allem Kochen – zu übernehmen, steht die emotionale Beziehung zu den Kindern im Vordergrund. Die Familie wird als Ort der Reproduktion und Gegenpol zur Erwerbswelt empfunden, die knappe Zeit als wertvoll und „intensiv“ erlebt. Die ‚Nischenväter‘ orientieren sich am „decent father“ (Eerola/Mykkänen 2015), der weiterhin Haupternährer der Familie ist, jedoch gleichzeitig eine starke emotionale Beziehung zum Kind zeigt – ohne das Fürsorgeprimat der Mutter infrage zu stellen. Nischenstrategien führen entsprechend selten zu einer egalitäreren Beteiligung des Mannes in Erziehung und Haushalt. Obwohl diese Väter in der Familie anwesend sein möchten, räumen die meisten im Zweifelsfall ihrer Erwerbsarbeit Priorität ein:

2 Bei zwei Vätern vermischten sich beide Strategien sehr stark, bei zwei weiteren Vätern spielte die Nutzung flexibler Arbeitsmodelle eine eher untergeordnete Rolle; alle diese Väter waren in einem 100 %-Pensum tätig.

„Aber dann, eben da ich flexibel bin, dann habe ich das (die Geschäftsreise) an einem Wochenende gemacht an einem Samstag, weil das für die Familie eigentlich einfacher ist. Natürlich verliere ich dann Quality-Time (lacht) wie es so schön heisst, aber das gleicht sich schon irgendwie aus. [...] also ich glaube es würde nicht sonderlich gut ankommen, wenn ich jetzt sage ‚naja so vielleicht in zwei Wochen, ich muss das mit meiner Frau absprechen‘ fände ich aber auch unpassend.“ (Architekt, 35, 2 Kinder, 1 und 3 Jahre)

„Das gleicht sich schon irgendwie aus“: Hier wird die Hoffnung deutlich, dass das verlorene Wochenende mit der Familie wieder nachgeholt werden kann. Die normativen Vorgaben der Arbeitswelt werden nicht hinterfragt, es erscheint vielmehr „unpassend“, eine Geschäftsreise aus familiären Gründen zu verschieben – oder die Abwesenheit von der Familie mit der Partnerin abzusprechen. Vielmehr zeigt sich, dass die Väter hier das Ausmaß ihrer kind- und familienbezogenen Aktivitäten in Abstimmung mit ihrer Abkömmlichkeit von den Aufgaben der Erwerbssphäre wählen. Berufliche Verpflichtungen werden dem väterlichen Engagement übergeordnet und können gewissermaßen selbstverständlich jederzeit Einschränkungen „aktiver Vaterschaft“ (Haas/Hwang 2016) erklären. Vor allem in der Privatwirtschaft scheint eine die betriebliche Verfügbarkeit nur wenig einschränkende Nischenstrategie ein Vorteil für den beruflichen Erfolg zu sein: Von den sieben befragten Vätern aus dem privaten Sektor, die sich dieser Strategie zuordnen lassen, haben fünf eine Führungsfunktion inne. Sie antizipieren berufliche Nachteile, wenn sie eine Arbeitszeitreduktion ins Auge fassen:

„Hey, nächstes Jahr, wenn es eine neue Position gibt oder irgendwie neuen Runde mit dem nächsten Schritt, dass es einfach heisst: Ja, du bist eigentlich auch nicht bereit gewesen, mehr zu arbeiten, das es nachher heisst: Ja, sorry, dann wird jemand anders bevorzugt.“ (Betriebsökonom, 38, 1 Kind, 8 Monate)

Obwohl sich das berufliche Engagement der Väter stark auf den Rückhalt der Partnerin stützen kann, sind viele nicht zufrieden mit ihrer Situation; sie spüren, dass sie vom Leben der Kinder viel verpassen und als Bezugsperson die zweite Geige spielen:

„Wenn es wirklich um Notfälle geht, dann schreit er nicht ‚Papi‘, dann schreit er ‚Mami, Mami, komm, es tut weh‘. Und das merkt man schon. Und das ist auch etwas, was wir vorher kurz angesprochen haben, wenn es Teilzeit wäre, wenn ich einen Tag mehr hätte, dann wäre dies auch ein bisschen anders.“ (Betriebswirtschaftler, 30, 2 Kinder, 2 Jahre und 4 Monate)

So tragen sich einige der *Nischenväter* durchaus mit dem Gedanken, das Arbeitspensum zu reduzieren oder einen Tag im Homeoffice zu arbeiten, allerdings bleibt dies zumeist ein Gedankenspiel. Die Ursachen dafür sind zahlreich: finanzielle Lücken, die Ablehnung eines (höheren) Arbeitspensums seitens der Partnerin oder die Solidarität mit dem Team, das dann entsprechend mehr arbeiten müsste, sprechen dagegen (vgl. Liebig/Kron 2017). Hinzu kommt bei vielen Vätern die Sorge, dass die Arbeitszeitreduktion laufbahnbezogene Nachteile mit sich bringt – bis hin zum „Reputationsschaden“.

Zugleich versuchen diese Väter, die knappe Zeit mit den Kindern positiv umzu-
deuten, etwa indem sie das abendliche Geschichtenerzählen als „quality family time“ bewerten. Sie finden Wege, die verpasste Zeit subjektiv „wettzumachen“, indem sie die Kinder verwöhnen bzw. gemeinsame Situationen weniger durch Regeln „strukturieren“:

„Im Moment, durch das eher Mehrarbeiten, versucht man ja die Zeit sehr stark zu nutzen, in der man die Kinder hat. Dort ist man natürlich auch sehr nah dran, dass man halt das Kind auch mal ein bisschen stärker verwöhnt oder auch von den Regeln ein bisschen abweicht. Ich glaube, wenn ich jetzt mehr mit meinen Kindern zusammen wäre, dann würde, würde auch dort von der Struktur her, müsste ich stärker strukturieren, müsste stärker ein bisschen schauen, das was heute auch ein bisschen die Krippe macht. Ich müsste auch konsequenter sein, wäre wahrscheinlich aber besser, glaube ich.“ (Designingenieur, 44, 3 Kinder, 18, 2 und 4 Jahre)

In diesem Zitat wird nicht zuletzt deutlich, dass der Vater seine Distanz zum Erziehungsalltag kritisch beurteilt und eine Diskrepanz zwischen idealen Ansprüchen und der Wirklichkeit erlebt.

Familienzeit

Die Gespräche mit Vätern, welche flexible Arbeitsmodelle im Sinne von Zeitkontingenten (d. h. halbe oder ganze Freitage oder Tage im Homeoffice) in Anspruch nehmen, lassen unterschiedliche Grundhaltungen erkennen. Zum einen fallen im Zusammenhang dieser Vereinbarungsstrategie egalitäre Auffassungen zu Familie und Partnerschaft auf, zum anderen Väter, die eher experimentell versuchen, den eigenen Gestaltungsspielraum im Privaten zu erweitern.

In der hier identifizierten Gruppe der egalitär orientierten Väter gründet der Entschluss, die berufliche Arbeit aufgrund von Familienzeit zu reduzieren, auf einer oft bewusst und gemeinsam mit der (einstigen) Partnerin getroffenen Entscheidung für ein Familienmodell, in dem beide in gleicher Weise für den Beruf sowie für die Kinder verantwortlich sind: „Wir haben das von Anfang an so gewollt und ja, so ein Familienmodell eben wo beide anwesend sind und beide schauen“ (Bibliothekar, 37, 2 Kinder, 1 und 4 Jahre). Während sich diese Väter einerseits gleichberechtigte Teilhabe an der Kindererziehung wünschen, wirken sie, wie das folgende Zitat zum Ausdruck bringt, einer „Retraditionalisierung“ (Nentwich 2000) der Arbeitsteilung in der Partnerschaft zum Teil aktiv entgegen.

„Da habe ich relativ starre Vorstellungen, meine Frau wäre da noch offen gewesen für ein wenig weniger arbeiten. Mir war es sehr wichtig, dass ich gleich viel auf das Kind schaue, wie meine Frau. Mir war es sehr wichtig, dass meine Frau nicht aufhört zu arbeiten. Und nicht zu stark reduziert, dass sie für den Betrieb relevant ist“ (Bibliothekar, 31, 1 Kind, 3 Monate).

Die Väter unterscheiden sich somit von den Nischenvätern, bei denen sich oft die Partnerin als „Gatekeeperin“ (Allen/Hawkins 1999) des gelebten Familienmodells erweist. Beide Eltern werden als gleichberechtigte Erziehungspersonen betrachtet – selbst das Stillen der Kinder wird zuweilen als vorübergehender Zustand einer engeren Mutterbindung akzeptiert:

„Es wird sich automatisch ändern, weil ich zwei Tage pro Woche mit der Kleinen alleine bin. Schon rein biologisch, weil man abstillt und so gibt es eine gewisse, gibt es mehr Flexibilität in der ganzen Sache [...] Erfahrungsgemäss in unserer Aufgabenaufteilung wird es nachher so sein, dass wir ca. 50/50 das wirklich alles so ein bisschen mehr 50/50 läuft.“ (Bibliothekar, 31, 1 Kind, 3 Monate)

Überdies lassen sich in den Daten Väter erkennen, die – während sie ebenfalls bewusst Familienzeit in ihren Alltag integrieren – als „Experimentierer“ beschrieben werden können: Obwohl sie im Unterschied zu den egalitär orientierten Vätern ein fürsorgliches Primat der Mutter nicht infrage stellen, nehmen sie über die Randzeiten am Abend oder am Wochenende hinaus am Familienalltag teil. Indem sie bewusst einen halben oder ganzen Werktag für die Anwesenheit zu Hause wählen, möchten sie sich als Co-Erzieher einbringen und zum Teil auch eigene, gegenüber der Mutter unabhängige Kompetenzen aufbauen:

„Ja, das ist ja auch der Grund weshalb ich werktags zu Hause sein will. Dass ich ein wenig Einsicht habe und wenn ich da bin, bin ich auch der Chef, das ist irgendwie logisch, da gibt es nicht irgendwie eine Entscheidung dazu. [...] Was würde jetzt da Sinn machen, wenn die Frau noch organisieren würde den Mittwoch [...] Das macht am meisten Sinn, dass ich Einsicht habe und ich dann auch entscheide und das macht am meisten Sinn, dass sie es an den anderen Tagen macht.“ (Frontend Engineer, 46, 2 Kinder, 12 und 14 Jahre)

Während in der Gruppe der Nischenväter betriebliche Erfordernisse die aus dem Familienalltag heraus entstehenden Bedürfnisse stets konterkarieren können, erscheint die Entscheidung für Familienzeit hier als bewusst getroffen. Die familiär bedingte Freistellung vom Beruf muss dabei vor allem bei Vätern in der Privatwirtschaft nicht selten gegenüber dem Betrieb und an traditionelle Männlichkeitsbilder anknüpfende Erwartungen im beruflichen Alltag verteidigt werden. So kann zum Beispiel der freie Tag des Mitarbeiters „schon ein wenig (schmunzelt) systematisch immer wieder vergessen werden“ (IT-Consultant, 39, 1 Kind, 16 Monate) (vgl. Liebig/Kron 2017). Ein weiterer Befragter berichtet:

„Man muss etwas einen dicken Pelz haben und einfach am Mittag sagen, ich gehe jetzt, auch wenn dann irgendwelche Sprüche kommen. Das muss einem egal sein und man muss dann einfach gehen.“ (Betriebsökonom, 35, 1 Kind, 5 Jahre)

Für die in Organisationen des öffentlichen Sektors tätigen Väter erscheint es hingegen durchaus möglich, trotz der Inanspruchnahme von Familienzeit beruflich erfolgreich zu sein: Sieben der hier befragten Männer haben eine Vorgesetztenposition inne und beschreiben, wie das folgende Zitat deutlich macht, die Freistellung für familiäre Aufgaben dennoch als „normal“:

„Das (Kind) ist immer ein Thema und bezogen vielleicht auf die Vereinbarkeit mit der Arbeit die man hier hat ist das Klima wirklich so, dass das beinahe (.), also wenn jemand das nicht will, wird er nicht schräg angeschaut, aber das ist völlig normal dass jemand der Kinder hat, Teilzeit arbeitet. Und auch mitmacht in der Familie.“ (Jurist, 41, 2 Kinder, 3 und 6 Jahre)

Bei Vätern, die sich für eine berufliche Freistellung zugunsten der Familie entschlossen haben, werden neben einem veränderten beruflichen Selbstverständnis auch neue Auffassungen von „Arbeit“ im Privaten bzw. deren Aufwertung erkenntlich: Vaterpflichten werden als anspruchsvolle Fürsorgeaufgabe wahrgenommen: „Für mich ist wahrscheinlich der Freitag der anstrengendste Tag“ (Projektleiter Vertrieb, 31, 1 Kind, 2 Jahre). Überdies ändert sich die Arbeitsorganisation im Privaten: Väter, deren Partnerinnen ebenfalls in einem hohen Pensum erwerbstätig sind, erleben dabei die anspruchsvolle

Koordination von beruflichen und familiären Aufgaben der Eltern nicht selten als einen Balanceakt:

„Vor allem sich abzusprechen, was ist gewesen, was hat sie während des Tages mit den Kindern besprochen, wenn ich dann am Abend übernehmen muss. Das ist anspruchsvoll und braucht sehr viel Zeit. Das Organisatorische halt. Wer ist wann zu Hause und wann müssen wir etwas organisieren. Oder ‚Könntest du dann zum Beispiel nach Hause kommen‘, damit ich ‚kann‘ usw.“ (Bibliothekar, 37, 2 Kinder, 1 und 4 Jahre)

Die für die Familienzeit reservierten freien bzw. halbfreien Tage sind allerdings für Väter nicht immer frei von beruflichen Verpflichtungen; bei der Arbeit im Homeoffice – und vielfach auch an freien Tagen – muss aus Sicht der Väter die Erreichbarkeit für das berufliche Umfeld garantiert sein. Dennoch erscheint diese Gruppe der Väter zufriedener als die Nischenväter, was die Beziehungsqualität zu den Kindern betrifft. Denn nicht nur haben sie im Familienalltag substantiell an Bedeutung gewonnen, sie machen auch neue, wertvolle Erfahrungen, wie das folgende Zitat illustriert:

„Man ist den Kindern näher, man kennt sie besser. Es ist auch so, dass wenn ein Kind krank ist und ich zu Hause bleibe, erlebe ich auch mal einen Tag ein krankes Kind und das ist wirklich auch nicht immer das Kind auch in einer schwierigen Situation drin ist, oder und dort dann halt nicht einfach die Mutter so traditionellerweise einfach die Mutter dann dort ist die sich um das Kind kümmert, sondern auch mal der Vater da ist wo halt die ganzen Sachen muss machen, die Krankheit mit sich bringen wie Bettwäsche wechseln dreimal am Tag. Kinder wieder neu anziehen.“ (Bibliothekar, 37, 2 Kinder, 1 und 4 Jahre)

5 Diskussion

Die Analyse von Unternehmen und Verwaltungen der Schweiz bestätigt Befunde aus anderen Ländern, wonach Männer nicht nur zunehmend eine familiär-berufliche Doppelorientierung aufweisen, sondern auch mit Vereinbarkeitsproblemen zu kämpfen haben (Hofäcker/König 2013). So können auch die hier befragten Väter zwar auf die Errungenschaften flexibler Arbeit zurückgreifen, sie sehen sich jedoch zugleich mit gesellschaftlichen Normen konfrontiert, welche die berufliche Verfügbarkeit des Mannes stillschweigend voraussetzen und Möglichkeiten der Inanspruchnahme von Familienzeit stark einschränken. Väter gehen unterschiedlich mit den Widersprüchen flexibler Arbeit um. An dieser Stelle wurden in idealtypischer Weise zwei Typen von Handlungsstrategien identifiziert, die wiederum eng mit Orientierungen zu Männlichkeit und Beruf verkoppelt erscheinen und die auch Konsequenzen für die Organisation und Wertigkeit von Arbeit im Privaten haben. Die Strategien unterscheiden sich darin, ob sie traditionelle, an Männlichkeitskonstruktionen geknüpfte, betriebliche Präsenzformen herausfordern (= Familienzeit) oder eben nicht (= Zeit-Nischen für die Familie).

Für die jeweils gewählten Strategien erweisen sich *erstens* subjektive Vaterschaftskonzeptionen und damit verknüpft auch Partnerschaftsarrangements als bedeutsam. Obwohl jene Väter, die flexible Arbeitsformen primär für das Gewinnen von Zeit-Nischen für die Familie nutzen, diese Zeit als wertvoll und bereichernd erleben, sind für sie doch weiterhin gesellschaftliche Vorstellungen leitend, welche ihnen die Hauptverantwortung für Erwerbsarbeit und limitierte Sorgeverantwortung geben (Haas/Hwang 2016;

Liebig/Peitz 2017). Väter hingegen, die flexible Arbeit in Form von ‚Familienzeit‘ nutzen, betrachten ihre Rolle als Vater häufig als gleichwertig zu der der Mutter und möchten ebenso wie diese am Familienalltag teilnehmen. Hier wird deutlich, dass die Verwendung flexibler Arbeitsmodelle durch Väter erst dann transformativ in Richtung einer Neuordnung der Arbeitsgesellschaft und Umverteilung von Familienarbeit wirken kann, wenn traditionelle Männlichkeitsnormen infrage gestellt werden. Neben Vätern, die egalitäre Auffassungen vertreten und ein partnerschaftliches Familienmodell leben, lassen sich jedoch auch Väter identifizieren, die noch experimentierend die durch flexible Arbeitsmodelle entstehenden Spielräume (Homeoffice, freier Nachmittag) zum Aufbau von Haushalts- und Erziehungskompetenzen nutzen. Dieses Phänomen verweist zum einen auf den dynamischen, widersprüchlichen und keineswegs linearen Charakter gegenwärtiger Transformationsprozesse von Vaterschaft – den Wandel vom „Juniorpartner“ (Meuser 2009) der Mutter hin zum Erziehungspartner auf Augenhöhe. Zum anderen erweisen sich diese noch gewissermaßen ‚unsicheren‘ Väter als Impulsgeber für eine Veränderung der Arbeitsgesellschaft als zentral.

Zweitens spielen arbeitskulturelle Faktoren eine wichtige Rolle. Die den flexiblen Arbeitsmodellen anhaftenden Widersprüche – mehr Zeitsouveränität einerseits, mehr informelle Leistungszwänge andererseits – werden in den Interviews mit Befragten aus der Privatwirtschaft in besonderer Weise spürbar. Damit wird eine Problematik sichtbar, die schon in frühen Beiträgen zu „postmodernen Organisationen“ (Clegg 1990) beschrieben wurde: Der insbesondere für wissensintensive und hochqualifizierte Arbeitsfelder charakteristische Wegfall äußerer Kontrollen beruflichen Handelns verlagert nicht nur die Verantwortung im Umgang mit beruflichen Aufgaben in die Subjekte, er profitiert auch von unveränderten beruflichen Identitäten (Kvande 2009). Im öffentlichen Sektor hingegen scheint Familienzeit für Väter teilweise bereits ‚normal‘ zu sein, verbunden mit einer Umwertung unbezahlter Sorgearbeit als anspruchsvolle Aufgabe.

Die Erkenntnis, dass Organisationen des öffentlichen Sektors bessere Bedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie auch für Väter bieten, findet sich in internationalen Studien bestätigt (etwa Anxo/Franz/Kümmerling 2012). Im Schweizer Kontext ist dieses Resultat insofern bemerkenswert, als dass die öffentliche Verwaltung zu Beginn dieses Jahrhunderts noch einen geringen Teilzeitanteil bei Männern aufweist (vgl. Baumgarten et al. 2017). Offenbar tragen die Bemühungen kantonaler Verwaltungen sowie der Schweizer Bundesverwaltung Früchte, in Fragen der Vereinbarkeit eine Vorbildfunktion einzunehmen (vgl. Valarino/Gauthier 2016). Aber auch in der Privatwirtschaft, so ist zu erwarten, wird der digitale Wandel der Arbeit zunehmend flexible Arbeitsformen und neue Möglichkeiten der Vereinbarkeit befördern. Offen ist die Frage, inwiefern dieser Wandel gesellschaftliche Dynamiken generiert, die nicht nur fürsorgeorientierte Männlichkeiten, sondern auch eine grundsätzliche Neubewertung von Sorgearbeit als gesellschaftlich unverzichtbare Arbeit unterstützen.

Literaturverzeichnis

- Allen, Sarah M. & Hawkins, Alan J. (1999). Maternal Gatekeeping. Mothers' Beliefs and Behaviors that Inhibit Greater Father Involvement. *Journal of Marriage and Family*, 60(4), 809–820. <https://doi.org/10.2307/353894>
- Anxo, Dominique; Franz, Christine & Kümmerling, Angelika (2012). *Working Time and Work-Life Balance in a Life Course Perspective*. Dublin: European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions. Zugriff am 23. Juli 2015 unter www.eurofound.europa.eu/de/publications/report/2013/working-conditions/working-time-and-work-life-balance-in-a-life-course-perspective.
- Baumgarten, Diana; Wehner, Nina; Maihofer, Andrea & Schwiter, Karin (2017). „Wenn Vater, dann will ich Teilzeit arbeiten“. Die Verknüpfung von Berufs- und Familienvorstellungen bei 30-jährigen Männern aus der deutschsprachigen Schweiz. *GENDER*, Sonderheft 4, 76–91.
- Beham, Barbara; Drobníč, Sonja & Prag, Patrick (2014). The Work–Family Interface of Service Sector Workers. A Comparison of Work Resources and Professional Status across Five European Countries. *Applied Psychology*, 63(1), 29–61. <https://doi.org/10.1111/apps.12012>
- Bianchi, Suzanne M. (2011). Family Change and Time Allocation in American Families. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 638(1), 21–44. <https://doi.org/10.1177/0002716211413731>
- Blair-Loy, Mary (2003). *Competing Devotions: Career and Family among Women Executives*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bundesamt für Statistik (BfS) (2017). *Teilzeitarbeit*. Zugriff am 17. November 2017 unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/wirtschaftliche-soziale-situation-bevoelkerung/gleichstellung-frau-mann/erwerbstaetigkeit/teilzeitarbeit.html>.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2014). *Unternehmensmonitor Familienfreundlichkeit 2013*. Zugriff am 17. November 2017 unter https://www.erfolgsweg-familie.de/fileadmin/ef/data/mediathek/Unternehmensmonitor_Familienfreundlichkeit_2013.pdf.
- Burnett, Simone B.; Gatrell, Caroline J.; Cooper, Cary L. & Sparrow, Paul (2010). Fatherhood and Flexible Working: A Contradiction in Terms? In Stephan Kaiser, Max J. Ringlstetter, Miguel Pina e Cunha & Doris R. Eikhof (Hrsg.), *Creating Balance?! International Perspectives on the Work-Life Integration of Professionals* (S. 157–171). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Clegg, Stuart R. (1990). *Modern Organizations. Organization Studies in the Postmodern World*. London, Newbury Park: SAGE.
- Damaske, Sarah; Ecklund, Elaine Howard; Lincoln, Anne E. & White, Virginia J. (2014). Male Scientists' Competing Devotions to Work and Family: Changing Norms in a Male-Dominated Profession. *Work and Occupations*, 41(4), 477–507. <https://doi.org/10.1177/0730888414539171>
- Dommermuth, Lars & Kitterød, Ragni H. (2009). Fathers' Employment in a Father Friendly Welfare State: Does Fatherhood Affect Men's Working Hours? *Community, Work and Family*, 1(4), 417–436. <https://doi.org/10.1080/13668800902753960>
- Dorsewagen, Cosima; Krause, Andreas; Lehmann, Mara & Pekruhl, Ulrich (2012). *Flexible Arbeitszeiten in der Schweiz. Auswertung einer repräsentativen Befragung der Schweizer Erwerbsbevölkerung*. Zugriff am 17. November 2017 unter https://www.seco.admin.ch/seco/de/home/Publikationen_Dienstleistungen/Publikationen_und_Formulare/Arbeit/

- Arbeitsbedingungen/Studien_und_Berichte/flexible-arbeitszeiten-in-der-schweiz---auswertung-einer-repraes.html.
- Eerola, Petteri & Mykkänen, Johanna (2015). Paternal Masculinities in Early Fatherhood: Dominant and Counter Narratives by Finnish First-time Fathers. *Journal of Family Issues*, 36(12), 1674–1701. <https://doi.org/10.1177/0192513X13505566>
- Eidgenössisches Personalamt (EPA) (2010). *Personalstrategie Bundesverwaltung 2011–2015*. Zugriff am 10. Dezember 2016 unter www.epa.admin.ch/epa/de/home/themen/personalpolitik/personalstrategie_2011_2015.html.
- European Commission (2014). *Parents at Work: Men and Women Participating in the Labor Force*. Short Statistical Report No. 2. Santa Monica, Cambridge: Rand Europe. Zugriff am Tag. 10. Dezember 2012 unter www.rand.org/pubs/research_reports/RR348.html. <https://doi.org/10.2838/54302>
- Gatrell, Caroline & Cooper, Cary L. (2016). A sense of entitlement? Fathers, mothers and organizational support for family and career. *Community, Work & Family*, 19(2), 134–147. <https://doi.org/10.1080/13668803.2016.1134121>
- Geisel, Sofie (2014). Arbeitszeiten flexibel gestalten – Herausforderungen und Leitsätze für eine moderne Arbeitszeitkultur. In Martin Klaffke (Hrsg.), *Generationen-Management. Konzepte, Instrumente, Best-Practice-Ansätze* (S. 175–204). Wiesbaden: Springer Gabler. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02325-6_8
- Gerhardt, Uta (2001). *Idealtypus. Zur methodischen Begründung der modernen Soziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Haas, Linda & Hwang, Philip (2016). “It’s About Time!” Company Support for Fathers’ Entitlement to Reduced Work Hours in Sweden. *Social Politics*, 23(1), 142–167. <https://doi.org/10.1093/sp/jxv033>
- Hofäcker, Dirk & König, Stefanie (2013). Flexibility and Work-Life Conflict in Times of Crisis: A Gender Perspective. *International Journal of Sociology and Social Policy*, 33(9/10), 613–635. Zugriff am 24. Juli 2015 unter www.emeraldinsight.com/doi/full/10.1108/IJSSP-04-2013-0042.
- Jurczyk, Karin; Schier, Michaela; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas & Voß, Günter G. (2009). *Entgrenzte Arbeit – Entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: Sigma.
- Kortendiek, Beate (2010). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Moderne. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erw. und akt. Aufl., S.442–453). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-322-99461-5_48
- Kvande, Elin (2009). Work-life Balance for Fathers in Globalized Knowledge Work: Some Insights from the Norwegian Context. *Gender, Work and Organization*, 16(1), 58–72. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0432.2008.00430.x>
- Lamb, Michael E.; Pleck, Joseph H. & Levine, James A. (1985). The Role of the Father in Child Development: The Effects of Increased Paternal Involvement. In Benjamin B. Lahey & Alan E. Kazdin (Hrsg.), *Advances in Clinical Child Psychology* (S. 229–266). New York: Plenum.
- Liebig, Brigitte & Kron, Christian (2017). Ambivalent Benevolence: The Instrumental Rationality of Father-Friendly Policies in Swiss Organizations. In Brigitte Liebig & Mechtild Oechsle (Hrsg.), *Fatherhood in Organizations. Inequalities and Capabilities, Responsibilities and Politics* (S. 105–126). Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Liebig, Brigitte & Peitz, Martina (2017). Organisationaler Wandel durch neue Väter? Eine neo-institutionalistische Analyse aktiver Vaterschaft in Erwerbsorganisationen. In Maria Funder (Hrsg.), *Neo-Institutionalismus – Revisited. Bilanz und Weiterentwicklungen aus der Sicht der Geschlechterforschung. Ein Handbuch* (S. 391–417). Baden-Baden: Nomos.
- Lott, Yvonne (2014). *Working Time Flexibility and Autonomy: Facilitating Time Adequacy? A European Perspective* (WSI Diskussionspapier). Zugriff am 10. Dezember 2015 unter www.boeckler.de/wsi_5351.htm?produkt=HBS-005838&chunk=1&jahr=.
- Maume, David J. (2006). Gender Differences in Restricting Work Efforts Because of Family Responsibilities. *Journal of Marriage and Family*, 10(1), 859–869.
- Maume, David J. (2011). Reconsidering the Temporal Increase in Fathers' Time with Children. *Journal of Family and Economic Issues*, 32, 411–423. <https://doi.org/10.1007/s10834-010-9227-y>
- Mayring, Philipp (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Meuser, Michael (2009). Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive. In Karin Jurczyk & Andreas Lange (Hrsg.), *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen* (S. 79–96). Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Meuser, Michael & Behnke, Cornelia (2012). „Look here mate! I'm taking parental leave for a year“ – Involved Fatherhood and Images of Masculinity. In Mechthild Oechsle, Ursula Müller & Sabine Hess (Hrsg.), *Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames* (S. 129–146). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Moldaschl, Manfred & Voß, Günter G. (Hrsg.). (2003). *Subjektivierung von Arbeit. Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit* (2. Aufl.). München, Mering: Hampp.
- Myrie, Jennifer & Daly, Kerry (2009). The Use of Boundaries by Self-Employed, Home Based Workers to Manage Work and Family: A Qualitative Study in Canada. *Journal of Family and Economic Issues*, 30(4), 386–398. <https://doi.org/10.1007/s10834-009-9166-7>
- Nentwich, Julia C. (2000). Wie Mütter und Väter gemacht werden – Konstruktionen von Geschlecht bei der Rollenverteilung in Familien. *Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung*, 3, 96–121.
- Nohl, Arnd-Michael (2013). *Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis*. Heidelberg: Springer VS.
- Peper, Bram; den Dulk, Laura; Černigoj Sadar, Nevenka; Lewis, Suzan; Smithson, Janet & van Doorne-Huiskes, Anneke (2014). Capabilities for Worklife Balance: Managerial Attitudes and Employee Practices in the Dutch, British, and Slovenian Banking Sector. In Barbara Hobson (Hrsg.), *Worklife Balance. The Agency & Capabilities Gap* (S. 206–238). Oxford: Oxford University Press.
- Pfahl, Svenja & Reuyß, Stefan (2009). *Das neue Elterngeld. Erfahrungen und betriebliche Nutzungsbedingungen von Vätern – eine explorative Studie*. Düsseldorf: Edition Böckler Stiftung. Zugriff am 17. November 2017 unter <https://www.boeckler.de/6299.htm?produkt=HBS-004555&chunk=6>.
- Pfau-Effinger, Birgit (2005). *Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz*. Zugriff am 30. Januar 2017 unter www.fu-berlin.de/sites/gpo/tagungen/Kulturelle_Hegemonie_und_Geschlecht_als_Herausforderung/Birgit_Pfau-Effinger___Wandel_der_Geschlechterkultur_

- und_Geschlechterpolitiken_in_konservativen_Wohlfahrtsstaaten____Deutschland____sterreich_und_Schweiz/wandel_geschl_pfau_effinger.pdf.
- Possinger, Johanna (2013). *Vaterschaft im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familienleben. ‚Neuen Vätern‘ auf der Spur*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Richter, Robert (2012). *Väter in Elternzeit: Umsetzungen und Strategien zwischen Familie und Beruf* (Dissertation). Paderborn. Zugriff am 25. Juli 2014 unter <http://digital.ub.uni-paderborn.de/hs/id/451072>.
- Treas, Judith & Drobníč, Sonja (Hrsg.). (2010). *Dividing the Domestic. Men, women, and Household Work in Cross-National Perspective*. Stanford: Stanford University Press.
- Valarino, Isabelle & Gauthier, Jacques-Antoine (2016). Paternity leave implementation in Switzerland: A challenge to gendered representations and practices of fatherhood? *Community, Work & Family*, 19(1), 1–20. <https://doi.org/10.1080/13668803.2015.1023263>
- Williams, Joan C. (2000). *Unbending Gender: Why Family and Work Conflict and What To Do About It*. New York: Oxford University Press.
- Williams, Joan C.; Blair-Loy, Mary & Berdahl, Jennifer L. (2013). Cultural Schemas, Social Class, and the Flexibility Stigma. *Journal of Social Issues*, 69(2), 209–234. <https://doi.org/10.1111/josi.12012>
- Witzel, Andreas (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22. Zugriff am 25. Juli 2014 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/%201132/2519.

Zu den Personen

Brigitte Liebig, Prof. Dr., Hochschule für Angewandte Psychologie, Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW, Privatdozentin am Institut für Soziologie der Universität Basel. Arbeitsschwerpunkte: Gender, Arbeit und Organisation, Hochschulforschung, Entrepreneurship.

Kontakt: Hochschule für Angewandte Psychologie FHNW, Louis-Giroud-Straße 26, 4600 Olten, Schweiz

E-Mail: brigitte.liebig@fhnw.ch

Martina Peitz, Dr., Hochschule für Angewandte Psychologie, Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW. Arbeitsschwerpunkte: Männlichkeitsforschung, insbesondere Väterforschung.

E-Mail: mapeitz@gmx.ch

Rezensionen

Heike Mauer

Sabine Hark/Paula-Irene Villa, 2017: Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: transcript. 173 Seiten. 19,99 Euro

Bereits ein flüchtiger Blick in die neuere Geschichte des Feminismus verdeutlicht, dass das Verhältnis von Rassismus, Sexismus und Feminismus ein ebenso komplexes wie kontroverses ist: Während Chandra Mohanty¹ feministische Forschungen dafür kritisierte, koloniale Bilder über die ‚Dritte-Welt-Frau‘ zu konstruieren, die dadurch rückständig und in einer patriarchalen Ordnung gefangen erscheint, beantwortete Susan Okin ihre rhetorische Frage *Is multiculturalism bad for women?*² mit einem eindeutigen Ja. Okin plädierte für einen liberalen Feminismus, der individuelle Freiheitsrechte gegenüber kollektiven Zugriffen von (Minderheits-)Kulturen verteidigt, und unterstellte diesen deutlich konservativere Geschlechterverhältnisse als der Mehrheitsgesellschaft.

Die aktuellen Debatten der feministischen Community über das Verhältnis von Rassismus und Sexismus kommen zumeist ohne historischen Rekurs aus. Sie werden aber in größter Schärfe öffentlich ausgetragen. Als Brennpunkt der Debatte erweisen sich hierbei konträre Interpretationen der Geschehnisse der Kölner Silvesternacht 2015 – ein Ereignis, das der hier besprochene Essay *Unterscheiden und Herrschen* von Sabine Hark und Paula-Irene Villa ebenfalls zum Anlass nimmt, die *ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart* zu analysieren.

Das Buch zeichnet sich durch eine hochkomplexe, sehr stark verdichtete und äußerst voraussetzungsvolle Sprache aus, die die Intention der Autor_innen, mit ihrem Essay auch eine politische Intervention zu leisten, etwas konterkariert. Hark und Villa wollen ihren Text nicht allein als wissenschaftliche Publikation, sondern zugleich als „Übung in kritischem Denken“ verstanden wissen, die „feministische Theorie mit sozialwissenschaftlichem Wissen, den postkolonialen Analysen, den Queer und Critical Race Studies sowie der Migrations-, Rassismus- und Grenzregimeforschung“ (S. 20) verbindet. Diese theoretische Basis fächern sie im einleitenden Kapitel mit dem Ziel auf, ein „Denken in Differenz“ (S. 123) und eine „Haltung zu entwickeln, die gleichermaßen epistemisch wie politisch ist“ (S. 123). Jedoch spart der Essay die Frage „nach der objektiven Wahrheit der Kölner Nacht“ (S. 11) bewusst aus. Hark und Villa benennen es lediglich als Lücke, dass diejenigen, die in Köln sexualisierte Gewalt erlebt haben, im Buch nicht selbst zu Wort kommen (S. 11).

Stattdessen stehen der Diskurs ‚nach Köln‘ und dessen Effekte im Zentrum der Überlegungen von Hark und Villa, die sich somit in die postkoloniale Tradition Mohantys

1 Mohanty, Chandra Talpade (1991). Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In Chandra Talpade Mohanty, Ann Russo & Lourdes Torres (Hrsg.), *Third World Women and the Politics of Feminism* (S. 51–80). Bloomington u. a.: Indiana University Press.

2 Okin, Susan Moller (1999). *Is Multiculturalism Bad for Women?* Hrsg. v. Joshua Cohen, Matthew Howard & Martha C. Nussbaum. Princeton/New Jersey: Princeton University Press.

stellen: Nicht die tatsächlichen Geschehnisse in der Silvesternacht sind ihr Thema, sondern Köln als „Signatur“, als „Chiffre“, die „leer und aufgeladen zugleich“ ist und sich gerade deshalb dazu eigne, „als ordnende Kraft [...] Diskurse auch rückwirkend zu verändern“ (S. 9). „Nach Köln“ erscheine nicht nur die Flüchtlingspolitik, sondern die gesamte Willkommenskultur als verfehlt. Zugleich hatte das Ereignis nicht nur ein verändertes Sprechen über Asyl, Einwanderung, Islam und Sexismus zur Folge, sondern wurde auch zur Legitimation eines Policy-Wandels genutzt: Beispielhaft nennen Hark und Villa im zweiten Kapitel das Asylpaket II, die Verschärfung des Sexualstrafrechts oder die erleichterte Ausweisung von Ausländer_innen, die wegen einer Sexualstraftat verurteilt wurden.

Der Essay richtet sich gegen jene (sprachlichen und medialen) Fundamentalisierungen, Versämtlichungen und Essentialisierungen, die ‚nach Köln‘ verstärkt den Diskursraum bestimmen und auf diese Weise – nicht zuletzt durch eine starke Dichotomisierung des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden‘ – zugleich Debattenräume verengen und intersektionale Analysen verunmöglichen. Hierzu untersuchen Hark und Villa im zweiten Kapitel anhand exemplarischer Beiträge die Debatte in der Tagespresse, die ‚Köln‘ bereits früh als einen Wendepunkt, als „Nacht, die alles verändert“ (S. 35) in Szene gesetzt habe. Als prägend für die politische und mediale Debatte seien insbesondere folgende Elemente anzusehen, die durch ihre wiederholte diskursive Verknüpfung aus Köln ein „Ding von Belang“ im Latour’schen Sinne“ (S. 36) werden lassen: „Kriminalität, innere beziehungsweise nationale Sicherheit, Terrorgefahr und -abwehr, Disziplin, soziale Ordnung, öffentliche Moral, rassistische bzw. islamfeindliche Verallgemeinerungen, die Verflechtung von Religion, Gewalt und Geschlecht sowie die Behauptung feministischer Anliegen“ (S. 36). Die Debatte ‚nach Köln‘ zeichnete sich, so Hark und Villa, durch einen „Ton der Veränderung“ (S. 37) aus, der eine – bereits latent existierende – manichäische ‚Wir-Sie‘-Unterscheidung aufgriff und verhärtete, wobei die konkreten Konturen des jeweiligen ‚Wir‘ und der jeweils ‚Anderen‘ gerade aus einer historisierenden Perspektive als verschwommen und als changierend begriffen werden müssten. Konkret stelle der Diskurs ‚nach Köln‘ die „gefährlichen, zu Triebkontrolle unfähigen arabischen bzw. muslimischen Flüchtlinge“ (S. 42) dem Phantasma einer westlichen, liberalen und säkularen Bürger_innenschaft gegenüber, die zur Selbstregierung und zum Gebrauch ihrer Vernunft fähig sei. Wie Hark und Villa im dritten Kapitel darlegen, sind solche manichäischen Differenzkonstruktionen tief in der Bildsprache der Berichterstattung nach Köln sowie allgemeiner im kulturellen Repräsentationsregime der Mehrheitsgesellschaft verankert.

Dieser Hang zu manichäischen Dichotomisierungen mache auch vor einer feministischen Kritik nicht Halt. Deshalb widmet sich das vierte Kapitel der These, dass eine bestimmte Form des Feminismus – namentlich diejenige von Alice Schwarzer – zu einem rassistischen Diskurs beiträgt, sodass eine „toxische Verflechtung“ (S. 79) zwischen antisexistischem und rassistischem Sprechen entstehe. Dies diskutieren Hark und Villa mithilfe des Konzeptes des ‚Femotionalismus‘ von Sara Farris, das „das (nicht immer) geheime Einverständnis zwischen xenophoben, nativistischen, rassistisch be-

ziehungsweise islamfeindlich argumentierenden Politiken einerseits und feministischen Positionen andererseits“ (S. 86) analytisch erfassen soll.

Hark und Villa verstehen unter Femonationalismus „eine spezifische, in sich durchaus heterogene und dynamische Reartikulation des Feminismus“ (S. 88) als „naturalistisch, familiaristisch oder religiös [...] christlich“ (S. 88f.). Sie erkennen zwar explizit Unterschiede zwischen Schwarzers Feminismus und einer femonationalistischen Position an. Schwarzers Position unterziehen sie dennoch einer zweifachen Kritik: Zum einen ignoriere Schwarzer weitestgehend die rechtspopulistischen Aneignungen – und wie hinzuzufügen wäre Verfremdungen – der feministischen Sexismuskritik. Zweitens werfen Hark und Villa Schwarzers Feminismus einen „falschen Universalismus“ (S. 89) sowie eine „ideologisierte Betrachtung des Islam und der Muslime und der Musliminnen“ vor und kritisieren dessen „mindestens kulturessentialistisch[e], wenn nicht gar rassistisch zu nennende toxische Aufladung“ (S. 89).

Allerdings wird bei *Unterscheiden und Herrschen* nicht unbedingt deutlich, ob und wie ein nicht-rassistisches Sprechen über das ‚Ereignis Köln‘ möglich wäre und welche normativen Kriterien zur Unterscheidung von rassistischer und nicht-rassistischer Sexismuskritik herangezogen werden könnten.³ Dies liegt u. a. daran, dass sich die Autor_innen weder mit dem Tatgeschehen auseinandersetzen, noch sich auf die inner-muslimische Kritik an islam-spezifischen Elementen von Sexismus inhaltlich einlassen. Letztere wird zwar bisweilen erwähnt, jedoch mit dem Verweis auf die „komplexe und komplizierte Gemengelage“ (S. 78) nicht vertiefend reflektiert.

Nicht zuletzt deshalb hinterlässt die Lektüre bei der Rezensentin eine gewisse Ratlosigkeit, da Hark und Villa einerseits die Notwendigkeit eines Austauschs, einer (selbst)kritischen Debatte und Reflexion betonen, die sich im Sinne der ‚erweiterten Denkungsart‘ nach Hannah Arendt auf die Positionen der Anderen einlässt. Zugleich steht dieser Anspruch in einem gewissen Widerspruch zu der von ihnen gewählten Vorgehensweise einer – über weite Strecken gelungenen – Entlarvung rassistischer Diskurse.

Erfrischend ist deshalb insbesondere das abschließende fünfte Kapitel, das in einer dialogischen Form als Gespräch zwischen den Autor_innen gestaltet ist und sich auch im Sprachduktus deutlich von den vorangegangenen Kapiteln unterscheidet. Denn hier gelingt es den Autor_innen nicht nur, die jeweils eigenen Positionierungen zu den komplexen Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus deutlich zu machen, sondern es werden ebenso die Fragen, Unsicherheiten und Schwierigkeiten mit der je eigenen Positionierung benannt. Auf diese Weise werden ein Gespräch und ein Dialog ermöglicht, der auch die Lesenden zum Nachdenken und zu Reflexionen einlädt.

3 Vgl. zu einer ausführlichen Auseinandersetzung mit dieser Herausforderung Biskamp, Floris (2016). *Orientalismus und demokratische Öffentlichkeit: Antimuslimischer Rassismus aus Sicht postkolonialer und neuerer kritischer Theorie*. Bielefeld: transcript.

Zur Person

Heike Mauer, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, derzeit Sprecherin des Arbeitskreises Politik und Geschlecht der DVPW. Arbeitsschwerpunkte: Hochschul- und Gleichstellungsforschung, Intersektionalität, Politische Theorie des Rechtspopulismus.

Kontakt: Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Koordinations- und Forschungsstelle, Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen

E-Mail: heike.mauer@uni-due.de

Anna Beckmann

Véronique Sina, 2016: *Comic – Film – Gender. Zur (Re-)Medialisierung von Geschlecht im Comicfilm*. Bielefeld: transcript Verlag. 304 Seiten. 34,99 Euro

Durch seine spezifische Medialität ist der Comic dafür prädestiniert, Prozesse der Einschreibung und Entstehung sozialer Kategorien sichtbar zu machen, so die These von Véronique Sina. In ihrer Dissertation *Comic – Film – Gender. Zur (Re-)Medialisierung von Geschlecht im Comicfilm* zeigt sie anhand von drei Comicfilmen, wie sich das wechselseitige Verhältnis von Comic und Film im Konzept der (Re-)Medialisierung¹ verstehen lässt und wie Medien und Gender in Bezug auf eine genderorientierte Medienwissenschaft (Gender Media Studies) in einem stetigen performativen und reziproken Austausch begriffen sind. Dabei bezieht sie sich auf die Theorie Judith Butlers, nach der Performativität als „permanentes Zitieren bzw. zwanghaftes Wiederholen hegemonialer Normen und geschlechtlicher Identitäten“ (S. 16) definiert wird. Als diskursives Produkt, das weder Ursprung noch Kern oder Original kennt, ist Gender somit eine sich in stetigem Wandel befindende Kategorie. Mit der These, dass auch Medien als performative Kategorien zu verstehen sind, legt Sina ihrer Arbeit eine doppelte Perspektive zugrunde. Zum einen untersucht sie das reziproke Verhältnis von Medien und Gender, indem sie die ausgewählten Werke sowohl daraufhin befragt, wie die Kategorie Gender durch diese konstituiert und produziert wird, als auch, wie auf die Geschlechtsidentität bezogene „Ausschließungen, Machtstrukturen sowie (hetero-)normative Zuweisungen“ (S. 28) auf die jeweiligen Medien einwirken. Zum anderen arbeitet Sina differenziert die spezifische Medialität des Comics heraus, um deren (Re-)Medialisierung im Comicfilm und ihr subversives Potenzial in Bezug auf die Kategorie Gender darzustellen. Durch

1 Bolter, David & Grusin, Richard (1999). *Remediation. Understanding New Media*. London: MIT Press.

die Spannungsverhältnisse von Text und Bild, Einzelbild und Bildfolge, Reduktion und Überzeichnung sowie Differenz und Wiederholung geprägt, ist dem Comic, laut Sina, eine selbstreflexive Medialität immanent. Denn während der Film als Medium der Illusionsästhetik seinen Herstellungsprozess zu verstecken suche, würden in der spezifischen Medialität des Comics Mechanismen der Generierung und Zuschreibung sichtbar.

Besonders die Figurendarstellung, die stark durch die fragmentierte Struktur der Einzelbilder (Panels) bedingt ist, steht im Fokus von Sinas Arbeit. Die Autorin erläutert, wie die Figuren Panel für Panel wiederholt werden, sodass im „Modus der Wiederholung“², „welche das (produktive) Potenzial der Differenz und Verfehlung in sich birgt“ (S. 30), und durch die stereotypen und überzeichneten Darstellungen der inszenierte Charakter der zugeschriebenen Geschlechtsidentität aufzeigt wird. Die performative Grundstruktur (S. 30) ermögli-che eine verfehlte, subversive Wiederholung, wie sie von Butler beschrieben wird, und somit die Entlarvung der Kategorie Gender als weder natürlich noch originär (S. 19).

Das erste Beispiel, anhand dessen Sina ihre Theorien zu bestätigen sucht, ist der von Robert Rodriguez und Frank Miller geschaffene Comicfilm *Sin City*³ (2005), der auf der gleichnamigen Comicreihe von Miller selbst beruht. Die Regisseure schaffen es, laut Sina, durch die digitale Bearbeitung des filmischen Materials die spezifische Ästhetik der Comics zu remedialisieren, wodurch die Zuschauer_innen auf die Konstituierung von Geschlechtsidentität aufmerksam gemacht würden. Denn die geschlechtliche Repräsentation der Figuren wird „mit Hilfe eines parodistischen Spiels exzessiver sowie überspitzter und gleichsam verfehlter (Re-)Medialisierung heteronormativer Geschlechterrollen“ (S. 126) in ihrer Künstlichkeit ausgestellt und so als „leeres Zeichenspiel, als ursprungslose Fiktion ohne Referenz“ (S. 125) entlarvt. Am Beispiel des zweiten Comicfilms *Immortel (Ad Vitam)*⁴ von 2004 stellt die Autorin eine weitere für den Comic und seine Remedialisierung kennzeichnende Eigenschaft heraus. Denn der von Enki Bilal auf Grundlage seiner eigenen Comics entwickelte Film ist durch eine für Comics spezifische hybride und fragmentarische Ästhetik markiert. Anhand der Figuren, allesamt hybride Wesen, macht Sina deutlich, dass der Comicfilm die Vorstellung einer natürlichen Geschlechtsidentität ad absurdum führt. Besonders die Darstellung der Protagonist_in, die unter repressiven, gewaltvollen und sanktionierenden Umständen gezwungen wird, eine menschliche Frau zu werden, zeigt, dass die „Kategorie der ‚biologischen‘ Frau [...] in *Immortel* als ein durch soziokulturelle Normierung und gewaltsame Disziplinierung erschaffenes Konstrukt ohne fixen Ursprung oder ‚natürlichen‘ Ausgangspunkt“ (S. 188) ist.

Wie der von Butler beschriebene Sanktionscharakter bei einer Abweichung von der zuge teilten Genderrolle aussieht, macht Sina auch an ihrem letzten Beispiel deutlich.

2 Frahm, Ole (2010). *Die Sprache des Comics*. Hamburg: Philo Fine Arts.

3 Avellán, Elizabeth (Produzentin) & Rodriguez, Robert; Miller, Frank; Tarantino, Quentin (Regisseure). (2005). *Sin City* [Film]. USA: Dimension Films.

4 Gassot, Charles (Produzent) & Bilal, Enkil (Regisseur). (2004). *Immortel (Ad Vitam)* [Film]. F/|/GB: Duran Entertainment.

Anhand der beiden Comicfilme *Kick Ass*⁵ (2010) und *Kick Ass 2*⁶ (2013) erörtert die Forscherin, dass eine an die Medialität des Comics angelehnte Selbstreflexivität nicht automatisch zu einer Dekonstruktion von Geschlecht führen muss. Die Filme zeigen, laut Sina, im Gegenteil, dass eine vermeintliche Subversion von Geschlechterrollen, die an der Oberfläche verbleibt, zur Festigung der heteronormativen Matrix führen kann. So werden in den Filmen zwar Rollenbilder entworfen, die teilweise einer gesellschaftlichen Normierung widersprechen, doch würden diese zurückgenommen, wenn die Figuren am Ende der Filme ihre „wahre“ Bestimmung innerhalb der Norm finden (S. 242ff.). Auf der formal-ästhetischen Ebene kann Sina ihre Argumentation stützen, indem sie beschreibt, wie sowohl die Filme als auch deren grafische Vorlagen bemüht sind, die spezifische Medialität des Comics zu vermeiden, und sich am illusionsästhetischen Medium Film orientieren. Mit dem „Ausblenden der hypermedialen Comicästhetik [geht] eine Naturalisierung des Gezeigten [...] einher, welche eine Bestätigung hegemonialer sowie heteronormativer Geschlechterdiskurse mit sich bringt“ (S. 217).

Sina kann so ihre These von der reziproken performativen Verbindung zwischen Medien und Gender bestätigen. Anhand einer umfassenden Darstellung der Theorien, die sie ihrer Arbeit zugrunde legt, und einer differenzierten formal-ästhetischen Analyse der Comicfilme zeigt sie, wie die Genderrollen in den jeweiligen Medien remedialisiert und performativ strukturiert werden. Der Fokus der Arbeit liegt auf dem subversiven Potenzial der Comicästhetik und der damit möglichen Dekonstruktion von gendergebundenen Zuschreibungen. Damit ordnet sich Sina in einen Theoriestrang der Comicforschung ein, der im deutschsprachigen Raum stark durch Ole Frahm geprägt worden ist.⁷ In der Verbindung mit den Theorien der Gender Media Studies kann Sina die Thesen Frahms nutzen und weiterführen. Denn wie Sinas Exkurs über die Geschichte des Comics zeigt, ist die historische Darstellung der Produktion und Rezeption des Comics sowie dessen Erforschung männlich konnotiert (S. 75). So schließt sie mit ihren Überlegungen zur Notwendigkeit einer genderorientierten Medienwissenschaft eine Lücke in der gegenwärtigen Comicforschung, in der es außerhalb von theoretischen Überlegungen wie der von Frahm bisher wenige konkrete genderorientierte Analysen gibt.

Kritisch anzumerken ist, dass es sich bei den ausgewählten Beispielen ausschließlich um von (männlichen) Comiczeichnern und Regisseuren produzierte Werke handelt, ohne dass dies erwähnt wird. Eine Begründung dieser Auswahl wäre ebenso spannend gewesen wie die Kontextualisierung dieser innerhalb der feministischen Filmtheorie. Die Einteilung der Analysen in die drei Abschnitte grafische Vorlage, Comicfilm und genderorientierte Analyse führt gelegentlich zu Doppelungen. Während der Filmanalyse finden sich häufig wiederholende Verweise auf das Konzept der (Re-)Medialisierung, obwohl eine Erklärung der konkret dekonstruierenden Mechanismen zum besseren Verständnis beigetragen hätte.

5 Vaughn, Matthew (Produzent & Regisseur). (2010). *Kick Ass*. [Film]. USA/GB: Marv Films.

6 Adam Bohling (Produzent) & Wadlow, Jeff (Regisseur). (2013). *Kick Ass 2* [Film]. USA/GB: Universal Pictures.

7 Frahm, Ole (2010). *Die Sprache des Comics*. Hamburg: Philo Fine Arts.

Insgesamt gelingt es Sina jedoch, eine differenzierte und stringente Arbeit vorzulegen, die an aktuelle intermediale und interdisziplinäre Diskurse anschließt und als Grundlage für zukünftige Arbeiten dienen kann, die eine Verbindung zwischen Comieforschung und Gender Studies bearbeiten.

Zur Person

Anna Beckmann, M.A., Doktorandin und Stipendiatin der Friedrich-Schlegel-Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien an der Freien Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Comieforschung, intermediale Erzähltheorie sowie queer-feministische Literaturtheorie und post-strukturalistische Theorien.

E-Mail: anna.beckmann@fu-berlin.de

Sylka Scholz

Stefan Horlacher/Bettina Jansen/Wieland Schwanebeck (Hrsg.), 2016: *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J. B. Metzler. 382 Seiten. 68,00 Euro

Das Thema Männer und Männlichkeit ist im deutschsprachigen akademischen Raum mittlerweile etabliert, wenn auch kaum in Form von entsprechend denominierten Professuren institutionalisiert. Diese Etablierung belegt etwa die zehnte bilanzierende Tagung des Arbeitskreises Interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIM Gender)¹ mit dem Titel *Männlichkeitenforschung: Bilanz und Perspektiven* im Dezember 2015, aber auch das Erscheinen des deutschsprachigen, interdisziplinären Handbuchs *Männlichkeit*. Ziel des von den Anglist_innen Stefan Horlacher, Bettina Jansen und Wieland Schwanebeck herausgegebenen Nachschlagewerks ist es zum einen, eine retrospektive Sichtung und Reflexion der im europäischen Raum vorgelegten Analysen vorzunehmen, und zum anderen, die Männlichkeitsforschung um eine europäische Perspektive zu erweitern. Denn die mittlerweile zahlreichen in den USA publizierten Überblickswerke stellten zwar einen Anspruch auf Internationalität, seien jedoch „stark amerikazentriert“ (S. 3). Der Band versammelt 31 Beiträge von einschlägigen Autor_innen und ist in drei Teile gegliedert.

1 Das umfangreiche elektronische Archiv des seit 2001 bestehenden Arbeitskreises findet sich unter www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/Lehr-und-Forschungsbereiche/soziologie_der_geschlechterverhaeltnisse/AIM_Gender/index.html (Zugriff am 10.01.2018). Ein Tagungsbericht von Stephan Höyng ist nachzulesen in der Zeitschrift GENDER: Höyng, Stephan (2016). *Männlichkeitenforschung: Bilanz und Perspektiven*. 10. Tagung des Arbeitskreises AIM Gender vom 10. bis 12. Dezember 2015 in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. *GENDER*, 8(2), 135–140.

Das Handbuch beginnt mit einer instruktiven Einleitung der Herausgeber_innen zum Anliegen und zur Struktur. Deziert grenzen sie sich vom medialen Diskurs um eine „Krise des Mannes“ oder eine „Krise der Männlichkeit“ ab. Stattdessen wird eine gründliche kontextualisierende und interdisziplinäre Diskussion empfohlen, dazu werden die „wichtigsten natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Perspektiven wie auch die Künste in einem hierarchiefreien Ansatz“ (S. 4) bereitgestellt. Im *ersten Teil* wird in fünf Beiträgen zunächst ein systematischer Überblick über die deutschsprachige, die englischsprachige, die osteuropäische sowie die in Frankreich, Spanien und Italien betriebene Männlichkeitsforschung gegeben. Auch die lateinamerikanische Forschung wird dargestellt, während die englischsprachig betriebene skandinavische Forschung nicht betrachtet wird, da sie in den USA bereits rezipiert wird. Zudem fließt sie, wie die angloamerikanische Forschung insgesamt, in die einzelnen Beiträge ein, stellt sie doch übergreifend die zentrale Grundlage dar. Ausgehend von der feministischen Forschung ermöglicht dieser Teil eine strukturierte Einführung in die länderspezifische historische Entwicklung der Männlichkeitsforschung, in deren zentrale theoretische Konzepte und Debatten sowie in empirische Forschungsschwerpunkte. Übergreifend gehen alle Autor_innen von einer Pluralität von Männlichkeiten aus, die in komplexe Machtverhältnisse entlang von class/race/gender, aber auch Alter und Religion strukturiert sind. Betont wird, auch mit Blick auf die Queer Studies, die Komplexität von Männlichkeitskonstruktionen. Diskutiert werden neben hegemonialen Männlichkeiten auch Phänomene wie „queere Männlichkeiten“ (S. 35) oder „female masculinities“ (S. 36).

Der *zweite Teil* geht disziplinär vor. Es erfolgt ein kritischer Abriss vorherrschender Methoden, Ansätze und Konzepte der jeweiligen Disziplin, das heißt, „jede Disziplin wird sowohl systematisch als auch historisch bezüglich ihrer Perspektive auf und ihrer Konzepte von Männlichkeit hinterfragt“ (S. 5). Vertreten sind solche Disziplinen, in denen sich eine Männlichkeitsforschung bereits etablieren konnte, wie Geschichtswissenschaft, Ethnologie, Pädagogik und Soziologie. Aber auch Archäologie, Biomedizin, Linguistik, Philosophie, Psychoanalyse, Psychologie, Rechtswissenschaften und Theologie sind involviert. Die einzelnen Artikel unterscheiden sich in ihrer Länge, da etwa die Aufsätze zur Geschichtswissenschaft (*Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz/Daniel Albrecht*) oder zur Soziologie (*Michael Meuser*) aufgrund der langen Forschungstradition in diesen Feldern sehr dicht und informativ sind. Ausgerechnet der einzige naturwissenschaftliche Beitrag zur Humanbiologie und Humanmedizin (*Markus Schubert*) ignoriert das feministische und sozial-/de-konstruktivistische Wissen, welches in allen anderen Beiträgen benannt wird, und postuliert als wesentliche Ursache für männer- und frauenspezifische Verhaltensweisen „genetische und hormonelle Einflüsse“ (S. 88). Der Beitrag vernachlässigt die beschriebene Rolle der Biologie für die Konstitution der modernen Geschlechterordnung, die etwa *Walter Erhart* im ersten Teil entfaltet, und nimmt erneut eine Naturalisierung und Universalisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit vor.

Künstlerische Vorstellungen von Männlichkeit stehen im Zentrum des *dritten Teils*. Die Künste werden „als ein Erkenntnismedium“ (S. 5) konzipiert, durch das sich „die

Gesellschaft selbst reflektiert, neu entwirft und potentiell transzendiert“ (S. 5). Die Literaturwissenschaft ist mit fünf Beiträgen zu den je ausgewählten Kulturräumen vertreten. Ihre Dominanz erklären die Herausgeber_innen damit, dass die Literatur im Vergleich zu den neueren Künsten „seit Jahrhunderten, wenn nicht gar Jahrtausenden verankert ist“ (S. 6). Dem Film, der Fotografie, der Kunstgeschichte, der Musik und dem Tanz sind hingegen jeweils Einzelbeiträge gewidmet. Sie ermöglichen kundige Einblicke in die ausgewählten künstlerischen Felder, in denen eine Forschung zu Männlichkeiten erst in Ansätzen etabliert ist. So wird etwa schlüssig gezeigt, welche zentrale Bedeutung Film (*Uta Fenske*) und Fotografie (*Christoph Ribbat*) für die Konstitution von hegemonialen Männerbildern, aber auch für subversive Gegenbilder haben.

Insgesamt gibt das Handbuch einen fundierten Überblick über die heterogene Forschungslandschaft zu Männlichkeiten in Europa. Positiv hervorzuheben ist, dass Osteuropa mit zwei Beiträgen (beide von *Alexander Wöll*) einbezogen wurde, was nicht selbstverständlich ist. Durch die Lektüre des Buches erlangen die Leser_innen Einblicke in Felder, mit denen man sich im disziplinierten wissenschaftlichen Alltag nicht unbedingt beschäftigt, die jedoch anregend für die eigene Forschung sein und den Blick interdisziplinär erweitern können. Das Sach- und Personenregister ermöglicht es, sich mithilfe von Querverweisen artikelübergreifend Konzepte und Gegenstände zu erschließen. Benannt werden von den Herausgeber_innen auch Desiderata für die weitere Entwicklung der „Comparative Masculinity Studies“ (S. 3). Sie konstituieren sich zu einem Zeitpunkt, zu dem durch die Queer Studies sowie die Transgender- und Intersex-Forschungen einerseits das konstruktivistische und begrifflich komplexe Instrumentarium mit ermöglicht, andererseits aber auch eine klar umrissene Kategorie Männlichkeit infrage gestellt wird, die jedoch den Gegenstand der Männlichkeitenforschung bildet. Diesen Aspekt und die „Intersektionalität männlicher Identität“ (S. 6) sehen die Herausgeber_innen als „wichtigste Herausforderung[en] für die nächsten Jahre“ (S. 7), Männlichkeitenforschung transdisziplinär zu betreiben. Die zweite Fokussierung sehe ich als Soziologin kritisch, sind doch männliche Identitäten nur ein Aspekt in den komplexen sich globalisierenden Geschlechterverhältnissen, die immer noch mit massiven sozialen Ungleichheiten einhergehen. Dazu gehört für mich auch die Frage, wie ein geschlechtergerechteres Europa und darüber hinausgehend eine geschlechtergerechte Welt aussehen könnte. Auffällig ist, dass soziale Bewegungen und politische Aktivitäten im Handbuch nur am Rande angesprochen werden.

Abschließend wünsche ich dem schön aufgemachten Hardcover viele Leser_innen, leider könnte jedoch der Preis von knapp 70 Euro für Studierende und Promovierende zu hoch sein. Das Buch ist mittlerweile zum Glück als E-Book beim Springer-Verlag erschienen und somit über Bibliotheken leichter zugänglich. Der breite Überblick über den aktuellen Stand der Männlichkeitenforschung könnte diese in den Gender Studies populärer machen, die beim Thema Männlichkeit meist auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit rekurrieren, das aber, wie das Handbuch beeindruckend belegt, nur einen Teil der vielfältigen Männlichkeitsforschung ausmacht und in vielen Beiträgen zudem kritisch diskutiert wird.

Zur Person

Sylka Scholz, Prof. Dr., Professorin für Qualitative Methoden und Mikrosoziologie am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, insbesondere Männlichkeitsforschung, Familienforschung und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung.

Kontakt: Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Soziologie, Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena

E-Mail: sylka.scholz@uni-jena.de

Cita Wetterich

Isabelle Ihring, 2015: *Weibliche Genitalbeschneidung im Kontext von Migration*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress. 189 Seiten. 26,90 Euro

Migration steht aktuell im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit vieler europäischer Staaten. Spezifische Bräuche, wie beispielsweise die Heirat von Minderjährigen oder Genitalbeschneidungen, stoßen dabei auf großes Unverständnis in europäischen Ankunftsändern. Isabelle Ihring setzt sich in ihrer Dissertation mit der weiblichen Genitalbeschneidung, vorrangig der Infibulation, im Zusammenhang mit Migration nach Europa auseinander und schließt somit an einen lebhaften gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs an. Dabei stehen jedoch nicht, wie bei vergleichbaren Arbeiten,¹ die medizinischen Folgen im Vordergrund. Stattdessen wird auf psychische Auswirkungen, kulturelle Spannungsverhältnisse und die Praxis des „Othring“ eingegangen.

Der regionale Fokus liegt auf Somalia und auf vier europäischen Ländern – Deutschland, Schweiz, Italien und Großbritannien. Im Zentrum steht die Frage, wie „die Arbeit gegen weibliche Genitalbeschneidung künftig so gestaltet werden kann, dass bedrohte Mädchen nachhaltig geschützt werden und Angebote betroffene Frauen in ihren Bedürfnissen erreichen“ (S. 13). Die Arbeit basiert auf einem Mixed-Methods-Ansatz, der sowohl quantitative Erhebungen als auch qualitative Interviews mit Betroffenen vereint.

Das Buch ist in eine theoretische Diskussion und eine empirische Analyse aufgeteilt. Ziel dieser Unterteilung ist, eine konzeptionelle Basis zu legen, bevor die empirischen Ergebnisse vorgestellt und bewertet werden. Der Gesamtaufbau der Studie wird in der Einleitung des Buches (*erstes Kapitel*) vorgestellt. Im *zweiten Kapitel* des theoretischen Rahmens werden unterschiedliche Praktiken weiblicher Genitalbeschneidung thema-

1 Asefaw, Fana (2007). *Female Genital Cutting (FGC) – Eine Feldstudie unter besonderer Berücksichtigung der Hintergründe sowie der gesundheitlichen und psychosexuellen Folgen für Betroffene und Partner in Eritrea und Deutschland*. Universität Witten/Herdecke.

tisiert, medizinische und psychische Konsequenzen beleuchtet und die Gesetzgebung in den verschiedenen Länderstudien beschrieben. Das *dritte Kapitel* befasst sich mit dem politischen und gesellschaftlichen Kontext im Herkunfts- sowie im Ankunftsland. Hierbei werden insbesondere migrationspolitische Hintergründe beleuchtet. Das *vierte Kapitel* setzt sich mit theoretischen Perspektiven auseinander, die die Grundlage für den späteren Analyseteil des Buches liefern sollen: Hierzu gehören postkoloniale Diskurse, kritische Weißseinsforschung, feministische Perspektiven auf Geschlecht, Intersektionalität und eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Kulturbegriffen.

Der zweite Teil des Buches beinhaltet die empirische Untersuchung. Im *ersten Kapitel* beschreibt die Autorin ihr methodisches Vorgehen und die verschiedenen Bausteine des Mixed-Methods-Ansatzes. In den folgenden Kapiteln wird nacheinander auf die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung (*Kapitel zwei*), der Interviews mit migrierten Frauen somalischer Herkunft (*Kapitel drei*) und der Interviews mit migrierten Männern somalischer Herkunft (*Kapitel vier*) eingegangen. Den im dritten Kapitel aufgezeigten Einzelfällen wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, um verschiedene Sicht- und Verhaltensweisen der Betroffenen in Bezug auf weibliche Genitalbeschneidung und die sich daraus ergebenden Dilemmata zu skizzieren. Die Ergebnisse werden in *Kapitel fünf* zusammengefasst und kurz kritisch diskutiert. Das Buch schließt mit Handlungsempfehlungen für Politik und Beratung (*Kapitel sechs*) sowie mit einem Ausblick auf die zukünftige Forschung (*Kapitel sieben*).

Das Buch gibt insgesamt einen fundierten Überblick über die weibliche Genitalbeschneidung im Migrationskontext. Gerade der Mixed-Methods-Ansatz ist in Anbetracht der dürftigen Forschungslage bereichernd, da er verschiedene Sichtweisen des Problems vereint und damit als Pilotstudie für weitere Forschung dienen kann. Gleichzeitig gehen die Ergebnisse der Studie deutlich über die ursprüngliche Fragestellung hinaus. So stellt die Autorin fest, dass „Mädchenbeschneidung in Somalia als eine stark verwurzelte ‚Tradition‘“ (S. 160) und als Bestandteil der Konstruktion von Weiblichkeit von den Interviewpartnern eingestuft wird. Auch bietet die Studie die Möglichkeit, Handlungsempfehlungen für männliche Mitglieder der somalischen Diaspora in Europa auszusprechen. Die Ergebnisse, die Empfehlungen für Politik und Beratung zulassen, werden in fünf Unterpunkte gegliedert: finanzielle Förderung von Migrant_innenvereinen (S. 169), Aufnahme der Thematik in die medizinische, psychologische und pädagogische Ausbildung (S. 169ff.), Schulungen für Mediziner_innen, Psycholog_innen und Pädagog_innen im Umgang mit beschnittenen Frauen (S. 171ff.), Offenheit gegenüber neuen Wegen in der Beratung (S. 172) und Beratung in Flüchtlingswohnheimen (S. 173). Die Autorin konnte aufgrund ihres somalischen Hintergrundes einen besonderen Zugang zu den Befragten erhalten. Dies ermöglichte ihr, mit einem niederschwelligeren Ansatz an die Thematik heranzugehen und so die Gefahr einer methodologischen Unausgewogenheit größtenteils zu umgehen, die sich aus der privilegierten Position der/des Forschenden ergibt. Dennoch ist ein Gefälle zwischen europäischer Forscherin und Betroffenen zu beobachten, da manche der Befragten Zurückhaltung zeigen, ihre Meinung zu Mädchenbeschneidung zu äußern, um nicht gegen westliche – durch die

Forschende repräsentierte – Normen zu verstoßen. Die Autorin spricht dies jedoch auch selbst an (S. 87).

Zwei Aspekte sollen kritisch hervorgehoben werden: Die Vorzüge des Ländervergleichs erschließen sich nicht ohne Weiteres, was die Autorin jedoch auch anmerkt. Eine Eingrenzung auf einen Zwei-Länder-Vergleich hätte es ermöglicht, genauer auf die Spezifika der einzelnen Gesundheits- und Beratungssysteme sowie auf den politischen Kontext einzugehen. So bleiben die Länderanalysen vergleichsweise oberflächlich. Eine stärker fokussierte Analyse wäre in zweierlei Hinsicht vorteilhaft gewesen: Zum einen könnte sie die Zielsetzung der Studie, in Deutschland lebende Mädchen effektiver vor weiblicher Genitalbeschneidung schützen zu können, besser untermauern und zum anderen könnte eine empirische Fokussierung helfen, deutlich konkretere Handlungsempfehlungen für den deutschen Bereich auszusprechen.

Auch hat Ihring die Chance verpasst, ihre Arbeit stärker in den theoretischen Kontext einzubetten und ihre Ergebnisse in aktuelle Forschungsdiskussionen einzubringen. So werden zwar einige der aufgeführten theoretischen Ansätze (insbesondere westliche feministische Diskurse und postkoloniale Ansätze) in die Diskussion der Ergebnisse einbezogen, jedoch werden sie nur bedingt in den empirischen Analysen reflektiert. Dadurch ist teilweise nicht ersichtlich, warum bestimmte Theoriestränge am Anfang des Buches aufgeführt werden und wie die Ergebnisse der Studie die wissenschaftliche Diskussion voranbringen können. Insgesamt hätte die Argumentation durch eine engere Verknüpfung von Theorie und Empirie an Substanz gewinnen können. Besonders die Ausführungen zu Westernzentrismus und Postkolonialismus (S. 176) sind spannend und eine weitere Ausarbeitung der Gedankenstränge wäre wertvoll gewesen und hätte die Debatte mit den praktischen Ergebnissen der Studie befruchten können. Trotz dieser Vorbehalte eröffnet das Buch eine detaillierte, methodisch innovative und lohnenswerte Auseinandersetzung mit der Thematik der weiblichen Genitalbeschneidung im Migrationskontext.

Zur Person

Cita Wetterich, M.A., Doktorandin der Geschlechterforschung der Universität Basel und der Politikwissenschaft am Arnold-Bergstraesser-Institut in Freiburg. Arbeitsschwerpunkte: feministische Sicherheitsforschung, Migration, Afrika, qualitative Forschungsmethoden.

E-Mail: cita.wetterich@unibas.ch